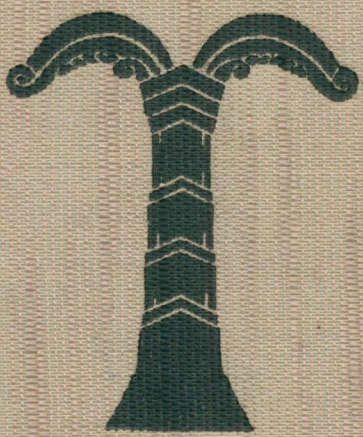
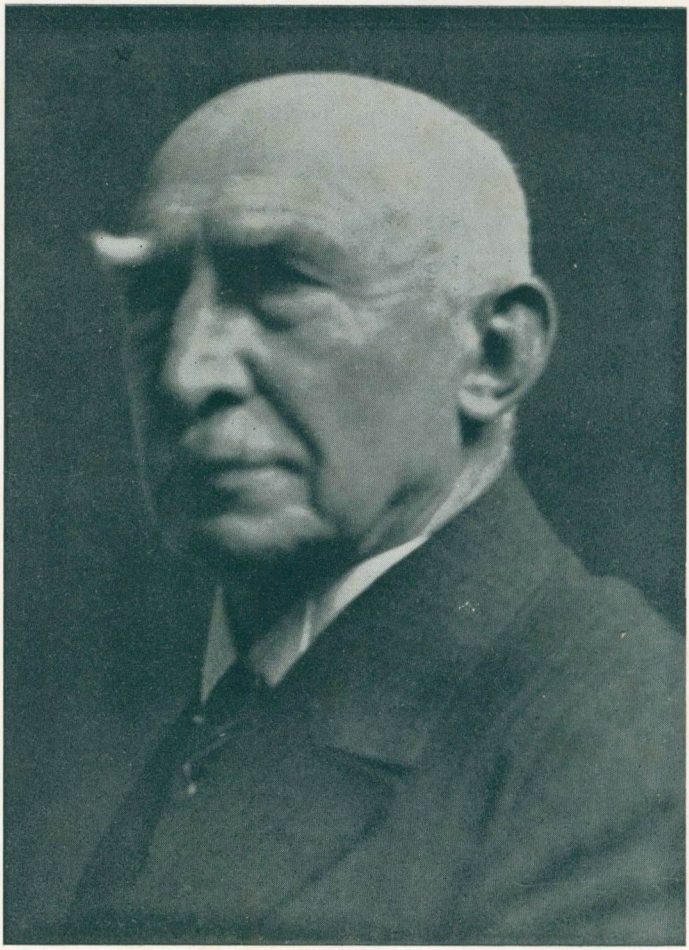


Wilhelm Teudt im Kampf um Germanenehre



Prof. Wilhelm Teudt

Wilhelm Teudt
im Kampf um Germanenehre

Eine Auswahl von Teudts Schriften

Verlag von Velhagen & Klasing
Bielefeld und Leipzig
1940

Herausgegeben von Dr. Rudolf Bünte

Mit 13 Abbildungen und 5 Kartenskizzen

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Vorwort

Neben Guſtaf Koſſinna gilt Profeſſor Teudt allen denen, die ehrlich und unvoreingenommen ſeinem Werk gegenüberſtehen, als erfolgreicher Wegbereiter der deutſchen Vorgeſchichte.

In ſein Werk einzuführen und deſſen Bedeutung auch breiteren Kreiſen verſtändlich zu machen, iſt der Zweck dieſes Buches. Es bringt eine Auswahl Teudtſcher Aufſätze aus den verſchiedenen Gebieten ſeines Schaffens.

Nachdem die letzten Auflagen ſeines Hauptwerks „Germaniſche Heiligtümer“[1]) erſchienen waren, mußten auch ſolche Gelehrte, die mit einer Anerkennung der Teudtſchen Verdienſte bisher zurückgehalten hatten, wenn auch teilweiſe noch zögernd zugeben, daß hier der deutſchen Vorgeſchichtswiſſenſchaft Wege der Erkenntnis erſchloſſen und neue Arbeitsaufgaben geſtellt wurden, die geeignet waren, der gemeinſamen Forſchung – zumal im völkiſchen Sinne – einen ſtarken Auftrieb zu geben. Nicht gering iſt die Zahl der Arbeiten, die – ohne es immer zu bekennen – Teudtſcher Anregung ihre Entſtehung verdanken.

Es würde zu weit führen, wollte man die Reihe der neuen fruchtbaren Erkenntniſſe einzeln aufzählen. Nur dreierlei ſei genannt. Teudt darf für ſich in Anſpruch nehmen:

1. Die bis an die Wurzeln greifende Forträumung der beſchämenden Vorſtellungen von der kulturloſen Barbarei unſerer germaniſchen Väter und die Wiederherſtellung der germaniſchen Kulturehre durch Aufdeckung einer Fülle von Tatſachen, die den hohen Stand germaniſchen Geiſteslebens nachweiſen.

2. Den bedeutſamen Hinweis auf die Geſetze der Vererbungslehre, nach denen unſeren germaniſchen Vorfahren ein weſentlich höherer Rang in der Reihe der Kulturvölker des Altertums gebührt, als bisher gelehrt wurde.

3. Als Erkenntnis von größter Tragweite den Kulturbruch um 800 n. Zw. und in Verbindung damit die notwendige Berichtigung des Geſchichtsbildes des Weſtfrankenkönigs Karl.

[1]) Eugen Diederichs Verlag in Jena, 4. Aufl. 1936.

In allem erweiſt ſich Teudt als der unerbittliche Verfechter einer ſittlichen Forderung, als Vorkämpfer für Wahrheit und Recht gegenüber einer ungeheuren Geſchichtslüge. Das allein ſichert ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in den Reihen der deutſchen Forſcher.

Die Zeiten dürften überwunden ſein, da Teudt ſich gegen ungerechtfertigte Angriffe ſo wehren mußte:

„Ein Vertreter der alten Weiſe der Vorgeſchichtswiſſenſchaft hat mich einen „Myſtiker" genannt. Ich weiß ſonſt, was Myſtik iſt; aber als ich das las, habe ich zur Vorſicht doch einmal das Lexikon zur Hand genommen. So ein wenig kennt man ſchließlich doch noch ſich ſelbſt. Weil ich ein Myſtiker wäre, wolle er keine Beſprechung meines Buches annehmen. Ob er es wohl geleſen hat? Oder iſt man Myſtiker, wenn man helfen will, ein Trugbild durch das Wahrheitsbild zu erſetzen? Oder wenn man Tatſachen bringt, daß die Germanen ebenſo kluge Leute waren wie die alten Ägypter?"

Teudts zahlreiche frühere Einzelſchriften, in denen er nicht allein Ergebniſſe, ſondern auch die Grundlagen und Grundſätze ſeiner Forſchung niedergelegt hat, ſind nur einem ſehr beſchränkten Leſerkreiſe bekannt geworden. Zu einem Teil waren ſie in den „Blättern für Freunde germaniſcher Vorgeſchichte" erſchienen, die damals in Deutſchland wenig verbreitet waren und ſeither reſtlos vergriffen ſind. Es mehrten ſich daher die Wünſche nach einer Neuveröffentlichung ſolcher Arbeiten von Jahr zu Jahr. Somit ſchien mir nach Rückſprache mit dem Verfaſſer die Zeit gekommen, um ſie vermehrt und neu bearbeitet den Freunden deutſcher Vorgeſchichte vorzulegen.

Inzwiſchen hat die Germanenkunde auf der ganzen Linie weitere Fortſchritte gemacht; ſie hat durch den Reichsbund für Deutſche Vorgeſchichte eine unſer Volk erfaſſende Förderung erfahren. Das iſt auch der Teudtſchen Forſchung zugute gekommen. Manche ihrer Gegenſtände ſind in neue Beleuchtung gerückt. Unter dieſem Geſichtspunkt ſind daher die einzelnen Abſchnitte dieſes Buches teils vom Verfaſſer ſelbſt, teils vom Herausgeber durchgeſehen.

Eine ſolche Veröffentlichung hat m. E. gerade in den Händen breiterer Kreiſe ihren Wert, um im Sinne völkiſcher Forderungen möglichſt vielen Volksgenoſſen, nicht zuletzt auch innerhalb unſerer Landbevölkerung, die Augen zu öffnen für den hohen Stand der Geiſteskultur unſerer germaniſchen Vorfahren, für ihre Heiligtümer und deren Spuren, die noch heute überall in deutſcher Landſchaft anzutreffen ſind.

Zum anderen ſtehen wir heute vor der begrüßenswerten Tatſache, daß nicht nur die innere Teilnahme an Dingen der deutſchen Vorzeit im Volke wächſt, ſondern daß auch der Nachwuchs an jungen Kräften auf dem Gebiet der deutſchen Vorgeſchichte ſtändig zunimmt. Neben anderen – meiſt freilich nicht ſo wohlfeilen – Hilfsmitteln eignen ſich aber Teudts kleine Schriften vortrefflich dazu, um bequem in weſentliche Teilgebiete dieſer Wiſſenſchaft einzudringen. So kann dieſes Buch gerade dem Anfänger zu einem „Vademekum", zu einem „Gehmitmir", werden, das ſicher leitet und anregt und deshalb jedem jungen Vorgeſchichtler zugänglich gemacht werden ſollte. Wie es beiſpielsweiſe die rechte Einſtellung zu den Fragen der deutſchen Vorgeſchichte zu fördern vermag, wird jeder erfahren, der etwa den Aufſatz – um einen herauszugreifen – über den „Pyrmonter Opferbrunnen und Germanenehre" (Seite 89) leſen wird.

Vielleicht empfiehlt ſich das Buch auch unſeren Schul- und Schulungsämtern als ein willkommenes Unterrichtsmittel, da jeder einzelne Aufſatz als geſchloſſener Behandlungsgegenſtand dienen kann.

Auch dieſer Schriften Geiſt und Sinn ſchmiedet Waffen im Kampf um unſere völkiſche Ehre!

Der gemeinſame, alle Aufſätze beherrſchende Grundgedanke und die Eigenart mancher der behandelten Gegenſtände bringen vereinzelte Wiederholungen mit ſich; indeſſen ſehe ich darin keinen Fehler, vielmehr halte ich Wiederholungen im Hinblick auf den Zweck des Buches und die verſchiedenartige Benutzung der Aufſätze für recht nützlich, beſonders wenn dadurch gewiſſe Leitgedanken eine Betonung erfahren oder wenn durch Erinnerung an das Grundſätzliche ein Gegenſtand heller beleuchtet wird.

Schließlich ſei bemerkt, daß für die Auswahl der Abhandlungen nicht zuletzt die Rückſicht auf ſolche Leſer mitbeſtimmend war, die nicht im Beſitze der vierten Auflage von Teudt's Hauptwerk „Germaniſche Heiligtümer" ſind.

Möchten Teudts gedankenreiche Schriften in gleicher Weiſe allgemeinen Nutzen ſtiften, wie es bislang einem kleineren Kreiſe eine Freude war, ſich an ihrem aufrüttelnden, immer Gewinn bringenden Inhalt zu bereichern und für die Germanenkunde zu begeiſtern!

Detmold-Friedrichshöhe, im Heuert 1939.

Rudolf Bünte

Inhaltsübersicht

Vorwort 3
1. Standort, Voraussetzungen, Fragestellung der Germanenkunde. 7
2. Das Werk Gustaf Kossinnas 14
3. Germanenkunde und Vererbungslehre 17
4. Germanische Kultur und der Kulturbruch um 800 n. Zw. . . 25
5. Kaiser Karl 34
6. Der Wert des Germanenbildes bei Tacitus 38
7. Geschichtsverdunkelung: Teutoburg und Angrivarierwall. . . . 49
8. Die Geschichte der Externsteine 65
9. Zur Wiedererkennung germanischen Geistes und Glaubens . . 79
10. Götter der Germanen? 86
11. Der Pyrmonter Opferbrunnen und Germanenehre. 89
12. Erstaunliche Giebelfelder: Elstertrebnitz, Schlozau, Arnau . . . 94
13. Die Grundbedeutung der germanischen Wallburgen 110
14. Germanische Astronomie 124
15. Zur Ortungsfrage 131
16. Der Burghof in Oesterholz 139
17. Eine mißlungene Klostergründung. Hethi-Corvey. 148
18. Sport und Sportplätze der Germanen 169
19. Die Skythen 175
20. Der Weg der Germanenkunde 187

1. Standort, Vorausſetzungen, Frageſtellung der Germanenkunde

Es gilt als erſte Forderung an jede Wiſſenſchaft, daß ſie ſachlich und möglichſt vorausſetzungslos an die Erforſchung der Dinge herantreten ſoll. Richtig verſtanden, muß das in der Tat oberſter Grundſatz ſein. Kein Wiſſensgebiet hat ein größeres Intereſſe an der Erfüllung dieſer Forderung als die Germanenkunde.

Seit 1150 Jahren, alſo ſeit der Weſtfrankenkönig Karl mit ſeinem Heer von Obermarsberg nordwärts zog, das Quellenwunder bei Altenbeken erlebte und an den Eggſternſteinen ſtand, um das oberſte Heiligtum der Sachſen zu zerſtören, iſt die Germanenkunde wohl auch einerſeits hin und wieder durch unkritiſche Schwärmerei geſchädigt, z. B. zur Reformationszeit nach der Entdeckung der „Germania" des Tacitus und dann wieder zu den Zeiten der Romantiker, oder beſſer geſagt „Germantiker". Aber weitaus mehr hat die Germanenkunde andererſeits gelitten unter den ungünſtigen Vorausſetzungen und Vorurteilen eines großen Geſchichtsirrtums, der ſtets getragen und gefördert wurde durch den jeweiligen religiöſen oder weltanſchaulichen Zeitgeiſt.

Zuerſt war es die einſtige römiſch-beſtimmte Urteilsweiſe des kirchlichen Mittelalters, dann aber ein bis heute in beiden Konfeſſionen noch immer nicht überwundener Weg, den Wert, die Wahrheit und den Ruhm des chriſtlichen Glaubens durch möglichſt dunkle Darſtellung der vorangegangenen Kultur- und Glaubensverhältniſſe erhöhen zu wollen. Der Ton und die Entſtellung, die wir in den Kapitularien Karls und in den Verzeichniſſen der verbotenen alten Gebräuche finden, konnte noch lange auf deutſchen Kanzeln nachklingen. Unſerem Kirchentum würde es, zumal heute, förderlicher ſein und rühmlicher anſtehen, wenn wahrheitsgemäß feſtgeſtellt und freudig anerkannt würde, daß es von den Goten bis zu den alten Sachſen und Nordländern ein geiſtig, ſittlich und kulturlich vergleichsweiſe hochſtehendes Volk war, zu dem ſeine Lehren gekommen ſind, und dies müßte geſchehen unter gleichzeitiger völliger Ablehnung aller karolingiſchen und ſonſtigen blutigen Zwangsmaßnahmen, mit dem das Bekehrungszeitalter den Chriſtennamen und ſeine damaligen Vertreter beſudelt hat.

Auf das Mittelalter folgten Renaiſſance und Humanismus, beides Geiſtesrichtungen, die ebenfalls weder völkiſch empfanden, noch wiſſenſchaftlich befähigt waren, den Germanennamen von dem falſchen Vorwurf der Barbarei zu befreien. Ähnlich ſtand es um den rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Zeitgeiſt, dieſer wurde aber an innerer Trennung vom germaniſchen Weſen, an Geringſchätzung und Ablehnung noch überboten durch den marxiſtiſchen und paziſiſtiſchen Internationalismus der letzten ſiebzig Jahre, bis ihm das Reich Adolf Hitlers die Grenze ſetzte.

Es iſt ein überaus wichtiger Beſtandteil der jetzt zur Aufgabe ſtehenden inneren Erneuerung, daß unſer Volk von weltanſchaulicher Beeinfluſſung durch das Denken der früheren Jahrhunderte frei wird, um zerriſſene Fäden wieder zu knüpfen und gedroſſelte Kraftquellen wieder fließend zu machen, jedoch nicht mit dem Ziele, Mythen und alte Vorſtellungen, die vor Erforſchung der uns umgebenden Natur entſtanden ſind, wieder zu einer unmöglich gewordenen Geltung bringen zu wollen, ſondern um Bahnen und Ziele für die Fortentwicklung des deutſchen Geiſtes zu gewinnen, die unſerem ſchöpfungsmäßigen, unveränderlichen, gottgegebenen Weſen, unſerer Raſſe, entſprechen.

Die einer gerechten und wahrheitsgemäßen Beurteilung der Germanenkultur entgegenſtehenden Hinderniſſe ſind infolge tauſendjähriger Erziehung auch da noch zu finden, wo vaterländiſche Geſinnung ſich mit blutmäßigem, völkiſchem Empfinden verbindet.

Als ſich mir vor vierzehn Jahren u. a. die tatſächlichen Grundlagen germaniſcher Aſtronomie zeigten, als ich mir freudig erſchrocken ſelbſt ſagte und es mir von anderen geſagt wurde, daß ja dann die alten Germanen vor einigen tauſend Jahren gerade ſo klug geweſen ſeien, wie damals die Babylonier und Ägypter, da mußte ich mir in der Tat erſt von Fall zu Fall gleichſam einen inneren Stoß geben, um mich aus den meine Vorſtellung von den alten Germanen beherrſchenden Minderwertigkeitsgedanken aufzurütteln und zu fragen: Ja, ſollten die nordiſchen alten Germanen nicht ebenſo klug und weisheitsbegierig geweſen ſein wie die Aſiaten und Ägypter, dieſe germaniſchen „Hyperboräer“ (= Nordwindleute), deren überragende Weisheit von Plato und ſeinen griechiſchen und ägyptiſchen Zeitgenoſſen aufs höchſte geprieſen wurde und deren geiſtiges Erbgut ihren Nachkommen im Mittelalter, in der neueren Zeit und heute erlaubt, die Lehrmeiſter der Welt zu werden? Muß deswegen ihre Minderwertigkeit und Kulturloſigkeit angenommen werden, weil uns faſt nichts über ihr Tun und Denken überliefert iſt, weder ſchriftlich noch mündlich, ſei es zufällig oder

ſei es aus Gründen, über die nunmehr gründlich nachzuforſchen wäre? War der große Kontinent jenſeits des Atlantiſchen Ozeans nicht da, weil man diesſeits vor ſeiner Entdeckung nichts mehr davon wußte?

Gab es orientaliſche Aſtronomie, aber keine germaniſche, weil die genauere Kunde von erſterer zufällig durch den Islam auf dem Wege über Spanien gerettet iſt, während nur kümmerlichſte Erwähnungen z. B. der gotiſchen und isländiſchen Aſtronomie der verheerenden Schrifttumsvernichtung der ſog. dunklen Jahrhunderte des Mittelalters entgangen ſind?

Durchſchlagend dafür, daß wir mit neuen Vorausſetzungen und Frageſtellungen an die germaniſche Vorgeſchichte herantreten und dann zur Überwindung des großen Geſchichtsirrtums gelangen, war für mich und kann für jedermann ſein, daß wir mit dem wichtigſten und ſicherſten Satze der Vererbungslehre wirklichen Ernſt machen. Es iſt der Satz von der Stetigkeit des körperlichen und geiſtigen Erbgutes der Menſchen durch Jahrtauſende. Es iſt gänzlich unmöglich, daß die ungetauften germaniſchen Großväter der getauften Deutſchen, die alsbald geiſtige Führer als Kirchenmänner, Theologen und Philoſophen wurden, ſtumpfſinnige, der Kultur und Wiſſenſchaft abgeneigte Männer geweſen ſeien. Dieſe Großväter waren zumeiſt natürlich wehrhafte Kriegsmänner, Jäger, Landbebauer und Handwerker, aber unter ihnen waren in gleichem Prozentſatze wie heute Denker, Dichter und Sänger, Künſtler, Techniker und Entdecker jeder Art, alles entſprechend dem geiſtigen Horizonte der Zeit, in der ſie lebten, genau wie bei den andern Kulturvölkern auch. Gewiß ſpielt die Blutsvermiſchung eine erhebliche Rolle, aber bei einem Vergleiche mit den anderen Völkern werden dadurch unſere Erwägungen nicht ungünſtiger, ſondern günſtiger beeinflußt. Sowohl in bezug auf Vorzüge, wie auf Schwächen können wir noch immer gültige Rückſchlüſſe von uns auf unſere germaniſchen Vorfahren ziehen.

Die uns anerzogene irrige Vorſtellung von der niedrigen Kultur unſerer Vorfahren ſieht ungefähr ſo aus: Während ſchon ſeit Jahrtauſenden von den Orientalen Großes geleiſtet wurde und im letzten vorchriſtlichen Jahrtauſend darauf aufbauend die Kultur der Griechen und Römer zu hoher Blüte gelangte, lebten unſere Vorfahren als rohes kriegeriſches Naturvolk ohne ſelbſtändige Kulturleiſtungen. Aber ſie waren fähig, fremde Kultur zu lernen und zu entwickeln, was ſie dann auch taten, als Anſtoß und Zwang von Südweſten her zugleich mit der Chriſtianiſierung auf ſie einwirkten.

Die deutſche Wiſſenſchaft und das deutſche Volk haben lange Zeit die Maßſtäbe der Selbſtbeurteilung und des Nationalgefühls aus dieſer

Vorſtellung abgeleitet, wenn ſich auch je und je Bedenken und Einſprüche dagegen bemerkbar machten.

Aber nunmehr leben wir in einer Zeit, in der das falſche Bild einem neuen wahrheitsgemäßen Bilde weichen muß. Es zeigt ſich uns mehr und mehr, daß unſere Vorfahren, ſoweit überſehbar, von ihrem Uranfang her von ſich heraus eine Kultur entwickelt haben, die zwar vom orientaliſchen und ſüdländiſchen Weſen ſtark abweicht, aber nicht minder wertvoll war. Unſerer Kenntnis war ſie früher nahezu völlig entzogen durch den dichten Schleier, der Geſchichtsloſigkeit heißt, und auch jetzt noch ſind es nur Riſſe in dem Schleier, durch die wir hier und da einen Lichtblick bekommen und Dinge ſchauen, von denen unſer Volk nichts mehr wußte. Die Forſchungen der Gebrüder Grimm und die Vorarbeit der alten Archäologie des vorigen Jahrhunderts, ja ſelbſt das liebevolle, unkritiſche Bemühen der „Germantiker", darf nicht unterſchätzt werden, aber das tief eingewurzelte Geſamturteil blieb beſtehen.

Der nicht mehr abzuſchlagende Angriff auf den Geſchichtsirrtum kam durch die ſtetige, ſich wiſſenſchaftlich ſtraff zuſammenfaſſende Arbeit der neueren Archäologie, der Spatenwiſſenſchaft, mit ihren reichen Erfolgen, die in den Muſeen vor unſeren Augen ausgebreitet ſind. Guſtaf Koſſinnas Hornſtöße gegen das Vorurteil, ſeine neuen Frageſtellungen und ſeine Forderungen der Anerkennung der Vorgeſchichte als nationale Wiſſenſchaft haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

Von den Grabungsergebniſſen her iſt ein helles Licht auf die tatſächliche, aus Bodenfunden erkennbare Kultur unſerer Vorfahren geworfen, ſo auf ihre hohen kunſtgewerblichen Leiſtungen ſchon in der Bronzezeit und früher. Daß dieſe reale Kultur weder aus dem Oſten, noch aus dem Süden bezogen iſt, ſondern ureigenes Schaffen war, ja, daß dieſe germaniſche Realkultur beſtimmend und befruchtend ihren Weg zu den Oſt- und Südvölkern genommen hat, dieſer Satz iſt die erſte große vom Vorurteil befreiende Tat, in der Schuchhardts und Koſſinnas Lebenswerk zuſammenſtimmen.

Gleichzeitig begann auch der konſervative Teil der von Grund auf romazentriſch eingeſtellten, d. h. mit klaſſiſchem Maßſtab meſſenden deutſchen Wiſſenſchaft ſich langſam auf den deutſchen und noch langſamer auf den völkiſchen Standort zu ſtellen. Die Aufgabe iſt, mit dem Vorurteil bis in die Wurzeln aufzuräumen und mit völkiſch fruchtbaren Frageſtellungen der Vorgeſchichte den Auftrieb zu geben, deſſen Beginn wir jetzt vor Augen ſehen.

Noch längſt nicht genügend ausgewertet iſt z. B. der Eberswalder Goldfund, der uns die Anerkennung des bodenſtändigen germaniſchen Urſprungs

auch feinſter Feinſchmiedekunſtwerke einbrachte. Noch nicht gezogen ſind alle die weittragenden logiſchen Schlußfolgerungen daraus auf das geiſtige Kulturleben unſerer Vorfahren, u. a. in bezug auf das Schulungsweſen, und im Rahmen des Schulungsweſens wiederum auf die graphiſche Kunſt, die in Germanien in höchſter Blüte geſtanden haben muß, um Kunſtwerke von höchſter Schönheit, in wunderbaren Edelformen zuſtande zu bringen. Niemand wird die Meinung äußern, daß das alles auch ohne graphiſche Planung in Auftrag gegeben und ausgeführt werden konnte; man müßte ja ſonſt eine ſchwindelhafte Höhe der Handfertigkeit vorausſetzen! Auch wenn uns weder feine graphiſche Werkzeuge noch eine einzige Holztafel erhalten bleiben konnten, ſo gibt uns die unerbittliche Logik der Dinge Recht und Pflicht, mit ihnen als einſtigen Wirklichkeiten zu rechnen. Das iſt ein Beiſpiel aus vielen.

Es erfüllt mit großer Hoffnung auf befriedigenden Fortſchritt und auf eine allmähliche gründliche Beſeitigung des Barbaren-Vorurteils, wenn die Vorgeſchichte zuſammen mit den Ergebniſſen des Spatens ſich aller berechtigten Erkenntnismittel der allgemeinen Geſchichtswiſſenſchaft bedient. Für dieſe darf es ſich ja nicht nur um Urkunden und Nachrichten handeln, die ſäuberlich unter dem Strich zitiert werden können, ſondern Urteil und Bild entſteht auch unter Heranziehung allgemeiner Erfahrungen des praktiſchen Lebens, unter Zuſammenſchau des verſchiedenen Wiſſens, alles getragen von derſelben Denkrichtigkeit, auf der jede Beurteilung menſchlichen Tuns beruht. Durch bloßes chroniſtiſches Aneinanderfügen des urkundlichen Stoffes würde ein Geſchichtsſchreiber ſeine Darſtellung und den Wert ſeiner Wiſſenſchaft herabdrücken.

Zur Vervollſtändigung des Geſamtweges, der unſer Volk zu einer richtigen Erkenntnis und Einſchätzung der germaniſchen Kultur führen kann, will ich noch einen anderen Fragenkreis berühren: Sobald wir die Kultur unſerer Vorfahren mit der Kultur der alten orientaliſchen und klaſſiſchen Völker vergleichen wollen – und das müſſen wir zur Urteilsbildung doch – dann tritt uns unſere Armut an vorgeſchichtlichen Kulturzeugniſſen entgegen, wobei ſich die Gedanken natürlich zuerſt auf das Fehlen eigener ſchriftlicher Geſchichtsüberlieferung richten.

Für die auffällige Armut ſind – abgeſehen von dem Fehlen der Kulturentwicklung enggebauter Städte – zwei ſchlechthin einleuchtende Gründe vorhanden, die nach meiner Erfahrung in ihrer vollen Bedeutung nur von wenigen genügend betont werden. Das iſt die germaniſche

Holzkultur und zweitens der Kulturbruch um 800. Sie müssen klar erkannt, jedem Zweifler an germanischer Kultur entgegengehalten und unermüdlich zur Aufklärung herangezogen werden. Denn jeder auf erhaltene Kulturerzeugnisse sich stützende Vergleich der germanischen Kultur mit der klassischen Kultur bedeutet ohne Heranziehung und Würdigung der beiden Gründe eine schreiende Ungerechtigkeit gegen das Germanentum. Ein Wettstreit ohne gleiche Bedingungen ist sinnlos.

Holz ist nach wenigen Jahrhunderten verschwunden. Die Denkmäler des germanischen Holzbaues an Hallen, Hochsitzen und Türmen, an behäbigen Bauern- und Herrenhäusern, an Schiffen und Prunkschiffen, an Kult- und Schatzkammern sind bis auf wenige Reste, die sich in Mooren finden, dahin, dazu die Heldenstandbilder, alles sonstige Schnitzwerk und die Tafeln für die Runenschrift, Tabellen und Graphik. Nur die Moderfarbe in günstigem, unberührten Erdboden offenbart uns jetzt noch einst vorhandene Säulen, Balken usw. Vielleicht ist die als Kunstwerk gerühmte Runentafel, die der Geschichtsschreiber Letzner noch um 1608 im Kloster Corvey an der Weser gesehen hat und bewundernd preist, der allerletzte Überrest einer germanischen Buchsammlung gewesen. Allein das Vorhandensein des germanischen Wortes „Buch" ist ein Fingerzeig und Warnung für alle, die sich vom Primitiv-Gedanken nicht losmachen, sobald germanisches Schriftwerk in Rede steht. Unsere Vorfahren hatten an Schriftwerk genau das, was ihrem selbstgesetzten Bedürfnis entsprach. Daß der Volksbrauch nicht nur die Fixierung der religiösen Lehrsätze, Kultordnungen und Mysterien (wie bei Ägyptern und Kelten), sondern auch der Rechtsordnungen und der Volksgeschichte verschmähte, war natürlich ein bedauerlicher Hauptgrund der Literaturarmut. Nur die Volkslieder, die noch zu Karls Zeiten in Klöstern von (germanischen!) Nonnen abgeschrieben wurden, zahlreiche Leser gehabt haben müssen und deswegen ein königliches Verbot veranlaßten, bezeugen, daß in Germanien mehr Schriftwerk und Schriftkenntnis gewesen ist, als wir anzunehmen geneigt sind. Um so mehr muß der zweite Grund der Armut beachtet werden.

Der andere Grund, der außer der Vergänglichkeit der Holzkultur in unglücklicher Schicksalsverkettung auf unsere große Armut an germanischen Kulturdenkmälern hingewirkt hat, ist die absichtliche Vernichtung dessen, was irgendwie mit dem alten Germanenglauben zusammenhing.

Im alten Völkerleben aber hing, wie Babylonien und Ägypten, Griechenland und Rom uns lehrten, ein unerhört großer Teil aller privaten und

öffentlichen Dinge, von der Kleinkunſt bis zu den Kampfſpielfeldern, mit Glaube, Mythos und Kult zuſammen. Am Mittelmeer hat die allmählich ſiegende Kirche ſich um das alles wenig gekümmert, und die Tempelruinen ſtehen bis heute. In Germanien aber begann die grundſätzliche Vernichtung im Jahre 772 mit der von Einhard berichteten Zerſtörung der Irminſul. Die Tatſache, daß von allen vorhanden geweſenen Tempelſchätzen, heiligen Geräten, Opfergaben, Schutzzeichen außer einigen Bodenfunden nichts bis zu uns gelangt iſt, zeugt von der Gründlichkeit, mit der das Mittelalter aus Gewiſſensnot und Furcht mit dem „Teufelswerk" aufgeräumt hat. In der Landſchaft aber wurden die Heiligtümer, ſoweit möglich, für den chriſtlichen Kult umgewandelt, oder ſie wurden zerſtört ſamt den heiligen Hainen, in denen ſie lagen. Von der Zerſtörung wertvoller innerer Güter, des Rechts, der Sitte und des ſozialen Volkslebens iſt hier nicht zu reden.

Angeſichts unſerer Armut an Kulturzeugniſſen der germaniſchen Väter und angeſichts der verhängnisvollen Gründe dieſer Armut, gebührt dem wenigen, was gerettet iſt, was in Muſeen und in der Landſchaft uns noch von der kunſtfertigen, ſinnigen und tatkräftigen Arbeit germaniſcher Hände und Köpfe zu reden weiß, doppelte Bedeutung.

Aber ohne grundſätzlich richtigen Standort mit gerechten Vorausſetzungen und unvoreingenommener Beantwortung zweckmäßiger Frageſtellung kann es keinen unſerem Wahrheitsbedürfnis voll entſprechenden Fortſchritt der germaniſchen Vorgeſchichte geben.

2. Das Werk Guſtaf Koſſinnas

Wenn wir das Verdienſt des im Dezember 1931 aus dem Leben geſchiedenen Altmeiſters der germaniſchen Archäologie auf die kürzeſte Formel bringen wollen, ſo kann geſagt werden: *Koſſinna hat ſeiner Wiſſenſchaft die deutſche Seele eingehaucht.* Und um deswillen bekenne ich mich mit Freuden als ſeinen Schüler.

Die eigenen Worte, mit denen er ſeinem Lebenswerke den zutreffenden Stempel aufgedrückt hat, finden wir in dem Titel ſeines bedeutſamſten Buches „Die deutſche Vorgeſchichte eine hervorragend nationale Wiſſenſchaft".

Die zahlloſen Einzeldienſte, die Koſſinna als Vorgeſchichtler mit unermüdlichem Fleiße, in ſcharfſinnigem Verfahren und mit kühner, oft allzu unvermittelter Ausdeutung der Funde der Wiſſenſchaft geleiſtet hat, treten in den Hintergrund gegenüber ſeinem erfolgreichen Beſtreben, die Bedeutung der „Archäologie" für die deutſche Geſchichtskenntnis und Geſchichtsauffaſſung als „deutſcher Vorgeſchichte" zur Anerkennung zu bringen und in das deutſche Denken hineinzuſchieben.

Daß man eine Wiſſenſchaft mit warmem Herzen und doch zugleich mit kühlem Kopfe in ſtraffer Selbſtzucht betreiben kann, iſt manchem vermeintlich ganz objektiven Wiſſenſchaftler unverſtändlich. Wenn aber gar das warme Herz ſich auf unſer eigenes Volk bezieht, dann bleibt ſicher der Vorwurf der Unwiſſenſchaftlichkeit nicht aus. Auch Koſſinna wurde nicht verſchont. Wie oft iſt mir anfangs ein ablehnendes Achſelzucken begegnet, wenn ich mich auf Koſſinna berief! Aber in heißem Kampfe hat er es durchgeſetzt, daß ein Wandel in der Wertſchätzung germaniſcher Vorgeſchichte eingetreten iſt, wenn es auch der Schmerz ſeines Lebens blieb, daß ſeine Wiſſenſchaft bis zum Ende ſeines Lebens eine Art Aſchenbrödelſtellung einnahm im Vergleich zu dem Aufwand an Geldmitteln und Eifer, mit dem die Erforſchung römiſcher, griechiſcher und orientaliſcher Altertümer betrieben wurde.

Vergeblich blieb Koſſinnas Kampf um den Lehrſtuhl, oder beſſer geſagt, um Lehrſtühle für Germanenkunde an deutſchen Hochſchulen. Ähnliche Erfahrungen treten uns auch bei Einzelaufgaben immer wieder entgegen. Der Trierer Tempelplatz wird inmitten erfolgreichſter Arbeit unwieder-

bringbar preisgegeben. Für Haithabu war in dreißig Jahren nicht soviel guter Wille auszulösen, daß über den Ort dieses großen germanischen See- und Handelsplatzes an der Ostsee, über dessen Bestehen bis ins 11. Jahrhundert gar kein Zweifel obwaltet, endgültige Klarheit geschaffen wurde.

Hätte nicht die Freilegung der Reste einer germanischen reichen Handelsstadt – wenn sie möglich wäre – *für uns* eine unbeschreiblich größere Bedeutung als die Vermehrung der vielen Kenntnisse und Museumsschätze, die wir für deutsches Geld aus den kostspieligen Grabungen im Orient gewinnen?

In Deutschland hat man nur zögernd den geziemenden Wertmesser für die nationalen Angelegenheiten gefunden, allein um deswillen konnte es überhaupt zu einem Kampfe um Kossinna kommen. Es ist erstaunlich und erschreckend, wie langsam die völkische Selbstbesinnung der Deutschen fortschreitet. Das Ergebnis der Romanisierungszeit seit 1200 und der Internationalisierung seit 140 Jahren hatte sich als schweres Hindernis auf die deutsche Volksseele gelegt und hemmte ihre Gesundung und Erhebung.

Das Schlagwort der Unwissenschaftlichkeit, mit dem man Kossinnas emporreißender Wirksamkeit entgegengetreten ist, mußte angesichts der sich mehrenden Tatsachenfülle allmählich verstummen; aber die Lähmung des Aufschwunges, den sein Werk hätte bringen können, war erreicht. Dazu hat auch wohl beigetragen, daß Kossinna nicht dazu veranlagt war, die letzten Folgerungen aus seinen Sätzen zu ziehen. Meine persönlichen Erlebnisse in dieser Hinsicht mit ihm waren für mich überaus lehrreich.

Das vorige Jahrhundert hat im Zusammenhange mit den neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen einen gewaltigen Aufstieg aller Wissenschaften gebracht. Aber eine Schattenseite war, daß nunmehr jeder Wissenszweig eine exakte Wissenschaft sein wollte. Nur das Greifbare, das Meß- und Wägbare, sollte der Maßstab, ja das Wesen der Dinge sein. Man mißachtete die Gefahr, daß damit zugleich der Geist aus den Erscheinungen, das Mark aus den Knochen, das Empfinden aus dem Geblüt gesogen werden konnte. Der Preis, den man für den Triumph der Wissenschaft zahlte, war die geistige und seelische Verdorrung der Welt. Wie die Experimentalpsychologie mit Uhr, Thermometer und Rechenstift in der Hand des Seelenlebens Herr zu werden trachtete, so geriet die junge Germanenkunde in ein ähnliches Fahrwasser: die Bodenfunde sollten ein nahezu ausreichendes Mittel zur Rekonstruktion alter Geschichte und Kultur sein. Als mir meine ersten Beobachtungen an den Eggsternsteinen zuteil wurden, rief man mir von allen Seiten zu: graben!

Selbſtverſtändlich – wenn der Grabungsgegenſtand und der durch die Grabung erreichbare Erkenntnisgewinn wichtig genug ſind und wenn die Möglichkeit zu graben gegeben iſt! So habe ich mit Erfolg die Grabung an den Eggſternſteinen gefordert, und Prof. Andree hat, wie bekannt, mit Glück und großem Erfolg gegraben. Mit Freude konnte ich Schritt für Schritt die Beſtätigung meiner ohne Grabung gemachten vorgeſchichtlichen Feſtſtellungen erleben, ſowie darüber hinaus andere wertvolle Ergebniſſe der Grabung. Aber meine Aufgabe wäre im Senneſande erſtickt, wenn ich mit der Veröffentlichung der Erkenntniſſe, deren Evidenz ich aufweiſen konnte, bis zur Grabung hätte warten wollen, die ja erſt durch meine Veröffentlichung in Gang gebracht worden iſt.

Es iſt – allgemein geſagt – nicht nur der grundſätzliche Irrtum über Beweiskraft und Bedeutung von Bodenfunden für die Aufdeckung von geſchichtlichen Zuſtänden und Entwicklungen, ſondern es ſind auch die ganz unvermeidlichen praktiſchen Mängel des Erkenntnismittels, die das ausſchließliche Graben, aufs Ganze geblickt, als Sackgaſſe erſcheinen laſſen. Selbſtverſtändlich werden mit ſolcher Beurteilung greifbare Erfolge des Grabens in keiner Weiſe herabgeſetzt, ſondern es handelt ſich lediglich darum, daß der breite Raum, den die negativen Erfolge einer Grabung in Anſpruch nehmen, nicht ſchon als ein geſchichtlicher Hohlraum angeſehen und als ſolcher wie eine poſitive Erkenntnis gewertet werde. Es darf nicht überſehen werden, daß bei den weitaus meiſten Grabungen „das Glück" eine große Rolle ſpielt.

Auch Koſſinna hat ſich den dem Zeitgeiſt entſprechenden Neigungen nicht ganz entziehen können, ſonſt würde er das Gebäude ſeiner Anſichten über die Urſprünge des Germanentums und ihre Siedlungsgeſchichte nicht ſo weſentlich und nahezu ausſchließlich auf Funde und Fundkarten aufgebaut haben.

Wenn Koſſinnas Anſichten über die keltiſche und germaniſche Siedlung auf dem Boden unſeres Vaterlandes, wie ich glaube, keinen begrüßungswerten Fortſchritt der Erkenntniſſe gebracht haben, ſo erfährt der Dank keinerlei Einſchränkung für die wertvolle Bereicherung, die ſeine vorgeſchichtliche Lebensarbeit der Wiſſenſchaft und damit unſerem Volke in ungezählten Einzeldingen gebracht hat. Aber wahrhaft groß iſt er geworden durch die zielſichere Gründlichkeit, mit der er für die deutſche Vorgeſchichte als nationale Wiſſenſchaft eingetreten iſt.

3. Germanenkunde und Vererbungslehre

Die erſt um die letzte Jahrhundertwende entdeckten Grundſätze der Vererbungslehre ſind verhältnismäßig ſchnell als unwiderlegbar zur Anerkennung gekommen und überall, wo das Denken ohne Bindung erlaubt iſt, unwiderſprochen zu einer der wichtigſten Grundlagen der Weltanſchauung geworden. Aber die tiefgreifende Bedeutung der Vererbungslehre für die Vorgeſchichtswiſſenſchaft iſt noch längſt nicht von allen, die es angeht, voll erkannt, geſchweige denn ausgenutzt. Es lohnt ſich, daß wir uns darüber unterrichten. Vorher war der Kampf um die germaniſche Kulturehre weitaus ſchwerer als heute.

Es handelt ſich darum, daß die Unveränderlichkeit des biologiſchen (lebensgeſetzlichen) Erbguts weit über die geſchichtlichen Zeiträume bis in die Urgeſchichtszeit zurückgreift, und daß die Unveränderlichkeit nicht nur für die körperlichen Eigenſchaften gilt, ſondern ſich auch auf die ſeeliſche und geiſtige Veranlagung bezieht.

In der körperlichen Welt können die von der Umwelt dargebotenen äußeren Lebensbedingungen zwar ihren geſetzmäßigen Einfluß ausüben, aber das urſprüngliche Erbgut eines Lebeweſens dauernd umzuprägen vermögen ſie nicht, ſo daß nach dem Fortfall der Veränderungseinflüſſe eine Rückkehr zu den Eigenſchaften der urſprünglichen Erbmaſſe ſtattfindet.

Ebenſo ſteht es um die Unveränderlichkeit des ſeeliſchen und geiſtigen Erbguts. Dieſes umfaßt in der Hauptſache eine in bezug auf ihre Kraft, Art und Weiſe beſtimmte Fähigkeit zum Denken, Empfinden und Wollen. Anders ausgedrückt: das blutmäßig bedingte und begrenzte Seelen- und Geiſtesleben des Menſchen iſt heute dasſelbe, wie es vor tauſenden von Jahren in ſeinen Vorvätern und -müttern vorhanden war.

Dieſer durch wiſſenſchaftliche Verſuche in der Pflanzen- und Tierwelt zur abſoluten Gewißheit erhobene Lehrſatz erlangt in jedem einzelnen völkerkundlichen Falle ſeine praktiſche Anwendbarkeit je nach der Antwort auf die Frage, wie ſtark nach einer etwa vorangegangenen Blutmiſchung die Raſſereinheit beeinflußt iſt. Dadurch iſt der Vererbungsgrundſatz für die deutſche Vorgeſchichte keineswegs etwa überflüſſig geworden; denn auch die Germanen ſind fremdraſſig beeinflußt. Über das Verhältnis

des jetzigen deutschen Volks zu seinen Vorfahren, die wir „Germanen" nennen, erlaubt uns nun aber die Vererbungslehre zutreffende Schlüsse.

Von Bedeutung ist bei langdauerndem Wegfall verwirrender Mischungsfaktoren der unaustilgbare Rückbildungsdrang, der allen Lebewesen innewohnt und darum auch jeder von der Natur als selbständig geschaffenen Menschenrasse zuzusprechen ist. Eine vorübergehende Blutmischung wird schon nach einigen Jahrhunderten überwunden.

Wir nehmen hierzu die weitere Lehre, daß es bei der Blutmischung stärkere und schwächere Elterteile gibt, wodurch dem stärkeren die Möglichkeit eröffnet ist, bei der sog. Ausmendelung (d. h. Rückbildung zum Urstand) vorherrschend zu sein. So dürfen wir annehmen, daß die Urkraft des nordisch-fälischen Blutseinschlags im Germanenblut auf die Dauer sich immer wieder siegreich durchsetzt.

Schließlich kommt es in Betracht, daß die auf Grund ergrabener Bodenfunde und einer ansehnlichen Zahl glaubwürdiger Nachrichten im großen und ganzen von uns beurteilbare Germanengeschichte seit Beginn des Ackerbaues, d. h. vier Jahrtausende lang, also einschließlich Bronzezeit, keine derartige Menge fremdartigen Blutes über Germanien gebracht hat, daß dadurch der Gesamtcharakter der Bevölkerung unseres Vaterlandes entscheidend verdorben wäre und im ganzen nicht mehr als „germanisch" bezeichnet werden könnte. Eine erwähnenswerte Ausnahme hiervon ist nur ein Teil der Bevölkerung deutscher Landesteile östlich der Elbe und der Saale, in die einst von Osten her eine Welle slawischen Blutes in die spärliche Besiedelung durch germanische Grundbesitzer und Kulturträger langsam eingeflutet ist. Die letzten tausend Jahre unserer Geschichte sind aber ein Zeitraum, der ausreicht, um den gesetzmäßigen Blutreinigungsvorgang sich auswirken zu lassen.

Nach neuerlicher Anschauung kann nicht in gleicher Weise von einer Einströmung keltischen Blutes und einer Besiedelung Mitteldeutschlands durch Kelten die Rede sein. Wir müssen in diesem Punkte umlernen.

Denn erstens sind die Unterschiede zwischen der vermeintlich keltischen und den germanischen Bodenfunden durchaus nicht so schwerwiegend, daß daraus schon auf die Urheberschaft eines blutfremden Volkes geschlossen werden dürfte, sondern sie lassen sich ausreichend auf bedeutungslose Unterschiede der Gewohnheiten, des Geschmacks und der Handelsbeziehungen zurückführen, also auf Unterschiede, wie sie heute überall in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sich finden und noch nicht einmal von der Zugehörigkeit zu verschiedenen deutschen Stämmen abhängig sind.

Zweitens sind sämtliche aus Quellen des Altertums stammenden Nachrichten sowohl über die Besiedlung germanischen Bodens durch keltische Stämme, als auch über das Keltentum überhaupt, so gut wie wertlos, weil man aus der Entfernung die Germanen und Kelten weder körperlich noch sonst, schlechterdings nicht zu unterscheiden vermochte und deswegen andauernd verwechselte. Dieser Zustand ist derartig schlimm, daß wir mit Bestimmtheit z. B. nicht einmal wissen können, ob Brennus, der im Jahre 387 v. Zw. Rom eroberte, nicht ein waschechter Germane war.

Drittens bietet der Verlauf der Germanengeschichte auf dem Boden Germaniens seit 2000 v. Zw., soweit wir mühsam und kärglich durch Nachrichten aus volkfremder Feder oder durch Bodenfunde Kenntnis von ihr haben und geschichtslogische Schlüsse machen können, gar keinen Raum für eine Jahrhunderte lange Beschlagnahme Zentralgermaniens durch ein Fremdvolk in so großem Umfange, daß Germanien nicht mehr als das Germanenland bezeichnet werden dürfte.

Auch die großen Schwierigkeiten, die der Werdegang und die Stellung der keltischen Sprache im Kreise der indogermanischen Sprachen den Keltisten von jeher bereitet haben, müssen den allerstärksten Verdacht wachrufen, daß dem keltischen Volkstum keine selbständige Rassengeltung zugebilligt werden darf, daß es sich vielmehr um ein zwischen, unter oder über verschiedenen nordisch-germanischen Urbevölkerungen entstandenes regelwidriges Gebilde handelt. Bei Zeuß, „Die Deutschen und die Nachbarstämme", S. 260, lesen wir: „Die Kelten treten nicht als ein in ihren Stammsitzen erkundigtes Volk, sondern das durch Vordrängen gegen die Nachbarstämme sich der Kenntnis als ein Wandervolk aufdringt, in die Geschichte ein, sogleich mit dem Anfang ihrer Berichte aus Westeuropa ... unter den großen Nordvölkern das erste und vorderste ..."

Ob wirklich einige geographische Namen in Germanien, die als keltisches Sprachgut angesehen werden, vor 4–5000 Jahren (als Kelten durch Germanien gezogen zu sein scheinen) nicht noch gemeinsamer keltisch-germanischer Besitz gewesen sein können, wird wohl nicht festzustellen sein; die nachfolgend ackerbautreibende rein germanische Dauerbesiedlung wird dadurch auf keinen Fall in Frage gestellt. Wenn ein Vergleich erlaubt ist, so möchten die Kelten vielleicht als eine Art nordisches Wandervolk angesehen werden können, ähnlich wie sich die Zigeuner – sogar bis heute – von Indien als Urheimat her zu einem regelwidrigen Völkergebilde entwickelt haben.

Die Zersetzung dürfte schon zu der Zeit begonnen haben, als sich die

Kelten in ihrem Drange nach Weſten zwiſchen den germaniſchen Stämmen hindurchſchieben mußten, die bereits in großen Teilen Germaniens ſeßhafte Ackerbauer zu werden begannen.

Damit würde zwar den Kelten die Geltung eines ſich im großen und ganzen einheitlich entwickelnden Volkes in der Reihe der anderen Völker indogermaniſcher Raſſe abgeſprochen, nicht jedoch ihre Exiſtenz als Volk.

Koſſinna hat einen Kampf gegen die „Keltomanie" geführt, deren Blüten ſich nur auf dem Mutterboden eines ſchwächlichen germaniſchen Ehrempfindens entwickeln konnten. Es würde als eine Erlöſung unſeres vorgeſchichtlichen Denkens empfunden werden, wenn die ganze Keltenfrage neu, d. h. zunächſt unter Bezweiflung der überkommenen ſchulmäßigen Vorausſetzungen, angefaßt und wenn nach dem Grundſatze gehandelt würde: Fundſtücke aus germaniſchem Boden gelten als germaniſch, bis ein einwandfreier Gegenbeweis geführt iſt.

Zu unſeren Erwägungen muß nun noch hinzugenommen werden, daß eine zeitweilige politiſche Unterwerfung, wie die merowingiſch-weſtfränkiſche mit ihren kulturlichen Nebenerſcheinungen, keinen Wandel der ſeßhaften Bevölkerung mit ſich gebracht hat. Auch auf die Austreibung von 10000 niederſächſiſchen Bauern aus dem Gau Wigmodi bei Bremen und ihre Erſetzung durch Slawen durch den Weſtfranken Karl iſt ſchon bald, wie es ſcheint unter Ludwig dem Frömmler, die Rückwanderung und der alte Zuſtand wieder gefolgt.

Eine Erlöſung würde der Schlußſtrich unter die bisherige Keltenauffaſſung vor allem für die große mitteldeutſche Bevölkerung bedeuten, die ſich durch den auf tönernen Füßen ſtehenden Keltenſatz der Stetigkeit ihrer germaniſchen Heimat beraubt und in dem berechtigten Bewußtſein ihrer germaniſchen Abſtammung bedroht fühlt.

Die Erörterung der Beſiedlung Germaniens durch Germanen, die zugleich zur Anerkennung des überwiegend germaniſchen Erbguts führt, können wir abſchließen durch das vor einigen Jahren erzielte Ergebnis einer amtlich angeordneten Unterſuchung der deutſchen Schuljugend unter raſſiſchem Geſichtspunkte. Die Statiſtik ſtellte feſt, daß etwa 80 vom Hundert der Bevölkerung des deutſchen Vaterlandes überwiegend germaniſcher Herkunft iſt. Das iſt in Anſehung der uns bekannten geſchichtlichen Entwicklung in den Grenzen des vorweltkriegiſchen Deutſchlands durchaus glaublich und ſtellt uns in die Reihe der raſſereinſten indogermaniſchen Völker rings umher.

Nach Ausſchaltung des jüdiſchen Einfluſſes ſind wir im national-

ſozialiſtiſchen Reiche in die Lage verſetzt, uns näher als es vordem möglich war auf unſeren germaniſchen Urſprung beſinnen zu können und verantwortungsbewußte Träger und Verwalter unſeres Bluterbes zu ſein. Dies vollzieht ſich in den Grenzen der Blutmiſchung und deren naturgeſetzlicher Ausreinigung, wie ſie ſich im geſchichtlichen Verlauf in den Stämmen, Sippen und Familien vollzogen hat und noch dauernd vollzieht.

Es iſt tröſtlich, daß die Natur für die erwähnte Neigung zur Rückkehr in den Urſtand geſorgt hat. Wenn, wie anzunehmen iſt, bei dieſem Vorgange der an der Blutmiſchung beteiligte ſtärkere Teil die Vorhand hat, dann wird unter der Auswirkung der deutſchen Raſſengeſetzgebung die Rückbildung überwiegend nach der rein germaniſchen Seite und in kürzeren Zeiträumen erfolgen, zumal auch dem unveränderten Klima ein unterſtützender Einfluß zuzugeſtehen iſt.

Die auf unſer Volk angewandte Vererbungslehre gelangt zu Sätzen, deren Bedeutung für die Erforſchung der deutſchen Vorgeſchichte gar nicht hoch genug eingeſchätzt werden kann.

Wir Deutſchen des 20. Jahrhunderts haben an geiſtiger, ſeeliſcher und körperlicher Veranlagung nichts, was nicht als Erbgut von unſeren Vorvätern her auf uns gelangt iſt, alſo germaniſches Erbgut ſofern wir germaniſchen Blutes ſind. Daraus ergibt ſich für uns die Möglichkeit und das Recht, von den uns angeborenen körperlichen Fähigkeiten, ſeeliſchen Empfindungen und unſerer geiſtigen Kraft auf die gleiche Veranlagung unſerer Vorväter in der vorgeſchichtlichen Zeit zu ſchließen und danach ihr Tun und Laſſen zutreffend zu beurteilen, wenn wir nur die nicht angeborenen, aus der Umwelt erlernbaren Einflüſſe in Rechnung ſtellen und nach ihrem Umfange im weſentlichen richtig einſchätzen.

Damit iſt in der Hauptſache das Endurteil geſprochen über den eintönigen Einwurf oder Vorwurf unberechtigter Vorwegnahme („Antizipation") erſt ſpäterer Möglichkeiten, mit dem fort und fort germaniſche Kulturbeſtimmungen nicht nur bezweifelt, ſondern auch lediglich auf Grund eines Nichtwiſſens beſtritten worden ſind. Zugleich war dies eine Lähmung der Darſtellung germaniſcher Geſchichte überhaupt, da ein Geſchichtsſchreiber, der auf die wichtigſten Beurteilungsgründe verzichten ſoll (z. B. auf pſychologiſche Erwägungen) von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt iſt. (Vgl. hierzu Seite 187 ff.)

Nur die Wirkung der Vererbung mit den erwähnten aus ihr zu ziehenden Folgerungen iſt es, die eine Anzahl deutſcher Schriftſteller und Dichter

befähigt hat, vortreffliche Darstellungen aus der germanischen Vorgeschichte zu schaffen, die sich an Wahrheitsgehalt der Geschichtserzählungen aus geschichtlicher Zeit zur Seite stellen können.

Gewiß gibt es in allen Völkern und Zeiten regelwidrige Menschen und Taten, die als Ausnahmeerscheinungen in Rechnung zu stellen sind. Es bleibt doch bei dem weitaus größten Teile der Bevölkerung die Möglichkeit einer zuverlässigen Beurteilung ihres Wesens und der Geschehnisse bestehen, die ihren Wert – früher unbewußt, heute bewußt – der Vererbungslehre verdankt.

Was dem deutschen Charakter heute entspricht oder zuwiderläuft, das hat mit Wahrscheinlichkeit auch dem Charakter unserer germanischen Vorväter entsprochen oder widersprochen.

Offenkundig und festzustellen ist das, was ohne Wurzel im ererbten germanischen Charakter zu haben, durch gebieterische mittelalterliche Erziehung nach judaistisch stark beeinflußten Religions- und Moralgrundsätzen angelernt ist. Denn das alles beginnt alsbald zu schwinden und sich zum ererbten Wesen rückzubilden, sobald diese Erziehung wegfällt und die konservativ wirkenden Einflüsse des Eltern- und Großelternhauses verblaßt sind.

Sofern es auf die Beurteilung der Rückbildung zum ererbten germanischen Wesen ankommt, darf nicht verschwiegen werden, daß damit die Gefahr der Charakterverarmung und Krafteinbuße verbunden ist, weil mittlerweile auch manche Ausgangspunkte, Urbegriffe und Vorbedingungen altgermanischer Frömmigkeit mit der ihr eigenen Moral hinfällig geworden sind, und zwar infolge der naturwissenschaftlich bedingten Weltanschauung und infolge der neuartigen sozialen und kulturlichen Menschheitsentwicklung.

Für alle Führenden in unserem gesamten Erziehungswesen ergibt sich daraus die verantwortliche Aufgabe und Pflicht der Bewahrung unseres Volks vor der gefährlichen bloßen Verneinung überkommener Religionsvorstellungen und alter guter Sitten, – eine Pflicht, die von Amts wegen eine sorgsame Prüfung in sich schließt, ob in dem einzelnen Fall Ausmerzung oder Duldung oder Betonung des Althergebrachten eintreten soll. Unerträglich sind nach meiner Lebenserfahrung und Überzeugung sämtliche der gewonnenen Naturerkenntnis widersprechenden Anschauungen sowie alle ins Unnatürliche gesteigerten Begriffe der Möncherei, wie Selbstentäußerung, Askese, Armutsgelübde, Zölibatsunfug u. dgl. Das sind Beispiele der Unvereinbarkeit mit germanischem Erbgut, wogegen auch tausendjährige Erziehung nichts auszurichten vermag.

In der Vorgeſchichtsforſchung iſt es von höchſter Bedeutung, bei der Beurteilung germaniſchen Tuns und Laſſens das als unmöglich ablehnen zu dürfen, was offenkundig mit dem ſeeliſchen Erbgut unvereinbar iſt. Ich denke an Erſcheinungen wie Fetiſchismus, Dämonenkult, Magik und ähnliches; oder auch an Undeutſches, wie Unduldſamkeit, Grauſamkeit, Quälwolluſt u. a. Noch wichtiger freilich iſt die Herausſtellung poſitiver Lebensbetätigung des deutſch-germaniſchen Menſchen, z. B. der Leiſtungen eines Kepler, Kant, Goethe, Bach, Beethoven u. a., wenn deren Vorausſetzungen und Antriebe im Erbgut verwurzelt ſind und ihr Verſchwinden oder ihre Veränderung in Mittelalter und Neuzeit durch den Kulturbruch um 800 erklärbar iſt.

Wenn dem deutſchen Volke heute im Vergleich zu den unter ähnlichen Lebensbedingungen uns umwohnenden, raſſeverwandten Völkern ein hoher Kulturſtand – vielleicht ſogar der höchſte – zugebilligt werden muß, ſo iſt daraus auf Grund der Vererbungslehre der Beweis zu folgern, daß das Germanentum ſchon vor mehreren Jahrtauſenden eine im weſentlichen weitaus höhere Stellung im Kreiſe der damaligen Kulturvölker eingenommen hat, als ihm bisher eingeräumt worden iſt.

Bei aller Verſchiedenartigkeit der Kulturformen der Mittelmeervölker und der germaniſchen Kulturformen, die ſich auf die klimatiſchen Verhältniſſe und die Sonderneigungen der Völker zurückführen läßt, iſt zunächſt grundſätzlich der gleichhohe Stand und Wert der Kulturleiſtungen anzuerkennen, zum Trotz des beklagenswerten Verluſtes nahezu aller Denkmäler und ſonſtigen Zeugniſſe des Schaffens unſerer Väter. Um ſo mehr bedeutet der Fund von Eberswalde (vom 16. Mai 1913), durch den die herrlichſten Werke der Goldſchmiedekunſt als bodenſtändige Germanenarbeit erwieſen worden ſind, einen ragenden Markſtein der Germanenkunde, den bei jeder paſſenden Gelegenheit gebührend zu würdigen kein Vorgeſchichtler verſäumen dürfte. Man laſſe ſich nur einmal in einer Muſeumsbücherei den von Carl Schuchhardt herausgegebenen Prachtatlas über den „Goldfund vom Meſſingwerk bei Eberswalde", Berlin 1914, vorlegen!

Es handelt ſich um eine Pflicht der Gerechtigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, wenn von dem Vorgeſchichtler gefordert wird, auf jedes abſprechende Urteil über Germanenkultur zu verzichten, ehe er den Gründen der Denkmälerarmut ein ernſtes Studium gewidmet hat. Denn die uns bekannten Urſachen, nämlich die natürlichen Zerſtörungskräfte und die abſichtliche Vernichtung, reichen völlig aus, um das Fehlen der Denkmäler zu erklären. Das gilt vom geſamten Schriftwerk und von allen Bauten,

ſowie von ſämtlichen Gebrauchs- oder Kunſtgegenſtänden, deren Werkſtoff das Holz war. Ohne Berückſichtigung dieſer Tatſachen bedeutet jedes von einem Vergleich mit der antiken Steinkultur beeinflußte Urteil ein Antaſten der Kulturehre unſerer Vorfahren. Schon das gedankenloſe Verſchweigen der Gründe unſerer Armut in Werken, die von der Kultur der Völker und unſeres Volkes in vorgeſchichtlicher Zeit handeln, iſt eine Verletzung der Gerechtigkeitspflicht. Das iſt, wie wenn in einem ſportlichen Wettſtreit („spaurd“ iſt gotiſches Wort!) der einen Partei alle Ungunſt der Verhältniſſe der anderen Partei alle Gunſt zugeſchoben wird.

In gleicher oder ähnlicher Verteilung an die einzelnen Volksangehörigen waren einſt wie jetzt ſämtliche Vorausſetzungen für ein hohes Streben, hohe Leiſtung und edles Verhalten vorhanden:

Kluger Verſtand und praktiſche Erfindungsgabe, Betriebſamkeit und Fleiß, Pflichtbewußtſein, Wehrhaftigkeit und Tapferkeit, Fragen nach Weſen und tiefſten Gründen aller, auch der höchſten Dinge, Denken und Dichten, Streben nach Wiſſen und Sinn für Wiſſenſchaftlichkeit; Sachlichkeit und Sachſamkeit, Freude am Kunſtwerk und an der Muſik, Sport und Spiel; Ordnungsſinn, Gerechtigkeitsſinn, Leben und leben laſſen! Gemüt, Familienſinn, Ehre der Frau; aufrechte Haltung, höchſte Ehrbegriffe; Volksgemeinſchaft; Mitempfinden mit Gefangenen und auch mit dem Vieh.

Können wir das Erbteil an Geiſtes- und Gemütsgaben ſchildern? Wir ſprechen den anderen Völkern ihre beſonderen Gaben nicht ab, aber wir wollen auch nicht, daß ſie unſeren Vätern abgeſprochen werden.

Wer will leugnen, daß auch Schattenſeiten da ſind – erhebliche, zum Teil verhängnisvolle –? Aber darüber, auch unter unſerem Thema, zu reden, wird Zeit ſein, ſobald erſt einmal unſeren Vätern ihre Ehre gelaſſen iſt. Das iſt vordringlich.

4. Germaniſche Kultur und Kulturbruch um 800 n. Zw.

Mit dem Thema des Kulturbruchs um 800 n. Zw. muß ſich die deutſche Vorgeſchichte ernſtlich befaſſen, wenn ſie das berechtigte völkiſche Intereſſe befriedigen und ein lebendiges, der Wirklichkeit möglichſt entſprechendes Bild des vorgeſchichtlichen germaniſchen Volkstums zeichnen will.

Die Vorgeſchichte eines Volkes iſt die Geſchichte der alten Zeiten, über deren Geſchehniſſe zeitgenöſſiſche und volkseigene ſchriftliche Berichte in ausreichendem Umfange nicht oder nicht mehr vorhanden ſind. Darum müſſen für das germaniſch-deutſche Volk die Zeiten vor dem Kulturbruch um 800 n. Zw. als vorgeſchichtlich gerechnet werden. Zugleich iſt Klarheit darüber zu ſchaffen, daß für uns Deutſche *nicht*, wie es vielfach noch geſchieht, der Untergang des römiſchen Weltreiches um 476 n. Zw. als bedeutſamſtes Merkmal eines Zeitalterwechſels vom ſog. Altertum zum ſog. Mittelalter anzuſehen iſt, ſondern daß weitaus richtiger der Kulturbruch um 800 n. Zw., von dem hier zu reden iſt, als Grenze angenommen werden muß. Es handelt ſich um das Ende der *weſentlich unbeeinflußten* urtümlich-germaniſchen Kultur und den Beginn einer *aufs ſtärkſte fremdbeeinflußten* deutſchen Weiterentwicklung.

Die das ganze deutſche Volk erfaſſende Gründlichkeit und die Plötzlichkeit des Wandels rechtfertigen die Bezeichnung Kultur-„Bruch", zumal uns ſowohl durch die Beurkundung der Unterwerfung des Sachſenvolkes als auch durch die Krönung Karls zum römiſchen Kaiſer deutſcher Nation in Rom (im Jahre 800) eine faſt zuſammenfallende zeitlich und ſcharf beſtimmte Begrenzung an die Hand gegeben iſt.

Der üblich gewordene Unterſchied der Benennung „germaniſch" für unſere Vorfahren und ihren geſchichtlichen Werdegang vor 800 und „deutſch" für die Zeit nach 800, iſt zwar unwillkürlich entſtanden und bedeutet auch keineswegs einen irgendwie weſentlichen Wechſel der Bevölkerung Germaniens ihrer Abſtammung nach, hat aber im Blick auf die Kultur volle, für den praktiſchen Gebrauch nützliche Begründung.

Das Verſtändnis des Kulturbruchs hält ſich naturgemäß in den Grenzen unſeres Wiſſens von germaniſcher Kultur vor 800, und dieſes Wiſſen hängt wiederum ab von dem Umfange und der Sicherheit der mit größten Schwierigkeiten kämpfenden wiſſenſchaftlichen Germanenforſchung. Es

iſt zwecklos, von einem Kulturbruch zu ſprechen, wenn wir uns kein ausreichendes Bild von der Kultur ſelbſt machen können, die den Bruch erleiden mußte.

Teils unbeabſichtigt, teils beabſichtigt – und zwar aus Gründen, auf die wir ſpäter einzugehen haben – waren die mannigfachen Gebiete des Denkens, Strebens und Tuns unſerer Väter, die wir unter dem Namen Kultur zuſammenfaſſen, mit einem faſt undurchdringlichen Schleier überzogen. Kultur aber iſt alles, was ſich über die einfachſte Befriedigung der Naturtriebe erhebt.

Wir unterſcheiden Realkultur und Geiſteskultur. In ſchnellem Fortſchritt hat die erſt ſeit achtzig Jahren zur anerkannten und angeſehenen Stellung gelangte Spaten- und Muſeumswiſſenſchaft das bis dahin geringe, verworrene und unſichere Meinen über germaniſche Realkultur einwandfrei zu einem ſicheren Wiſſen gemacht und ausgeſtaltet, woraus dann auch manche wertvolle Schlußfolgerung auf das Geiſtesleben gezogen werden kann. Jedoch ein Werturteil über die Höhe germaniſcher Realkultur im Vergleich zur Antike muß unvollſtändig, ja ungerecht bleiben, wenn es verſäumt wird, eins der großen unüberſteiglichen Hinderniſſe der Germanenforſchung herauszuſtellen, zu würdigen und ins vorgeſchichtliche Denken einzuhämmern. Es iſt die Tatſache, daß der Hauptwerkſtoff der Germanen für ihre Bauten und alle dafür in Betracht kommenden Erzeugniſſe, wozu auch die Schrifttafeln gehören, wie ſchon erwähnt, das nahezu reſtlos vermoderte Holz geweſen iſt. Dem gegenüber war der unvergängliche Stein der Hauptwerkſtoff der klaſſiſchen Völker für Bauten und Plaſtiken. Wie ſtände es um die großen Muſeen und um die Sehenswürdigkeiten in den Städten und der Landſchaft der Mittelmeerländer, wenn auch ihr Werkſtoff Holz geweſen und reſtlos vergangen wäre? Zuzugeben iſt, daß die altgermaniſche Kunſt im Unterſchied von der von ihr gepflegten Ornamentik in der Darſtellung des menſchlichen Körpers aus religiöſen Gründen keinerlei beachtliche Kunſtleiſtungen aufzuweiſen hat.

Der Kulturbruch um 800 hat die Realkultur nur in geringem Maße betroffen. Die Beſeitigung germaniſcher Kulturwerte beſchränkt ſich ganz auf die auf dem alten Glauben fußenden Dinge, Gebräuche und Beſtrebungen aller Art, ſofern ſie vom neuen Glauben als nicht verwendbar oder nicht erträglich angeſehen wurden. Daher fielen dem Kulturbruch nur die Kultbauten, Burgen, Sinnbilder und Geräte mit allem Zubehör zum Opfer. Alles übrige zur Realkultur gehörige erlitt ſchon um deswillen keine erwähnenswerte Veränderung, weil die äußere Kultur ſtammver-

wandter Völker, alſo auch der Germanen, Kelten und Romanen Gemeingut zu ſein pflegt. Weder die Spatenwiſſenſchaft, noch die alte Literatur gibt uns Anlaß, einen weſentlichen Unterſchied der Lebenshaltung zwiſchen den Germanen und ihren weſtlichen Nachbarn zu erblicken. Auch muß man dem lange vor 800 bereits beſtehenden Austauſch von Gütererzeugniſſen zwiſchen den benachbarten Völkern eine erhebliche, kulturausgleichende Wirkung zuſchreiben. Von der kulturlichen gegenſeitigen Anerkennung geben u. a. die in der ſpätgermaniſchen Zeit zwiſchen den Fürſtenhäuſern üblichen Heiraten Zeugnis.

Das weitaus verderblichſte Hindernis der Germanenforſchung iſt das Fehlen eines arteignen und bodenſtändigen Schrifttums. Abgeſehen von einem durch mittelalterliche Verunſtaltung hindurchgegangenen geringfügigen Teil des Sagenſtoffes und winzigen Bruchſtücken iſt nicht nur nichts vorhanden, ſondern es gibt auch keinerlei Hoffnung mehr auf Wiederauffindung etwaiger durch die Bekehrungszeiten hindurch geretteter Reſte. Als gewiß dürfen wir annehmen, daß das germaniſche Schrifttum verhältnismäßig nur klein geweſen ſein kann aus inneren und äußeren Gründen.

Daß ein Schrifttum, vielleicht ſogar größer als wir annehmen, da war, unterliegt keinem Zweifel. Sonſt hätte es nicht zur Zeit des Kulturbruchs geſammelt und vernichtet werden können. Es war da, weil die Erfindung einer eigenen germaniſchen Schrift nicht zwecklos geweſen ſein kann und weil ihr Gebrauch neben dem Gebrauch der lateiniſchen und griechiſchen Schriftzeichen reichlich genug bezeugt iſt. Die inneren Gründe für den geringen Umfang des Schrifttums ſind überaus einleuchtend. Die großen Gebiete des Rechts, der Religion und des religiöſen Kults waren grundſätzlich, das Gebiet der geſchichtlichen Erinnerung war infolge der Gewohnheit mündlichen Heldengeſangs ohne Bedürfnis ſchriftlicher Aufzeichnung.

Je kleiner das germaniſche Schrifttum war, um ſo verhängnisvoller wurde für die Forſchung und um ſo ſchmerzlicher für unſer Volk die abſichtliche Vernichtung ſeit dem Kulturbruch um 800, an deren Gründlichkeit der damalige Fanatismus nicht zu zweifeln geſtattet. Von größeren Schriften blieb nur die gotiſche Ulfilasbibel mit eigenartiger Halbrunenſchrift verſchont, aus der jedoch germanen-geſchichtlich nichts zu lernen iſt. So iſt das Germanenvolk, dem mit beachtenswerten Gründen von vielen die Erfindung der Schrift überhaupt zugeſchrieben wird, zu einem nicht ſelten von eignen Volksgenoſſen wie von Fremden verſpotteten Analphabetenvolk geworden und iſt angewieſen auf die Brocken, die von dem

reichen Tiſche der antiken Literatur etwa für uns abfallen und brauchbare geſchichtliche Nachrichten enthalten. Sie ſind teils aus leidlich objektiver aber ſtets im Grunde verſtändnisarmer, teils aus fremdvölkiſcher feindlicher Feder gefloſſen, wenn wir von dem abſehen, was in deutſchen Klöſtern und Kanzleien als unſchädlich und heilſam für die Leſer der Bekehrungsjahrhunderte erachtet wurde.

Wir aber und alle, die an dieſe Quellen herantreten, ſollen uns der Pflicht des Mißtrauens und kritiſcher Ausſonderung alles deſſen bewußt ſein, was der Unterdrückung der Wahrheit und antigermaniſcher Einſtellung verdächtig iſt.

Bei dieſer hervorragend völkiſchen Aufgabe kommt uns die neue, in ihren Grundlagen unanfechtbare Wiſſenſchaft der Vererbungs- und Raſſenlehre als ein nicht nur ausſcheidendes, ſondern auch fruchtbar ſchaffendes Erkenntnismittel für die Germanenkunde zu Hilfe. Weil wir wiſſen, daß in Jahrtauſenden wohl Umwelt und Erziehungseinflüſſe ſich ändern, nicht aber das Erbgut blutsmäßiger Empfindungen und Neigungen, ſo iſt das von den Hiſtorikern inneren Berufs ſtets auch unbewußt ausgeübte Recht auf pſychologiſche Beurteilung des Weltgeſchehens zu einem wiſſenſchaftlich beglaubigten Recht geworden.

Die Vorgeſchichtskunde, die aus dem materialiſtiſchen vorigen Jahrhundert das Streben mitbrachte, nur exakte Wiſſenſchaft ſein zu wollen und durch die großen Erfolge des Spatens ſich dazu ermuntern ließ, muß ſich unbeſchadet ihrer exakten Einzelarbeit der völkiſchen Verpflichtung, Geiſteswiſſenſchaft zu ſein, voll bewußt ſein. Sie darf nicht auf Erkenntnismittel verzichten, ohne deren Anwendung das Intereſſe und die Liebe des deutſchen Volkes für ſeine Vorgeſchichte niemals geweckt und befriedigt werden kann, und ohne die das niedergedrückte Nationalgefühl ſich niemals zum vollen völkiſchen Selbſtbewußtſein erheben kann. Über die Bedeutung dieſes Satzes und die Gefahren ſeiner Vernachläſſigung für den Beſtand unſeres Volkes ſind wir durch den verlorenen Weltkrieg und das ſiegreiche nationalſozialiſtiſche Reich belehrt worden.

Was aus den zahlreichen Nachrichten der an ſich unzuverläſſigen Schriftquellen über das Germanentum als glaubwürdig zu entnehmen iſt und vor dem durch die Vererbungslehre geſchärften kritiſchen Blick ſtandhält, zuſammengenommen mit dem, was die wertvollen vergleichenden Wiſſenſchaften, vor allem Germaniſtik und Indogermaniſtik, gebracht haben, ſowie aufs beſte ergänzt aus den Ergebniſſen der Spatenwiſſenſchaft – alles das hat uns Anſchauungen über die Geiſteskultur unſerer Vorfahren vermittelt, die

uns gestatten, an die Erörterung der geisteskultlichen Seite des Kulturbruches heranzugehen, zumal und sofern sich dessen Folgen durch das Mittelalter bis in unsere Zeit erstrecken. Indem wir diesen Folgen zurückschauend bis zu ihren Ursachen nachgehen, werden wir am zuverlässigsten seinen Charakter, seine Wesensmerkmale und seine Hauptursachen erkennen.

Mit diesen Erwägungen in die Erörterung der geisteskulturlichen Seite des Kulturbruches eintretend, sind wir uns bewußt, daß wir uns hier mit einer kurzen Angabe der Gebiete und Folgen begnügen müssen. Ihre geschichtswissenschaftliche Behandlung muß von der Aufdeckung der Ursache des Kulturbruches ausgehen und Dienst leisten zu einer unseren Zeiterfordernissen entsprechenden, noch möglichen Überwindung seiner schädlichen Folgen.

Die weltgeschichtlich nachwirkenden Erfolge der Regierung Karls, vor allem die Zusammenfassung der bis auf ihn mehr oder weniger selbständig bestehenden germanischen Staaten der Alemannen, Thüringer, Bayern und Sachsen mit seinen beiden von Haus aus germanischen, aber bereits stark romanisierten Westfranken- und Langobardenstaaten zu einem zwar innerlich zerrissenen, aber äußerlich eine Einheit darstellenden römischen Reiche deutscher Nation, bekunden die Macht dieses Herrschers, auch wenn sich sofort nach seinem Tode die Unhaltbarkeit der von ihm geschaffenen inneren und äußeren Staatsgestaltung erwies. An seinen Namen knüpft sich der germanische Kulturbruch, und nur unter diesem Gesichtspunkte haben wir es hier mit ihm zu tun. Zu der Frage, ob und wieweit die Person Karls im übrigen als ein deutscher oder gar germanischer Nationalheld zu werten ist, – seiner Abstammung nach war Karl mischblütig, sein Lebensbeschreiber Einhard bezeichnet ihn als „einen Rundkopf!" – verweise ich auf das vom Zerstörer der germanischen Heiligtümer handelnde Kapitel meines Buches „Germanische Heiligtümer", 4. Aufl. 1936, Seite 319 ff.

Die Geschichte lehrt uns, daß weder militärischer Zusammenbruch mit nachfolgender Unterjochung und Einverleibung in den Siegerstaat an sich, noch unfreiwilliger Religionswechsel an sich unbedingt einen Kulturbruch zur Folge haben muß.

Wenn wir abgesehen von den rein äußerlichen Kulturerscheinungen die Entwicklungslinien des auf Karls Regierung folgenden mittelalterlichen Kulturlebens verfolgen, dann stoßen wir auf zwei besonders scharf zu umgrenzende persönliche Entschlüsse Karls mit nachfolgender Durchführung, ohne die dem deutschen Volke ein so schroffes und weites Abgleiten von den Grundlagen und dem Charakter seines sozialen und geistigen Kulturlebens erspart wäre. Es ist:

1. die Beſeitigung des germaniſchen Rechtes und Agrarrechtes, wonach aller Grund und Boden Volksland iſt und bleibt, und ſeine Erſetzung durch ein ungermaniſches Recht und Agrarrecht, wonach aller Grund und Boden Eigentum beſtimmter öffentlicher oder privater juriſtiſcher Perſonen ſein muß (Mutterboden des Feudalſyſtems!);
2. die Beugung der neuen und der bereits vorhandenen Chriſtengemeinden unter die kirchliche und politiſche Macht der römiſchen Päpſte.

Über die Beſeitigung des germaniſchen Agrarrechts, welches wir im urtümlichen (nicht ſpäteren!) Wortverſtande „Allodialweſen" zu nennen haben, iſt unſer Wiſſen erſt ſehr ſpät, Ende des vorigen Jahrhunderts, unterrichtet, und zwar durch Ergründung der unerhörten Fülle von Landverſchenkungen, von denen der überwiegende Teil aller Urkunden des 9. bis 11. Jahrhunderts Zeugnis ablegt; ferner durch die Studien Rübels zur Verteilung der germaniſchen Markengebiete[1]). Die verhängnisvollen kulturlichen Folgen des ungermaniſchen Agrarrechtes waren:

der Gegenſatz zwiſchen den Grundherren und dem „Volk", der mehr und mehr als Unfreiheit, Verelendung und Leibeigenſchaft der Bauern und „Leute" des platten Landes in Erſcheinung trat;
das Aufkommen der befeſtigten Wohnburgen (als Schutz-, Zwing- und ſchließlich auch Raubritterburgen); das Fehdeweſen und Fauſtrecht; die Kleinſtaaterei, Kaiſerohnmacht und zeitweiſe Anarchie;
die Entſtehung der mit Mauer, Graben und Wall umgebenen enggaſſigen Städte zum Selbſtſchutz der Bürger und auch Zuflucht der bis in die Pfahlgrenze zugelaſſenen Landleute;
das Überhandnehmen des Kloſterweſens und der toten Hand, deſſen das Volkswohl belaſtende Auswirkung die geleiſteten Kulturdienſte überwog.

Aus der Beugung Germaniens unter die den Vorrang vor dem weltlichen Regiment beanſpruchenden Päpſte erwuchs die Hemmung nationaler Kulturentwicklung durch

die Gewaltanwendung gegen die Anhänger des alten Glaubens und die bis dahin freien Chriſtengemeinden (Iroſchotten, Arianer);
die Störung einheitlicher Staatsführung;

[1]) Vgl.: Rübel, „Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungsſyſtem im deutſchen Volkslande", Leipzig 1904.

die Kreuzzüge und Italienzüge;
die Verwirrung der deutschen Ostpolitik und -siedlung (Überwiegen der Christianisierungsgesichtspunkte; Behandlung aller, auch der germanischen nichtchristlichen Ostvölker als Sklaven = Slawen).

Tiefgreifender noch als solche politisch-kulturlichen Einwirkungen der päpstlichen Macht sind die Veränderungen der geistigen Gesamthaltung durch

Prägung einer spezifisch mittelalterlichen, pfäffisch-gebundenen Lebensauffassung (Weltflucht, Geschlechtsleben, Unduldsamkeit) unter Ausschaltung der Freiheit der Wissenschaft und des Gewissens und dementsprechend Bekämpfung germanischer Sittenvorzüge (Naturfreudigkeit, Ehrbegriffe, Geschlechter-Verhältnis u. a.).

Zum Verständnis der tiefen geisteskulturlichen Vorgänge in der deutschen Volksseele ist es unerläßlich, einen Überblick über das Verhältnis der schicksalhaft vom Untergange betroffenen germanischen Religion zur christlichen Religion zu gewinnen.

Dabei wird es streng durchzuführender Grundsatz sein müssen, daß auf subjektive Werturteile über Glaubenssätze rein theologischer Art verzichtet wird und die Erörterung sich auf die geschichtlich vorliegenden Tatsachen nebst deren offensichtlichen Folgen beschränkt.

Es gab Berührungspunkte der beiden Religionen, die es den Fürsten und maßgeblich geistig Führenden der ostgermanischen Stämme ermöglichten, Lehren des neuen Glaubens ohne Zwang anzunehmen, die eine Anziehungskraft auf sie und ihre Völker ausübten. Dies trifft auf jeden Fall zu, wenn lediglich die wenigen von Mund zu Mund gehenden Grundlehren des vielleicht stammverwandten Galiläers in Betracht gezogen werden, die sämtlich im Gegensatz zu Judentum, Pharisäertum und jeder Priesterschaft standen. Das aber sind die Einflüsse, die in der alsbald einsetzenden Dogmen- und Kirchenentwicklung das reine Gesinnungschristentum in sehr kurzer Zeit fast auf der ganzen Linie in sein Gegenteil verwandelten.

Nicht die schlichte Urlehre des Galiläers – wenn sie aus den überlieferten zumeist jüdischen Schalen und aus der Verzerrung befreit ist –, sondern diese Entartung und Unduldsamkeit ist es, die die Germanenfeindschaft zu allen Zeiten, besonders zur Sachsen- und Wikingerzeit, gegen sich wachgerufen hat.

Es ist eine neue überraschende Erkenntnis, daß das als „Reich Gottes inwendig in uns" völlig ohne Dogma, Brauchtum und Kirchenorganisation

geſtiftete Urchriſtentum das geſamte oder faſt das geſamte ſinnige Brauchtum, von dem auch heute noch das deutſche Volk nicht läßt, in den erſten Jahrhunderten aus dem reichen Beſtande der germaniſchen (vielleicht gotiſchen) Kultformen übernommen hat, jedoch nicht ohne judenchriſtlichen Widerſpruch der Kirchenväter, wovon der Kampf Tertullians gegen die Sonntagsfeier Zeugnis ablegt.

Die völlig unzweifelhafte Abſicht und Hinzielung des auf die genannten beiden Regierungsmaßnahmen Karls zurückzuführenden Kulturbruchs um 800 war: Romaniſierung und Chriſtianiſierung, jene mit dem Zweck, die unterworfenen germaniſchen Stämme zu einem dauernden, zuverläſſigen Beſtandteil des großen papſthörigen römiſchen Reiches deutſcher Nation zu machen, dieſe als wirkſamſtes Mittel zur Erreichung der politiſchen Ziele, wobei die Gewaltanwendung nicht entbehrt werden konnte.

Die perſönliche Aufrichtigkeit und Überzeugung Karls, mit der er ſich dem roh entarteten Papſtchriſtentum ſeinerſeits hingab und in der er noch im vorgeſchrittenen Lebensalter lateiniſch lernte, um in der Gott wohlgefälligſten Sprache beten zu können, braucht – in den Grenzen ſeiner Veranlagung – nicht beſtritten zu werden.

So wurden die Fäden einer romaniſierenden Entwicklung geſponnen, folgend der Entwicklung, durch die aus den nach Gallien gewanderten germaniſchen Franken unter Blutsvermiſchung mit Kelten, Provinzialrömern und vielleicht auch noch Urbewohnern ſchließlich Franzoſen geworden ſind, – nur daß den auf dem Boden Germaniens verbliebenen Stämmen eine derartige Blutsvermiſchung erſpart geblieben und ſomit die innere Fähigkeit der Gegenwehr gegen Romaniſierung nicht verlorengegangen war.

Lebendig blieb ſtets die unwillkürliche paſſive Abwehr der deutſchen Volksſeele gegen Ungermaniſches. Sie iſt nach dem Grade der Deutſchblütigkeit jedes einzelnen und ſeiner völkiſchen Erziehung oder Erfahrung verſchieden, bewegte ſich aber vor dem völkiſchen Erwachen unbewußt, ſeit Begründung des nationalſozialiſtiſchen Reiches bewußt in der Richtung auf ein einheitliches deutſches nationalſozialiſtiſches Volksbewußtſein, wodurch allein die innere Widerſtandskraft und der äußere Beſtand des deutſchen Volkes gewährleiſtet werden.

Neben dem paſſiven Widerſtreben gegen die Folgen des Kulturbruchs um 800 haben je und je auch aktive politiſche, ſoziale und geiſteskulturliche Revolutionen in den verfloſſenen elf Jahrhunderten trotz der ſtets germanenwidrigen Zeitſtrömungen und -Ismen (Humanismus und Klaſſizismus,

Rationalismus und Materialismus, Liberalismus und Internationalismus) zwar ſieglos, aber niemals ganz wirkungslos ſich erhoben. Vom Litenaufſtande unter Ludwig dem Frömmler an über Stedinger, Bauernkrieg, deutſche Myſtik, antipäpſtliches Sektentum, Gottesfreunde, Reformation nebſt Vorläufern bis zur ſogenannten Romantik (fälſchlich ſo genannt) und den neueren völkiſchen Bewegungen hat man ſich empört.

Hemmend waren immer einerſeits das bis zur gutmütigen Michelei und zu Minderwertigkeitsgefühlen auswachſende Streben nach Sachlichkeit und Gerechtigkeit, auch gegenüber den ganz anders veranlagten Fremdvölkern und gegenüber andringenden ungermaniſchen Geiſtesſtrömungen, – anderſeits die oft ins Schädliche verzerrten zu politiſcher Zerriſſenheit führenden Tugenden der geiſtigen Selbſtändigkeit, des Freiheitsdrangs und eines Herrentums, welches den zweiten veranlaßt, auch zur Unzeit den Wettbewerb mit dem erſten aufzunehmen.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts erzielte zwar wertvolle Teilerfolge 1. durch *Rettung der deutſchen Sprache vor Verwelſchung und Herabdrückung* zur Sprache der Ungebildeten und 2. durch *Befreiung der größeren Hälfte Deutſchlands von der geiſtigen Oberhoheit des Papſttums*. Auf den gleichzeitigen vergeblichen Kampf des Bauerntums gegen die Auswüchſe des Feudalismus iſt erſt im 19. Jahrhundert die Aufhebung der Leibeigenſchaft gefolgt und in unſeren nationalſozialiſtiſchen Tagen der bereits wirkſame Beginn von Reformen auf dem Gebiete des Agrarrechts und ſolchen auf dem Gebiete des immer noch römiſch beeinflußten bürgerlichen Rechts.

Noch ſtehen wir faſt auf der ganzen Linie vor den ſozialen und geiſtigen Folgen des Kulturbruchs, die wir als ein Schickſalsgewebe anerkennen müſſen mit allerlei Fäden ſchädlicher und auch brauchbarer Art. Die *Fäden* ſind den Erforderniſſen unſerer Zeit und Zukunft entſprechend zu ſondern und zu behandeln. Ein unterſchiedsloſes Beiſeiteſchieben oder Unterdrücken dieſer Forderung wäre eine nutzloſe Erſchütterung des geiſtigen Kulturbodens, auf dem wir ſtehen, wenn auch nicht im Ausmaße der Erſchütterung im Kulturbruch um 800.

Das von den Vätern überkommene Volk und Land iſt unſer gegebenes Arbeitsfeld. Arbeitsmittel ſind die ſorgfältig zu ſchützenden Erbkräfte des Bluts und die aus bitteren Nöten oder aus neuen Erkenntniſſen gewonnenen Erfahrungen. Die Führung liegt in beſter Hand. Mit dem Vertrauen des ganzen endlich geeinten Volks geht's glücklicheren Zeiten entgegen, als ſie dem deutſchen Volke nach dem Kulturbruch um 800 beſchieden waren.

5. Kaiſer Karl

Die Geſchichte nennt den Weſtfrankenkönig Karl, der ſich im Jahre 800 von Papſt Leo in Rom die Krone eines „Römiſchen Kaiſers Deutſcher Nation" aufſetzen ließ, den „Großen". Außerdem waren wir alle gelehrt, ihn als deutſchen Nationalhelden anzuſehen und zu ehren. Wenn mit dem Beinamen eines Großen unter allgemein weltgeſchichtlichen Geſichtspunkten die Männer ausgezeichnet werden, die durch die Kraft und Wirkung ihrer Taten den Lauf des weltgeſchichtlichen Geſchehens in neue Bahnen gelenkt haben, ſo gehört auch Karl in die Reihe dieſer Männer. Er iſt nicht nur der Schöpfer eines das ganze mittlere Europa umfaſſenden Reiches von der Schlei bis zum Tiber und von der atlantiſchen Küſte bis zur Oder und zur Theiß, ſondern Karls Regierung iſt der Beginn des eigentlichen deutſchen Mittelalters, worunter wir einen beſtimmten Kulturabſchnitt mit ausgeprägter Geiſtesrichtung verſtehen.

Das Mittelalter beginnt nicht mit der für eine deutſche Geſchichtsſchreibung nahezu bedeutungsloſen Eroberung Roms im Jahre 476 n. Zw., ſondern mit der Regierungszeit des Weſtfrankenkönigs Karl, genauer 772 mit der Zerſtörung des oberſten Heiligtums des Sachſenbundes, deſſen Gebiet vom Rhein bis zur Elbe reichte, des letzten und kräftigſten Verteidigers germaniſchen Volkstums, nachdem die Widerſtandskraft der Alemannen, Thüringer und Bayern ſchon vorher gebrochen war. Der dreißigjährige Sachſenkrieg war der Auftakt zur Romaniſierung Germaniens, mit der Karl ſeinen Traum von einem neuerweckten römiſchen Weltreich verwirklichen wollte und der dann mehr unbewußt von den herrſchenden Geiſtesſtrömungen des Mittelalters und darüber hinaus fortgeſetzt worden iſt, ſo daß die ganze deutſche Geſchichte von da ab im tiefſten Grunde zu einem Ringen des germaniſchen Geiſtes gegen fremde Bedrängung und Verdrängung geworden iſt, reich an tragiſchen und beſchämenden Geſchehniſſen, reich aber auch an Erweiſungen der Unverwüſtlichkeit des germaniſchen Weſens bis zu unſeren Tagen, in denen das germaniſche Volkstum ſeine eigene Seele wiedergefunden und ſeine Eigenart vor dem Untergange bewahrt hat.

Was Karl mit unerhörter Tatkraft, Grauſamkeit und Folgerichtigkeit bei den Sachſen begonnen und Schritt für Schritt auf alle unterworfenen

Germanenſtaaten angewendet hat, iſt nicht mit der unzählig oft geſchehenen Unterdrückung von Völkern durch ihre Eroberer zu vergleichen, ſondern muß als ein jäher Kulturbruch bezeichnet werden, ähnlich der Vernichtung der mexikaniſchen Kultur durch Cortez 700 Jahre ſpäter.

Es war ein jäher Kulturbruch, den Karl herbeiführte, weil er nicht etwa nur durch die gewaltſame Chriſtianiſierung zum Ausdruck kam, ſondern weil er ſich mit unerbittlicher Gründlichkeit und Plötzlichkeit auf nahezu alle weſentlichen Gebiete des germaniſchen Kultur-, Staats- und Gemeinſchaftslebens bezog.

Nachdem ich ein knapp umriſſenes Bild des Kulturbruchs gegeben habe, müſſen wir unſeren Blick von völkiſcher Warte aus auf die politiſche Stellung und Perſönlichkeit Karls richten und fragen, wer es denn eigentlich war, den wir als verdienſtvollen Begründer eines erſten deutſchen Reiches und deutſchen Nationalhelden oder gar als verdienſtvollen Chriſtianiſator anſehen ſollen, und was wir auf Grund der unbeſtrittenen geſchichtlichen und raſſiſchen Tatſachen vernünftigerweiſe überhaupt von ihm erwarten können.

Die dringende Notwendigkeit, bei der Beurteilung Karls die Raſſenfrage nicht zu vergeſſen, beruht auf der Zweideutigkeit und Verwirrung, womit leider der Name des urſprünglich in ſeiner Geſamtheit kerndeutſchen Stammes der Franken geſchichtlich belaſtet iſt. Unter dem Geſamtnamen „Franken" können und dürfen wir nur die in ihren germaniſchen Uranfängen am Main und Rhein wohnenden Stämme anerkennen, die machtvoll in den Lauf der Weltgeſchichte eingegriffen haben, als ſie etwa von 250 n. Zw. ab ihren Bevölkerungsüberſchuß in großen, mehrfach wiederholten Strömen weſtwärts nach Gallien ſandten. Die Bevölkerung dieſes Landes, ein aus Urbewohnern, Kelten und Römern, im Norden auch Germanen, entſtandenes Miſchvolk, wurde nicht verdrängt, aber mußte die germaniſchen Einwanderer, wie einſt nahezu in allen Mittelmeerländern geſchehen iſt, als Herrenſchicht annehmen, ohne weſentlichen Widerſtand leiſten zu können. So wurde aus der römiſchen Provinz Gallien das Frankenreich und iſt „Frankreich" geblieben bis zum heutigen Tage.

Je kampfloſer, wie es ſcheint, die Landnahme der Franken vor ſich gegangen iſt, um ſo ſchneller und gründlicher hat ſich mit den Galliern die gleiche Bluts- und Kulturvermiſchung vollzogen, die als Schickſal aller germaniſchen Auswandererzüge jenſeits der Grenze ihrer Heimat anzuſehen iſt. Im Verlauf von 500 Jahren, alſo zur Zeit Karls, war aus den Franken ein galliſiertes und romaniſiertes Miſchvolk mit fremder Sprache

geworden, in dem nur ein Bruchteil der Sippen den germaniſchen Charakter bis in die Hugenottenzeit und bis heute bewahrt hat. Der Name „Franzoſen" iſt erſt ſpäter aufgekommen. Für die Zeit Karls ſprechen wir am beſten von Weſtfranken im Unterſchied von den Main- und Rheinfranken, die blutmäßig, kulturlich und ſprachlich dem deutſchen Volkstum verblieben.

Auf dem Boden der Vorgeſchichtswiſſenſchaft hat die unterſchiedsloſe Kennzeichnung als „fränkiſch" eine ſo üble, meiſt zur Herabdrückung germaniſcher Kulturehre führende Verwirrung angerichtet, daß die allgemeine Reform der vorgeſchichtlichen Fachausdrücke in erſter Linie ſich auf das Wort „fränkiſch" beziehen muß.

Bis zur Klärung der verworrenen Geſchichtsauffaſſung vom erſten römiſchen Kaiſer deutſcher Nation werden wir ihn mit Betonung „den Weſtfranken" nennen.

Karl ſtammte väterlicherſeits aus der jenſeits der Sprachgrenze bei Lüttich begüterten Sippe der Pippine. Das ſind die Hausmeier des weſtfränkiſchen Herrſcherhauſes der Merowinger. Mütterlicherſeits liegt ein tiefes Dunkel über Karls Herkunft; auch der Ort ſeiner Geburt iſt unbekannt. Bei Einhard, dem hochgeehrten, aber auch zeitweiſe vom königlichen Hofe verbannten Lebensbeſchreiber Karls, der bei aller Lobrednerei manchmal vorſichtig auch eine ungünſtige Wahrheit durchblicken läßt, leſen wir die verdächtigen Worte: „Von deſſen (Karls) Geburt und früheſter Kindheit und auch Knabenzeit zu erzählen, würde mir töricht erſcheinen, weil weder urkundlich irgend etwas niedergeſchrieben iſt, noch auch nur ein Überlebender vorhanden iſt, der ſagen könnte, er wiſſe etwas davon." Auch daß ihn Einhard als einen „Rundkopf" bezeichnet, gibt zu denken. Dieſe Bemerkung entſpricht dem einzigen nach der Natur angefertigten Standbilde Karls. (S. Abb. S. 214 u. 215.)

Wenn eine Sage[1]), die bei Augsburg aufgetaucht iſt, einen Wahrheitskern enthält, ſo iſt Karl bei einem Müller in einem Walde zwiſchen Metz und der Nordſeeküſte geboren und von ſeinem Vater erſt mit fünfzehn Jahren an den Königshof gezogen, nachdem er ſich als tüchtig erwieſen und ſich durch eine – durchaus übel anmutende – Findigkeit in Rechtsſchwierigkeiten ausgezeichnet hatte. Der Geburtsmangel iſt um ſo glaubhafter, je unglaubhafter die Sage Karls Mutter Bertrada aus einer engliſchen Königstochter zur Magd in dem Müllerhauſe werden läßt.

[1]) Zaunert, „Das deutſche Volksbuch von Karl dem Großen". Eugen Diederichs 1929.

Mag dem ſein, wie ihm wolle und mögen wir auch die Kelten als Indogermanen und danach das durch germaniſche Miſchung entſtandene und romaniſierte weſtfränkiſche Nachbarvolk als ariſche Anverwandte anerkennen, ſo wäre doch die Leugnung des ſchon damals ausgeprägten Unterſchiedes eine geſchichtliche Unwahrheit. Es bleibt beſtehen, daß Karls Herrſchaft über germaniſche Länder und Völker als Fremdherrſchaft angeſehen werden muß. Aus Gründen des Blutes, der Erziehung und ſeiner aufs deutlichſte hervortretenden perſönlichen Ziele und Hochziele konnte ſeine Geſamtpolitik nur eine weſtfränkiſch-franzöſiſche oder eine übervölkiſche ſein. Nicht die Pflege und Erſtarkung des unterworfenen Germanentums in ſeiner Eigenart lag ihm am Herzen, ſondern unterwürfige Einſchaltung in das Völkergemiſch des von ihm erträumten Welt- und Gottesreiches, in dem ein fügſamer Papſt die geiſtliche Macht, er ſelbſt aber die maßgebende weltliche Macht haben ſollte.

Zuſammengefaßt wird Karls Verhältnis zum deutſchen Volke durch dieſe ſeine Ziele beſtimmt:

Chriſtianiſierung und Romaniſierung in verhängnisvoller innerer Vermiſchung der politiſchen und religiöſen Geſichtspunkte!

Chriſtianiſierung im Sinne der Unterwerfung unter Rom!

Romaniſierung in ähnlicher Weiſe wie er und ſein Weſtfrankenvolk romaniſiert war in Glauben, Sitte, Recht und ſonſtiger Kultur, wenn möglich auch der Sprache!

Im Zuſammenhange damit natürlich die

Ausnutzung der germaniſchen Völker durch Aushebung für den Heerbann und Steuerauflage;

Einrichtung der Grenzmarken, nicht etwa zum Schutze der Germanen, ſondern zur Sicherung ſeiner weit hinausgeſchobenen Reichsgrenzen.

6. Der Wert des Germanenbildes bei Tacitus

Um den Wert geſchichtlicher Nachrichten und Urteile richtig einzuſchätzen, muß man ſich über den Geſamtcharakter der Quellen und ihre Glaubwürdigkeit Rechenſchaft geben. In Anſehung des Fehlens von Nachrichten und Darſtellungen aus germaniſcher Feder iſt der bedingte Wert der „Germania" des Tacitus wie auch ſeiner Annalen und Hiſtorien natürlich nicht hoch genug einzuſchätzen. Welches Volk beſitzt ſo viele wertvolle Angaben über ſeine vorgeſchichtlichen Verhältniſſe? Bei dieſer Frage ſind die Römer ſelbſt, deren geſchichtliche Zeit auch erſt ſpät, 4–500 Jahre nach Gründung Roms begann, nicht ausgenommen. Ihre vermeintlichen Kenntniſſe über Roms Geſchichte bis etwa 200 v. Zw. iſt ein Gemiſch von mythologiſcher Phantaſie und mündlicher Überlieferung, und ſie beſitzen auch kein der „Germania" ähnliches Kulturbild aus der Feder eines zeitgenöſſiſchen ausländiſchen Schriftſtellers, wie es annähernd z. B. Herodot geweſen ſein könnte.

Dieſe Wertſchätzung der „Germania" darf aber nicht dem Fehler einer begeiſterten, kritikloſen Überſchätzung eines Schriftſtellers verfallen, der ſelber immerhin groben Mißverſtändniſſen, verhängnisvoller Unkenntnis und vielleicht ungewollter, aber darum nicht minder ſchlimmer feindlicher Beurteilung germaniſcher Zuſtände unterworfen war.

Vorweg müſſen wir für Tacitus eintreten und ihm voll gerecht werden: Tacitus war ein glänzender Geſchichtsſchreiber, der die Pflicht der Wahrhaftigkeit und Objektivität kannte, und dem die ſubjektive Ehrlichkeit nicht abzuſprechen iſt. Dazu kam die feinſinnige, überlegene Betrachtungsweiſe des gebildeten Mannes, der die Dinge vom höheren Geſichtspunkt aus anſieht.

Andererſeits: Tacitus iſt niemals in Germanien geweſen! Was er über Germanien ſchrieb, war demnach – was Grundlage und Grundſtimmung anlangt – die bei den gebildeten Römern übliche Meinung, nur ergänzt durch fleißiges Befragen von Gewährsmännern, nicht aber durch längere Beobachtung und ein gewiſſes Mitleben im Lande ſelbſt. Heutzutage würde ſich jeder Schriftſteller lächerlich machen, der ein erſtmaliges Werk etwa über die Zuſtände in der Türkei herausgeben wollte, ohne je in der Türkei geweſen zu ſein. Tacitus mußte, ob er wollte oder nicht, alles durch die römiſche Brille ſehen.

Wie ſtand es nun um ſeine zeitgenöſſiſchen Gewährsmänner, auf deren Berichte er völlig angewieſen war? Es waren geſcheite Händler, die von ihren Herbergen und Märkten aus allerlei Merkwürdiges beobachtet hatten. Ferner losgekaufte Gefangene, die wenigſtens die genaueren Einblicke in ihrem engen Erlebniskreis ſchildern konnten. Und ſchließlich das Perſonal beſonderer Geſandtſchaften, vielleicht auch Reiſegeſellſchaften mit ihren zufälligen Beobachtungen.

Wertvoller für Tacitus oder die Schriftſteller, aus deren Büchern er ſchöpfte, werden fleißig ausgenutzte Unterredungen mit Germanen, die ſich in Rom aufhielten, geweſen ſein. Es ſcheint, daß die Unterredungen nicht nur mit einfachen Kriegern, Gladiatoren und Sklaven ſtattgefunden haben, ſondern auch mit Gebildeten aus hohem Stande, die etwa zu Verhandlungen, zum Studium oder aus Reiſeluſt nach Rom gekommen waren. Bei dem angeborenen germaniſchen Triebe, fremde Länder und Völker zu ſehen, wird deren Zahl nicht gering geweſen ſein.

Nun noch ein wichtiges Wort von dem Geſchichtsſchreiber ſelbſt. Tacitus war ein römiſcher Patriot, der trotz offenen Blicks für die Mißſtände im Vaterlande von dem höheren Werte ſeines Volkes und ſeinem Recht, die „barbariſchen" Völker und Länder zu knechten, voll überzeugt war. Das Germanentum war ihm vor allem eine bedrohliche und darum haſſenswerte Erſcheinung. Er war beſorgt, daß ſeine Landsleute dies Volk unterſchätzen möchten, und hielt es darum für nützlich, ihnen die germaniſche Sittenſtrenge als Spiegel vor Augen zu halten. Tacitus als Gewährsmann für germaniſche Zuſtände iſt nicht anders zu bewerten, als wenn ein Franzoſe ein Werk über Deutſchland ſchreibt. Während er ſich vielleicht im allgemeinen zu beherrſchen weiß und ſich in den üblichen Grenzen objektiver Berichterſtattung hält, gibt er ſeiner Stimmung gegen die Germanen doch an einer Stelle recht kräftigen und unmißverſtändlichen Ausdruck. Abſchnitt 33 lautet nach der zutreffenden Überſetzung Beyers[1]):

„Neben den Tenkterern wohnten früher die Brukterer. Die hatten ſich bei ihren Nachbarn, den Chamawern und Angrivariern, ihres hochmütigen Weſens wegen verhaßt gemacht. Dann ſind dieſe beiden Stämme mit vereinten Kräften über ſie hergefallen, haben ſie geſchlagen, völlig

[1]) Tacitus, „Germania", in neuer Überſetzung von Studiendirektor Dr. Beyer, Bad Oeynhauſen 1933, Verlag Schöningh, Paderborn, Preis 40 Pfg. Prof. Neckel urteilt: Das Verfahren des Überſetzers verdient volle Anerkennung; er hält ſich frei von latiniſierenden Wendungen und lieſt ſich durchweg angenehm, ohne daß irgendwo der Sinn des Urtextes zu Schaden käme. Ein außerordentlich empfehlenswertes Büchlein!

aufgerieben und ſich in ihrem Lande feſtgeſetzt. Möglich, daß alles in Wirklichkeit aus Beutegier geſchah, vielleicht haben es aber die Götter uns zuliebe geſchehen laſſen. Über 60000 Mann ſind dabei umgekommen, ohne daß wir einen Schwertſtreich zu tun brauchten.

Eine ganz großartige Geſchichte, für uns eine wahre Luſt und Augenweide! Die unſterblichen Götter mögen – das iſt mein ſehnlichſter Wunſch – dafür ſorgen, daß der Bruderhaß dieſer verfluchten Barbaren bleibe und dauere bis in alle Ewigkeiten! Sie ſollen ſich haſſen, wennſchon ſie uns nicht lieben! Und wenn einmal unſerem Reiche Gefahr droht und das Verhängnis über uns hereinbricht, dann kann uns das Schickſal kein größeres Glück beſcheren als den Bruderzwiſt unſerer Feinde."

Wollen wir den Wert der „Germania" und ihrer mündlichen Quellen recht würdigen, ſo ſind noch weitere Erwägungen nötig. Es muß alles beachtet werden, was ſeinen Einfluß auf das Werk eines Mannes ausgeübt hat, der Germanien ſelbſt nicht kannte, und aus dem wir doch unſere Kenntnis und unſer Urteil über Germanien in ſo ſtarkem, faſt kann man ſagen, ausſchließlichem Maße ſchöpfen müſſen. Vor allem darf die Urſache von Mißverſtändniſſen – auch gröbſter Art –, die ſich aus der Verſchiedenheit der Sprachen für Römer und Germanen ergab, nicht überſehen werden. Bei allen römiſchen Schriftſtellern finden wir auffällig wenig Erwähnung der Verſtändigungsſchwierigkeiten. Daraus iſt auf ausgiebige Verwendung von Dolmetſchern oder auf recht verbreitete Sprachkenntniſſe zu ſchließen. Hin und wieder iſt von Briefen die Rede, die herüber und hinüber gingen, ſo daß wir das germaniſche Kulturbild neben der Kenntnis fremder Sprachen auch mit der Schreibkunſt ausſtatten müſſen. Von einem germaniſchen Skythenſtamme wiſſen wir durch Herodot, daß ihre Kaufleute in ſieben fremden Sprachen Handel trieben. Wenn wir den Trieb und die Fähigkeit zur Erlernung fremder Sprachen als Gegenſtand der Vererbung anſehen dürfen, ſo lag die häufigere Sprachkenntnis jedenfalls auf ſeiten der Germanen, – ganz abgeſehen davon, daß nach Lage der Dinge die Germanen mehr Anlaß hatten, Römiſch zu lernen, als umgekehrt. So oder ſo, bei der Beurteilung der „Germania" des Tacitus müſſen die aus Sprachſchwierigkeiten ſich ergebenden Irrtümer voll in Rechnung geſtellt werden. Einige ſind erkennbar, andere können wir nur vermuten, die meiſten aber bleiben uns ganz verborgen.

Die Römer, die Tacitus nach ihren Erlebniſſen in Germanien ausfragte, konnten nur ihren durch ihren Aufenthaltsgrund ſtark eingeſchränkten

Geſichtskreis ſchildern. Auch liegt auf der Hand, daß ſie alle in erſter Linie berichteten, was ihnen als fremdartig, als unterſchiedlich von den römiſchen Verhältniſſen aufgefallen war, während das Gewohnte und Gleichartige weder in ihren Erzählungen, noch in der Niederſchrift des Tacitus eine Rolle ſpielt. Das iſt für uns ſchlimm, weil wir, die wir an die Stelle des ungerechten Geſamtkulturbildes vom Germanentum ein wahrheitsgemäßes Bild ſetzen wollen, nun vieles nicht unmittelbar aus taciteiſchen Mitteilungen entnehmen können, ſondern mittelbar aus der Nichterwähnung ſchließen müſſen.

Es liegt die Tatſache vor, daß in vielen wichtigen Punkten weder den römiſchen, noch den germaniſchen Berichterſtattern weſentliche Unterſchiede zwiſchen den römiſchen und germaniſchen Verhältniſſen aufgefallen und als erwähnenswert erachtet ſind. Wir haben es hier mit einer ganz allgemeinen, faſt ſelbſtverſtändlichen Erfahrung zu tun, die uns auch aus den modernen Reiſebeſchreibungen entgegentritt. Wir wiſſen das Bedenkliche aller argumenta e silentio (Beweiſe aus dem Schweigen) durchaus zu würdigen. Aber wenn wir ſehen, welch einen breiten, wir dürfen wohl ſagen ungeheuerlich breiten und handgreiflich unberechtigten Raum die Schlüſſe und Annahmen aus dem Nichtvorhandenſein der gewünſchten Beweiſe in unſerer bisherigen germaniſchen Altertumskunde einnehmen, – ausgeſprochen oder unausgeſprochen – dann ſtehen wir mit beſtem Gewiſſen und glänzend gerechtfertigt da, wenn das Schweigen des Tacitus, überall, wo es uns entgegentritt, uns bis zum gegenteiligen Beweiſe zum Anlaß wird, die germaniſchen Verhältniſſe als gleichartig mit den römiſchen anzuſehen. Und das um ſo mehr, als die gemeinſame Wurzel beider Völker im Indogermanentum von vornherein annehmen läßt, daß wichtige Teile des gemeinſamen Erbgutes an Fähigkeiten, Trieben und praktiſchen Lebensgewohnheiten bis zur taciteiſchen Zeit durchgehalten haben. Die Dinge würden anders liegen, wenn Germanen mit Orientalen oder Farbigen in Vergleich ſtänden.

Es leuchtet ein, daß bei Durchführung dieſes unſeres Grundſatzes eine ungemeine Erhellung und poſitive Ausgeſtaltung des germaniſchen Kulturbildes herausſpringt. Immer mit Ausnahme der von Tacitus berichteten Beſonderheiten werden wir uns demnach das geſamte germaniſche Kulturleben in ähnlicher Ausprägung und Auswirkung ſowie auf ähnlicher Höhenlage vorzuſtellen haben, wie das uns aus ihrer reichen Literatur bekannte Kulturleben der Römer. Dies erſtreckt ſich von den Verkehrsformen, täglichen Lebensgewohnheiten, Gebräuchen und Gebrauchsgegenſtänden

bis hin zu der gewerblichen Arbeit der Handwerker und der wiſſenſchaftlichen Betätigung der geiſtigen Führer.

Erſt nach gründlicher Ausreinigung unſeres Denkens und nach Raumſchaffung für ein anderes, mit neuen Augen geſehenes Kulturbild iſt die ausreichende kritiſche Ausrüſtung zur Beurteilung von Einzelheiten vorhanden, die uns in der taciteiſchen Darſtellung auffallen.

Nach den allgemeinen Geſichtspunkten, unter denen die Berichte und Urteile des Tacitus über die Germanen von uns als Quellen zur Zeichnung eines zutreffenden Germanenbildes angeſehen werden dürfen, treten wir nunmehr an einzelne Sätze ſeiner „Germania" heran, wozu Beyers und Capelles[1]) Überſetzung oder der Urtext herangezogen wird.

Die Darlegung der Grenzen Germaniens zeugt von der Sorgfalt, mit der ſich der Verfaſſer aus ſeiner Quelle unterrichtet hat, ehe er ſich an die Beſchreibung eines von ihm ſelbſt nicht bereiſten Landes und Volkes heranwagt. Seine Kenntnis kann er auch gewonnen haben von Römern, die mit geweitetem wiſſenſchaftlichem Blick, und nicht nur zu irgendwelchen eng umzogenen Zwecken – wenn auch noch ſo oft – nach Germanien gekommen ſind, oder von zu Rate gezogenen gebildeten Germanen, die ſich mit ſtarkem völkiſchen Empfinden um einen Überblick über das Geſamtvaterland der zuſammengehörigen germaniſchen Stämme bemüht hatten.

Aus der Zuverläſſigkeit der Grenzbeſchreibung gewinnen wir auch das Zutrauen zu der wohlerwogenen Beſtimmtheit, mit der Tacitus zweimal (2 und 4) ſeiner Überzeugung Ausdruck gibt: „Meiner Anſicht nach ſind die Germanen eingeſeſſene Ureinwohner." Er gibt uns damit das Recht und einen feſten Ausgangspunkt für die kritiſchen Fragen und Zweifel, mit denen wir an manche Sätze der Vorgeſchichte herantreten, die eine nichtgermaniſche Beſiedlung eines Teiles Deutſchlands vor Zeitwende glaubhaft machen wollen. Wie ſehr die Volkszugehörigkeit bei Tacitus ein Gegenſtand des Intereſſes und der Forſchung iſt, erkennen wir auch aus zahlreichen Bemerkungen zu den einzelnen Stämmen. Auf jeden Fall müſſen ſtichhaltige Gründe, die nicht nur auf tönernen Füßen ſtehen, vorliegen, ehe es wiſſenſchaftlich berechtigt und national erträglich iſt, eine ſo wichtige Nachricht, wie die germaniſche Ureingeſeſſenheit, preiszugeben oder zu verwäſſern.

[1]) Beyer, „Die Germania des Tacitus", Paderborn, Schöningh, 1933. 40 Pf. Capelle, „Das alte Germanien", Jena, Diederichs, 1929. 9 RM.

Wenn von vorgeschichtlicher Seite her gegen die taciteische Überzeugung der Satz von einer Keltenbesiedlung großer Teile Mitteldeutschlands noch in der Eisenzeit, also viele Jahrhunderte nach der Abzweigung der Kelten vom gemeingermanischen Stamm und ihrem Durchzuge nach dem Westen und Südwesten, aufgestellt ist, so handelt es sich nicht um eine festgegründete neue Wahrheit. Die übliche Keltenmeinung bedarf infolge erheblicher Änderungen der Anschauungen bis zu den ersten Elementen ihrer Begründung einer Überprüfung. An dieser Stelle können wir nur einige Erwägungen allgemeiner Art anstellen.

Es taucht in unserer Erinnerung die ganze trübe Geschichte unbegründeter Schädigung unserer völkischen Interessen auf, die sich eine – wenn auch unbewußt – überwiegend romfränkisch, klassizistisch oder internationalistisch gerichtete Wissenschaft bis in unsere Zeit hinein dadurch zuschulden kommen ließ, daß sie grundlos und instinktlos uns an germanischer Kultur und Schöpferkraft und erhebliche Teile der Bevölkerung Deutschlands an ihrer normal-germanischen Herkunft irre werden ließ.

Nicht nur die geistige und seelische Veranlagungseinheit im Vergleich zu den anderen Völkern, sondern auch ihre Spracheinheit, Religionseinheit, Sitteneinheit und Schicksalseinheit von den ältesten Nachrichten her, sind ein starker Beweis für die volkliche und auch rassische Zusammengehörigkeit der Bayern, Ostthüringer, Obersachsen usw. mit den übrigen Deutschen, gegen den alle unsicheren Vermutungen leicht wiegen. Die oft nur auf dem Gebiete des körperlichen Erscheinungsbildes liegenden Unterschiede weisen noch nicht einmal immer auf Blutmischung mit anderen Rassen hin, sondern werden mit größerem Recht auf die urzeitliche Entstehung einer dunkleren Spielart innerhalb des Germanentums zurückgeführt. Wenn J. Haller in seinem übrigens vortrefflichen Buche „Die Epochen der deutschen Geschichte" sich lediglich zur Stütze eines zu bestreitenden Satzes bemüht, die Uneinheitlichkeit der Germanen herauszustellen, ohne die weitaus wichtigere Einheitlichkeit zu würdigen, so ist das abzulehnen. Selbstverständlich sind die Unterschiede der Stämme Hemmungen gemeinsamer Staatenbildung. Wirksam sind auch nicht nur etwaige blutmäßig bedingte, sondern auch geschichtlich gewordene Unterschiede von manchmal geringfügiger Bedeutung. Ich kenne in Niedersachsen Nachbarkirchspiele schlechthin einheitlicher Stammeszugehörigkeit, deren Jugend nicht untereinander heiratet, weil man für hochdeutsch „mich" in dem einen Kirchspiel „mi", in dem anderen „meck" sagte.

Zu den unsichersten Gegengründen gegen den taciteischen Satz gehören

die Schlußfolgerungen, die lediglich auf Funden von Gebrauchsgegenſtänden aufgebaut ſind. Oft genug iſt auch von Sachverſtändigen der Spatenwiſſenſchaft auf die Irrungen hingewieſen, die ſich aus einer Überſchätzung der aus Bodenfunden zu ziehenden Schlüſſe ergeben. Die unleugbar großen Erfolge der ausgeführten Grabungen und die Möglichkeit, die Zuſammengehörigkeit oder Verſchiedenheit der Formen und des Materials genau feſtzuſtellen, dazu die Freude an möglichſt großer Wichtigkeit der Funde haben auch namhafte Vorgeſchichtler zum Übereifer verführt, der die alten Handelsbeziehungen, den zwiſchenvolklich ſich vollziehenden Wechſel der Mode und einen vielleicht ſehr lebendigen und organiſierten Austauſch der Herſtellungskenntniſſe nicht hoch genug einſchätzte; auch die in alter Zeit üblichen Gaſtgeſchenke mögen ſchon einen verwirrenden Einfluß auf das „Kulturbild“ ausgeübt haben, wenn ſie zufällig in mehreren Stücken unter die Funde geraten ſind.

Unſer ſchulfromm gebildetes Volk hat ſich bereits mit den über das Ziel hinausſchießenden Anſprüchen einer Völkerbeſtimmung nur durch Fundſtücke, die doch nur unter ſtarker Einſchränkung anerkannt werden können, ſo ſehr vertraut gemacht, daß nicht oft und nicht deutlich genug auf die unausbleiblichen Irrungen hingewieſen werden kann.

Nicht nur die Gebrauchsgegenſtände ſelbſt, ſondern auch feſtgeſtellte Volksgewohnheiten, mit oder ohne Zuſammenhang mit den Gebrauchsdingen dürfen nur mit großer Vorſicht als volksbeſtimmend angeſehen werden. Wie ſehr würde man in ſpäteren Jahrhunderten irren, wenn man die heutigen deutſchen Stämme etwa nach dem Gebrauch von Berliner Öfen, Harzer Gruben (ſtatt Kochherden) oder nach dem Geſchirr von Zugtieren oder den Trauerfarben der Frauen und ſonſtigen Beſtattungsſitten auseinanderhalten wollte! Es gibt jetzt und gab einſt Gebräuche, die ſich ihren Raum eroberten, ohne ſich nach Namens- und Volksgrenzen zu richten.

Jedenfalls muß der Satz aufgeſtellt werden: Muſeumsgegenſtände, ſelbſt wenn ſie in einer Gegend in größerer Zahl gefunden werden, können nur dann als ausreichend für Volksbeſtimmung anerkannt werden, wenn nicht nur ihr Gebiet ſich ſcharf umgrenzen läßt, ſondern wenn auch engſte Verkettung mit mehreren anderen ſich genau ebenſo verhaltenden Fundſtücken auffällt.

Verſtöße gegen dieſe Forderung tragen geradezu die Wahrſcheinlichkeit grober, für die Völkergeſchichte verhängnisvoller Fehlgriffe in ſich und dienen zur Irreführung der nicht fachkundigen Wiſſenſchaftler und Laien,

die gutgläubig ſolche vermeintlichen Ergebniſſe der Wiſſenſchaft hinnehmen.

Wir ſind bereit, jedes ausreichend begründete Ergebnis der Forſchung als relativ wahr zum Beſtandteil unſerer Geſchichts- oder Weltanſchauung zu machen, auch wenn wir mit vertraut gewordenen Anſchauungen brechen müſſen. In der vorliegenden Frage der Urbeſiedelung Germaniens ſeit der Ackerbauzeit (Ausgang der Steinzeit oder früher) bleiben wir aber bei dem *älteſten Zeugnis* und ſchließen uns bis zum Gegenbeweiſe dem Tacitus und ſeinen Gewährsmännern an. Wir laſſen das über die Keltenbeſiedlung Geſagte nur für die von Tacitus ſelbſt erwähnten Stämme im Südoſten (Böhmen uſw.) gelten, wobei obendrein die Frage offen bleibt, ob nicht auch dort die Landnahme durch die Markomannen ſchon vorbronzezeitlich vor ſich gegangen iſt. Von den eine Bevölkerung im ganzen nicht oder nur wenig berührenden Ausnahmefällen, daß galliſche Teile über den Rhein ausgewandert ſind und in den unbewohnten Marken geduldet wurden, wovon Tacitus berichtet (28), braucht hier nicht geredet zu werden.

Ob der Gegenbeweis in der hochwichtigen Keltenfrage überhaupt geführt werden kann, ob in ausreichendem Maße unſere Forderung erfüllt wird, daß eine gründliche kritiſche Nachprüfung aller *erſtmaligen* Fundbeſtimmungen vorgenommen wird, die noch während der älteren Periode der Vorgeſchichtsforſchung etwa bis zum Jahre 1909 (Eberswalder Goldfund), alſo zur Zeit der Herrſchaft ſchwerer Irrtümer getroffen ſind und die Herkunftsbezeichnungen in unſeren Muſeen veranlaßt haben, bleibt abzuwarten.

Wie ſehr ſich die Keltenfreunde und auch noch manche ihrer Bekämpfer in ein Knäuel logiſcher Unmöglichkeiten verwickelt haben, wenn ſie die Körperbeſtattung als Stütze heranzogen, erſehen wir aus folgenden Sätzen bei Kohlſtock, „Der kleine Seeberg" (Gotha-Stallberg, Seite 13): „Aber welchem Volke gehören dieſe Brandgräber an? Gehen wir von dem grundlegenden Satze Koſſinnas aus: Die Kelten beerdigen, die Germanen verbrennen, ſo müſſen ſie den letzteren zugehören, aber dieſer Unterſchied in der Beſtattungsform iſt es ganz allein, der dieſe Zugehörigkeit erhärtet. Denn wenn man, ganz abgeſehen von allen den weiteren Beigaben, nur die gegoſſenen imitierten Wendelringe und Steigbügelarmringe ins Auge faßt, ſo ſind es ganz die gleichen Beigaben, die man fand, als man 1893 am Fuße der dem Seeberge benachbarten Fahnerſchen Höhe einen Grabhügel öffnete (G. Florſchütz, Prähiſtoriſches von Tonna. Prähiſtoriſche Blätter von Naue. 1894. Heft 3). Schon in ſeinem

Aufbau glich er den jetzt auf dem Seeberg ausgegrabenen Hügeln durchaus; auch er war ursprünglich nur für ſchnurkeramiſche Hocker geſchüttet, doch auch in ihn hinein hatten Nachbeſtattungen ſtattgefunden; aber es waren geſtreckte Skelette, die in ihn eingeſchoben waren, und eben dieſe Körperbeſtattungen hatten als Beigaben die gleichen gegoſſenen, imitierten Wendelringe und Steigbügelarmringe, wie man ſie jetzt in den Brandgräbern des Seebergs wiederfand. Von dieſen Körperbeſtattungen ſagt aber Götze in ſeiner Einleitung zu den ‚vor- und frühgeſchichtlichen Altertümern Thüringens', daß ſie nach Koſſinna von einem Vorſtoß der Kelten in teilweiſe ſchon von den Germanen beſetztes Gebiet zurückgeblieben ſeien. Beide Völker, Germanen und Kelten, können ſich alſo dem getragenen Schmucke nach in jenen Zeiten, wenigſtens an ihrer Berührungsſtelle in Thüringen, nicht unterſchieden, d. h. die Germanen müſſen ſich den Schmuck der Kelten ganz zu eigen gemacht haben." (Vgl. dazu Mannus, Bd. 17. 1915, S. 87 ff. Koſſinna.)

Das iſt ein ſchlagendes Beiſpiel für die verheerende Wirkung, die ein archäologiſcher Irrtum in einer wichtigen Frage ausüben kann. Es geht dann immer auf Koſten der germaniſchen Belange. Zu dieſen Belangen gehört nämlich auch, daß unſere Geſchichte und Kulturgeſchichte nicht unnötig durch ein unerweisliches Hauſen eines fremden Volkes auf vaterländiſchem Boden belaſtet wird.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Thema, welches Tacitus in ſeinem Abſchnitt 2 behandelt, zu der Beurteilung des germaniſchen Landes, ſeines Wertes als Wohnland und ſeiner Schönheit. Jetzt ſchreibt nicht der objektive, durch landeskundige Berater gut unterrichtete Tacitus, ſondern der landesunkundige Römer. Er urteilt, nachdem ihm entweder von römiſchen Soldaten, Händlern und Reiſenden, denen es freilich in Germanien manchmal ſchlecht genug ergangen und gefallen haben mag, allerlei Ungemütliches und Schreckliches aufgezählt war. Vielleicht hat er ſich auch mit ausgewanderten Germanen unterhalten, die nach der Art mancher heutiger Auswanderer ihr Vaterland innerlich preisgegeben haben und die wir nicht mehr zu uns rechnen können, oder er hat ſeine Schilderung einer älteren, verloren gegangenen Schriftquelle entnommen.

Da heißt es: „Wenn man einmal ganz davon abſieht, daß dies verrufene Meer (Nordſee) ſchon voller Schrecken und Gefahren iſt, – wer in aller Welt ſollte auf den Gedanken kommen, Afrika, Aſien oder Italien zu verlaſſen, um nach Germanien zu ziehen? Wer ſollte Verlangen tragen nach dieſem armſeligen, rauhen, feuchten und kalten Lande? Nichts

Schönes gibt es dort zu ſehen, und nur ein Leben voll Trübſal winkt in dieſem Lande jedem, dem es nicht Heimat und Vaterland iſt.“ Dazu ziehen wir den Anfang des 5. Abſchnittes heran: „Grund und Boden weiſen erhebliche Unterſchiede auf; im großen und ganzen aber herrſchen ſchaurige Wälder vor und unheimliche Sümpfe. Nach Gallien hin iſt der Boden feucht, nach Norikum und Pannonien zu macht ihn der Wind trocken. Die Saat gedeiht gut, doch kommen Obſtbäume nicht ſo recht voran. Vieh gibt es viel, es iſt aber meiſt unanſehnlich. Selbſt das Rindvieh iſt nicht viel wert und trägt keine ſchmucken Hörner. Reicher Viehbeſtand iſt des Germanen ganze Freude, ſein einziger viel begehrter Beſitz.“

Satz für Satz iſt falſch. Daß die Germanen bis tief ins Mittelalter hinein nur widerwillig mit geprägtem Gelde etwas zu ſchaffen haben wollten und davon nicht mehr beſaßen als ſie notgedrungen zum Einhandeln ausländiſcher Waren gebrauchten, erſchien den römiſchen Händlern natürlich als eine armſelige, verächtliche Sache. An der germaniſchen Vorliebe für Geſchmeide und andere Koſtbarkeiten, die im eigenen Lande hergeſtellt wurden, zum Teil beſſer als in Rom, hatten die Händler ja wenig Intereſſe, ebenſowenig wie an dem Rindvieh, deſſen Hörner ihnen nicht gefielen. Obſt gedeiht freilich im warmen Klima beſſer, aber der im Süden gewachſene Apfel ſtand im Geſchmack auch damals ſchon gegen den deutſchen zurück.

Wichtig iſt das Wort: „Die Saat gedeiht gut.“ Tacitus hatte ſich anſcheinend allerlei Törichtes über die Trägheit der germaniſchen Männer berichten laſſen – jedenfalls gab es in Rom ſehr viel mehr nichtstuende Pflaſtertreter und Bärenhäuter.

Demgegenüber muß doch wohl die Schilderung der wogenden Saatfelder Germaniens aus dem Munde der Augenzeugen ſehr eindrücklich geweſen ſein, ſo daß Tacitus hier dem germaniſchen Ackerbau ein ſo hohes Lob zollt. Die Saat gedeiht nur gut, wenn ein brauchbarer Boden mit Erfahrung und Fleiß urbar gemacht iſt und gepflegt wird.

In Italien war um jene Zeit die Verwahrloſung des Ackerbaues ſchon weit vorgeſchritten, und ohne die Einfuhr ägyptiſchen oder anderen Kornes hätte man in Rom verhungern müſſen. So mag denn der Kornreichtum Germaniens Neidgefühle erweckt haben; zum Ausgleich ſtellte ſich wohl auch Tacitus im übrigen die germaniſche Landſchaft nicht ungern um ſo ſchauerlicher und die ganzen Verhältniſſe um ſo armſeliger vor, wie wir es in der allgemeinen Schilderung leſen.

Es iſt nun einmal leider ſo, daß dieſe Schilderung ſowie alles, was bei

Tacitus an ungünſtigen Urteilen über Land und Volk unſerer Vorfahren irgend zu finden iſt, einen ſtärkeren Einfluß auf die in unſerem Volke herrſchend gewordenen Vorſtellungen ausgeübt hat als die günſtigen. Man kann an der Hand der „Germania“ noch eine ganze Reihe von Beiſpielen für das bis in neuere Zeit hinein unabläſſige Herabſinken der nationalen Ehrempfindung bis auf den Nullpunkt bekommen. Es iſt ein Schauergemälde, welches Tacitus vom alten Germanien mit ſcharfen Strichen entworfen hat und das dann dem deutſchen Volke eingeprägt wurde.

Der Unterſchied zwiſchen dem kälteren, feuchteren und darum rauheren Klima Germaniens und dem wärmeren, ſonnigen Süden war im weſentlichen einſt kein anderer als heute. Vielleicht iſt auf Grund der neuerlichen Pollenforſchung eine Klimaverſchlechterung viele Jahrhunderte vor Tacitus anzunehmen, die ſich dann aber nicht auf Germanien beſchränkt hat.

Daß die ſumpfigen Täler und Moore Germaniens eine ſchlimmere Rolle geſpielt haben als in Italien die Campagna und die ebenen Flußtäler, iſt nicht anzunehmen; die für den Verkehr durch ein Sumpfgebiet nötigen Bohlwege und Brücken waren dort wie hier trefflich konſtruiert. Aber man mußte ſie kennen und im Kriege waren ſie gefährlich. Der Unterſchied in beiden Ländern iſt bei der Verwendung von Holz und Stein zu ſuchen.

Wir müſſen unſere Vorſtellung von den endloſen Wäldern Germaniens und von ihrer Wirkung auf das Klima ſtark berichtigen. Der Geſamtcharakter unſeres Vaterlandes war nicht weſentlich anders als in unſeren Zeitläuften, in denen das Land auch uns kein Hindernis eines zufriedenen, frohen, reichen und von Heimatliebe erwärmten Lebens iſt, wo jede Jahreszeit ihre Freuden bringt, insbeſondere aber der Frühling, der in ſeiner Schönheit alles überſtrahlt, was der Süden zu bieten vermag.

Ja, was die Schönheit des Landes anlangt, dem der Römer alles Schöne abſpricht, ſo brauchen die grünenden Fluren und Wälder Deutſchlands, ſeine Gebirge, Täler und Heiden in keiner Weiſe einen Wettbewerb mit den kahlen Bergen (auch damals ſchon!) oder mit den gelbgrauen Flächen des ſommerlichen Italiens zu ſcheuen, ſo hoch auch die Ufer des Mittelmeeres zu preiſen ſein mögen, wenn bei uns kaum die erſten Knoſpen zu ſchwellen beginnen. Ein wenig verſöhnt werden wir mit Tacitus nach ſeinen törichten, verſtändnisloſen Worten erſt dadurch wieder, daß er zuletzt das „Leben voll Trübſal“, welches in Germanien winkt, doch auf diejenigen beſchränkt, „denen es nicht Heimat und Vaterland iſt“.

7. Geſchichtsverdunkelung. Teutoburg und Angrivarierwall

Es mögen im übrigen treffliche Männer ſein, die in Harmloſigkeit oder in einem uns unbegreiflichen Rauſch, etwas Römiſches auf germaniſchem Boden neu oder von neuem gefunden zu haben, die Entdeckung des Schauplatzes der Befreiungstat Hermanns für *ihren* vermeintlichen Fundort in Anſpruch nehmen. Sie beteiligen ſich damit unbewußt an der Beraubung unſeres Volkes um ſeine wertvollſte örtlich beſtimmte alte Geſchichtsüberlieferung; den Vorwurf unzulänglichen völkiſchen Empfindens müſſen ſie ſich ſchon um deswillen gefallen laſſen, weil ſie nach den mehr als hundertjährigen Erörterungen dieſes Gegenſtandes die Ausſichtsloſigkeit und darum Schädlichkeit ihres Unternehmens nicht ſehen.

Welche Umſchaltung der geſchichtlichen, geographiſchen und urkundlichen Tatſachen und ihres logiſchen Zwanges muß unternommen werden, um den doch wohl erforderlichen Nachweis der Irrtümlichkeit der alten Überlieferung zu bringen, der das Hermannsdenkmal Bandels auf dem Teutberge ſeine Errichtung verdankt! Es iſt eine peinliche Aufgabe, die Verkleinerung oder gar Verſchweigung gerade der wichtigſten, unwiderleglichen Zeugniſſe feſtſtellen zu müſſen. Eins ſolcher Zeugniſſe iſt der Bericht des Tacitus, daß Germanikus im Jahre 15 *zwiſchen Ems- und Lippequelle im Anblick des Schlachtfeldes* geſtanden habe. Das iſt ein unausweichlich ſcharf beſtimmter Standort, etwa 7 Kilometer ſüdlich der jetzt noch greifbaren Trümmer der *Teutoburg*. Dieſe liegt auf dem Teutberge, deſſen Name unter anderen Teutbergen des Lipper Landes – nicht erſt durch Fürſtenberg (um 1640), ſondern ſchon in der Abfaſſungszeit der fränkiſchen Annalen im 9. Jahrhundert, alſo ſeit 1100 Jahren – urkundlich bezeugt iſt, und zwar im Zuſammenhang und in ſprachlicher Verwandtſchaft mit dem ebenſo alten Namen Theotmalli (Detmold).

Es kann uns traurig oder ingrimmig ſtimmen, daß in unſerem ſonſt geiſtig ſo hochſtehenden Volke das aus Eigenbrötelei und Objektivitätsſucht geborene Auftreten und Kämpfen gegen die eigenen Volksbelange als ſchleichende Krankheit durch die Jahrhunderte immer wieder auflebt. Im Zuge unſerer völkiſchen Wiedergeburt waren wir den unſer National-

gefühl und unſere völkiſche Geſchichtsauffaſſung belaſtenden Alpdruck einer Anerkennung des ausgeſprochen weſtfränkiſchen, germanenfeindlichen Königs Karl als eines deutſchen Nationalhelden beinahe los, zum großen Verdruß aller bewußten und unbewußten Geſinnungsgenoſſen des Erzbiſchofs Faulhaber, da begann von dieſer Seite der Gegenſtoß mit der Abſicht, Verwirrung in den geſunden völkiſchen Geneſungsprozeß der deutſchen Vorgeſchichtsauffaſſung zu bringen, eine Verwirrung, die ſich unter der Behauptung, nicht germaniſch, ſondern indogermaniſch müſſe die Loſung ſein, auch in die verſchiedenen Zweige der Vorgeſchichtsforſchung einſchleicht. Das zeigt ſich auch in der Frage der Örtlichkeit der Varusſchlacht. Deutſches Volk, habe acht auf die Kräfte, die bewußt oder unbewußt an den Wurzeln deines Nationalbewußtſeins nagen!

Geographiſche Nachrichten über die von den Römern jahrhundertelang im Beſitz gehaltenen Randbezirke Germaniens im Weſten und Süden beſitzen wir in ziemlicher Fülle; Namen der darin liegenden Städte wie Köln (= Colonia) oder Mainz (= lat. Moguntiacum oder Maguntia) ſind zahlreich. Daraus iſt natürlich keineswegs zu ſchließen, daß dieſe meiſt hervorragend günſtig gelegenen Orte nicht ſchon vorher Städte germaniſcher Bauart waren. Aus einleuchtenden Gründen iſt die Namensnennung der geſchichtlich oder ſonſt bedeutſamen Stätten im Innern Germaniens eine ſpärliche und unſichere, und obendrein hat ein Unſtern darüber gewaltet. Den ſchlimmſten heimatkundlichen Nachteil hat der weſtfränkiſche Zwangsbekehrer Karl angerichtet durch ſeine Gewohnheit, den Orten neue Namen beizulegen. Infolgedeſſen liegt hinſichtlich der von Ptolemäus (um 170 n. Zw.) mit geographiſcher Länge und Breite aufgezählten rechtsrheiniſchen germaniſchen Städtenamen – ſo fehlerhaft ſie von Ptolemäus wiedergegeben ſein mögen – die ungeheuerliche Tatſache vor, daß nicht ein einziger dieſer Namen den Kulturbruch von 800 überlebt hat, oder ſonſtwie mit Sicherheit örtlich beſtimmt werden kann, zumal auch die Zahlen der Längen- und Breitenangaben des Ptolemäus wahrſcheinlich durch einen Abſchreiber in eine heilloſe Verwirrung geraten ſind. Ausnahmsweiſe haben wir aus der Feder eines Paderborner Kloſtervikars Thonerius den Namen „Tutorium“ für Paderborn, woraus das Ptolemäiſche Teuderi herauserkannt werden kann.

Die erbärmlich wenigen germaniſchen Ortsnamen unſeres Vaterlandes ſind daher wahrhafte Kleinode der Germanenkunde, Heiligtümer der geiſtigen Güter unſeres Volkstums.

Zu ihnen gehört, in jeder Hinſicht wettbewerbslos, der in Tacitus' Annalen uns überlieferte Name „Teutoburgiensis saltus“ (= das Waldgebirge um die Teutoburg). Allein das Wort „Burg“ in dem Namen iſt uns Bürge des echten Urſprunges. Dazu kommt, daß der Teutname als Bergname bis heute im Lipperlande vorhanden und auf den Spezialkarten zu leſen iſt.

Die Burg auf dem Teutberge bei Detmold, an deſſen Hange der Hof des Teutmeiers, der Flurname „Im Teut“ und die Straßenbahnbezeichnung Töterdreh zu finden, iſt von jedermann als Teutoburg feſtzuſtellen. Als vor 120 Jahren der Detmolder Archivdirektor Kloſtermeier den damals ſchon ihre Heroſtratenarbeit treibenden Kritikern germaniſcher Überlieferung die Burg auf dem Teutberge bei Detmold mit allen urkundlichen Beweiſen entgegenhielt, war er mit vollem Recht empört über den Starrſinn, der ſich ſeinem unbeſtreitbaren Beweiſe entgegenſtellte.

Außer dem „Teutoburgiensis saltus“, der nur um dieſe Teutoburg gelegen haben kann, und einigen Flußnamen, haftet nahezu ſämtlichen Ortsbezeichnungen in den Darſtellungen aller Römerkriege vor und nach der Hermannsſchlacht eine unerfreuliche Unſicherheit an. Aus dem übrigen, was ſicher iſt, läßt ſich trotzdem im ganzen ein Bild des Hergangs der von Hermann vollbrachten Befreiungstat gewinnen.

Um zur Wahrheit, d. h. zu einer Klarſtellung der wirklichen Geſchehniſſe, durchzudringen, iſt es notwendig, jeder Darſtellung aus der Feder der ausnahmslos germanenfeindlichen Schriftſteller mit ſcharfer Kritik und größtem Mißtrauen gegenüber zu treten und nur dem zu trauen, was ſich die obendrein jahrhundertelang den Veränderungsgelüſten der kloſterlichen Urkundenbeſitzer unterworfenen Schriftſteller an Anerkennung guter Eigenſchaften und Beſtätigung germaniſcher Erfolge und Leiſtungen abgerungen haben; genau ſo, wie ſich jeder Deutſche unſerer Zeit ſtrafwürdiger Blindheit ſchuldig macht, der kritiklos die Lügenberichte und Greuelmärchen einer feindlichen Preſſe aufnimmt. Was die Bosheit feindlicher Gehirne ſich irgend erdenken kann an niederträchtigen Taten und ſonſtiger Herabminderung des Gegners, das iſt auch in dem lateiniſchen Schrifttum der arminiſchen und nacharminiſchen Zeit zu finden.

Auch Tacitus hat, wie wir annehmen wollen, gutgläubig die ihm überlieferten Lügen weitergegeben, wenn er ſachlich und pſychologiſch unmögliche Hirngeſpinſte – z. B. die Berichte über Segeſt, Thusnelda, Flavus, Thumelicus u. a. – in ſein Geſchichtswerk aufnahm.

Wenn jemand harmlos und urkundengläubig genug iſt zu glauben, daß

die germaniſchen Volksgenoſſen, Verwandte und Nachbarn, einen ſo ehrloſen Volksverräter und Schänder ſeiner eigenen Sippe inmitten eines ernſten und blutigen Freiheitskrieges andauernd ſeine Schandtaten treiben ließen und ſich ſo ſelbſt zu Idioten ſtempelten, ſo iſt dem natürlich nicht zu helfen. Segeſt mag ein großer Geſinnungslump geweſen ſein, wie es heute und zu allen Zeiten Verräter gegeben hat. Das iſt zu glauben. Aber wenn berichtet wird, daß man ihm ſein Verräterhandwerk nicht gelegt, ihn nicht in den Teich verſenkt oder ihm den Schädel eingeſchlagen hat, ſo erlauben wir uns einen wohlbegründeten Zweifel an der Glaubwürdigkeit ſolcher Berichterſtattung.

Wir ſind nicht bereit, uns demütig vor der Lügenpropaganda zu beugen und die Ehre unſerer Väter preiszugeben, nur „weil es geſchrieben ſteht"! Als wenn der Papyrus des 1.–2. Jahrhunderts nicht gerade ſo geduldig geweſen wäre wie heute das Zeitungspapier der Feindvölker!

Ich halte Tacitus, deſſen Annalen die einzige Quelle ſind für die genauere Segeſtgeſchichte und für den Verlauf des Rachekrieges in den Jahren 14–16, für einen perſönlich verhältnismäßig glaubwürdigen Geſchichtsſchreiber. Mit dieſer Anerkennung iſt jedoch noch nichts über die Glaubwürdigkeit der einzelnen Mitteilungen geſagt.

Tacitus hat nie germaniſchen Boden betreten. Er hat die auf Germanien bezüglichen Stücke im Schrifttum ſeines Volkes, beſonders Livius und Plinius d. Ä. fleißig ſtudiert und daraus abgeſchrieben, was er für wiſſenswert hielt und hinzugenommen, was er mündlich erkundet hatte von allerlei Leuten, Römern, die in Germanien geweſen waren, und Germanen, die er in Rom aufſuchte. Ohne die Fähigkeit zur kritiſchen Sichtung nahm er alles auf, befangen von den üblichen Vorurteilen gegenüber dem politiſchen Volksfeinde, aber mit der Abſicht, auch das Gute nicht zu verſchweigen. Daß ſo viele Widerſprüche und unglaubwürdige Mitteilungen hineingeraten ſind, die wahrſcheinlich ſchon die taciteiſche Urſchrift belaſtet haben, und aus denen wir das geſchichtslogiſche, phyſiologiſch und vererbungsmäßig Annehmbare herausklauben müſſen, iſt nicht Schuld des Tacitus, ſondern der mittelalterlich-mönchiſchen Überarbeitung.

Aber damit iſt die Schwierigkeit einer Verwertung der „Germania" des Tacitus als Quelle nicht erſchöpft. Wir müſſen die überaus verdächtige Geſchichte des Verluſtes und Wiederfindens der Handſchrift der „Germania" im 15. Jahrhundert in Rechnung ziehen und können nichts anderes annehmen, als daß auch die „Germania" in den Händen der

Kloſterleute nach der mittelalterlichen Gewohnheit, gemäß den Wünſchen und Anſchauungen ihrer Abſchreiber, gründlich zuſammengeſtrichen, „verbeſſert“ und gefälſcht worden iſt. Wir bekommen nichts zu leſen, was im Mittelalter unerwünſcht ſchien und dagegen alles, was der Phantaſie der Mönche als erwünſcht und dem Leſer aufgeredet werden ſollte. Es iſt traurig, aber unabänderlich, daß wir für unſere Vorgeſchichtskenntnis aus der „Germania“, aber auch aus den Annalen und ſonſtigen durch Mönchshand gegangenen Urkunden nur das entnehmen dürfen, was entweder mutvollen Charakter hat, oder trotz der antigermaniſchen Tendenz der römiſchen Papſtkirche nicht verſchwiegen iſt.

Die ganze Nachrichtengruppe betr. Segeſt uſw. zielt auf eine Verächtlichmachung des Charakters, des Ehrgefühls und der ganzen geiſtigen Kulturhöhe der Germanen hin. Von dem Unwert dieſer Nachrichten als eingeſchobener Fälſchungen wird ſich unſchwer jeder überzeugen, der es verſucht, aus allen von Segeſt handelnden Stellen (bei Vellejus Paterculus und Tacitus) einen Überblick über die von dieſem Mann geſpielte Rolle ſo zuſammenſtellen, daß das Ganze nicht unvernünftig iſt und nicht den Stempel der Fälſchung an der Stirn trägt.

Ebenſo wichtig ſind die kriegsgeſchichtlichen Fälſchungen, die zum Ruhm der römiſchen und zur Herabſetzung des germaniſchen Heeres und ihrer Kriegstaten geſchrieben ſind. Kritiklos und ohne militäriſche Erfahrung iſt nachgeſchwätzt, was dem Gewährsmann zu Ohren gekommen war.

Recht verworren iſt ſchon das meiſte, was über das kriegeriſche Eindringen der Römer unter Druſus und Tiberius ins rechtsrheiniſche Germanien vor der Statthalterſchaft des Varus geſchehen ſein ſoll.

Aus den unklaren, mit großer Vorſicht zu benutzenden Geſchichtsberichten über die Züge des Druſus durch das rechtsrheiniſche Germanien bis zur Elbe in den Jahren 12–9 v. Zw. müſſen wir den Eindruck gewinnen, daß es ſich zunächſt nicht eigentlich um Kriegszüge gehandelt hat, in denen ſich germaniſche Stämme oder Gaue zur Wehr geſetzt haben, ſondern größtenteils um Durchzüge zur Aufklärung und Vorbereitung einer zunächſt „friedlichen Durchdringung“ unter Vermeidung von Plünderungen und Freiheitsbedrohungen. Darauf ſollte natürlich die Unterwerfung folgen, die Quintilius Varus 16 Jahre ſpäter irrtümlich als bereits geſchehen annahm.

Trifft dieſe Auffaſſung von den Zügen des Druſus, die durch zahlreiche Einzelheiten beleuchtet werden kann, das Richtige, dann haben die Römer

nicht die durch beſiedelte Stammesgebiete führenden Straßen benutzt, wobei andauernde Reibungen, Zwiſchenfälle und blutige Zuſammenſtöße unausbleiblich geweſen ſein würden; vielmehr iſt anzunehmen, daß die vorhandenen unbeſiedelten breiten Marken auf den in ihrer Längsrichtung führenden Straßen (Kammwege, Rennſteige, Hellwege) durchzogen wurden.

Das brauchte von den Markgenoſſen, d. h. der Bevölkerung auf beiden Seiten der Grenzmarken, noch nicht als Überfall und ſollte auch nicht als feindliche Handlung angeſehen werden, zumal wenn ſich die Heereszüge ihre Verpflegung auf friedliche Weiſe, alſo handelsüblich, beſchafften und ſonſt in den Marken keinen Unfug – unerwünſchte Jagd, Waldbrände u. dgl. – verübten. Auch die fahrenden Händler mußten ja dieſe Wege benutzen, wenn ſie im Innern Germaniens ihren Geſchäften nachgehen wollten.

Außerdem war man es in Germanien gewohnt, daß auswandernde Jugend vollbewaffnet, mit Weib und Kind, Sack und Pack zwecks Landnahme in der Nähe oder in der Ferne friedlich die Marken durchzogen.

So werden auch dieſe erſten römiſchen Durchzüge bei der friedlichen germaniſchen Bauernbevölkerung zwar einen ungewohnten, fremdartigen Anblick hervorgerufen und ſtaunende Neugier ausgelöſt haben, aber noch keineswegs gleich Aufregung, Empörung und Kriegsgeſchrei. Allerdings iſt anzunehmen, daß die germaniſchen Gaufürſten der Sache mißtrauten; ſie hatten politiſche Einſicht genug, um eine große Gefahr für die Freiheit des Landes heraufſteigen zu ſehen, und werden für alle Fälle Gegenmaßnahmen vorbereitet haben.

Zweifellos iſt es jedoch den Römern mehrfach ſehr unglimpflich ergangen, und wahrſcheinlich ſind die Urſachen der kriegeriſchen Handlungen in Ausſchreitungen oder Anmaßungen römiſcher Truppenteile und in den daraus zwangsläufig ſich entwickelnden Zuſammenſtößen zu ſuchen.

So ſcheint der Zug des Druſus im Jahre 11 bereits mit ſolchen für das römiſche Heer verhängnisvollen Rückzugskämpfen geendet zu haben; und es iſt verſtändlich, daß die Römer im Jahre 10 das Wiederkommen vergaßen, um im nächſten Jahre 9 mit verſtärkten Kräften einen neuen Feldzug zu wagen, der als Rachezug auch von den Germanen erkannt wurde und zu erbitterten Kämpfen führte.

Fluchtartiger Rückzug und Tod des Oberfeldherrn waren das Ergebnis dieſes römiſchen Angriffs auf die Freiheit der Germanen. Die römiſche Erzählung von dem tödlichen Sturz des Druſus mit dem Pferde, in Verbindung

mit der Fabel von der voraufgehenden Warnung durch eine germaniſche weiſe Frau, iſt zu märchenhaft, um nicht als ein Beiſpiel der üblichen Verſchleierungskünſte römiſcher Geſchichtsſchreibung entlarvt zu werden.

Druſus' Bruder Tiberius war klüger und vorſichtiger; er begnügte ſich einſtweilen damit, die ſugambriſchen Heerführer zu überliſten, gefangen zu nehmen und nach dem Muſter des großen Julius Cäſar umzubringen. Ihr angeblicher Selbſtmord iſt natürlich vorgetäuſcht.

Danach tritt für längere Zeit Ruhe ein, weil Tiberius in Ungnade gefallen und vom Kaiſer Auguſtus kaltgeſtellt war.

So brauchten die rechtsrheiniſchen Germanen in den 12 Jahren von 7 vor bis 6 nach Zw. ſich vorläufig nicht weiter bedroht zu fühlen.

Der ganze Ernſt der Lage trat erſt ſpäter und zwar durch die klägliche Niederlage des Quintilius Varus und durch die drei Rachekriege des Germanikus auf beiden Seiten zutage.

Leidlich klar iſt der Bericht über den höchſtens zwei- bis dreitägigen unerwarteten Überfall der Dörfer des Marſerlandes ſüdlich der Lippe durch Germanikus im Jahre 14 n. Zw. in den Tagen der Erntefeier, als die geſamte Jungmannenſchaft auf Wallfahrt zu den großen Volksfeſten und Kampfſpielen abweſend war. Ohne Verluſte konnten die Alten, Schwachen und Kinder niedergemetzelt werden; ſo wird erzählt. Beim Anrücken der marſiſchen Mannſchaft erreichte man das ſchützende Ausgangskaſtell. Die Marſer hatten vielleicht auf eine abſchreckende Nachwirkung der Varusſchlacht vertraut.

Der Heerfürſt, deſſen Perſonenname „Siegfried" war, den man im Volke jedenfalls unter dem Namen „Heermann" kannte, wird in jenen Jahren das Mögliche getan haben, um ſein Volk kriegstüchtig gegen Vergeltungsverſuche der Römer zu machen. Aber der brave Durchſchnittsgermane kannte wohl Rache zwiſchen Perſonen und Perſonen oder Sippe und Sippe, aber am wenigſten zwiſchen Volk und Volk. Auch nach dem Weltkrieg und heute noch überwiegt im deutſchen Volke Gutmütigkeit und Vertrauensſeligkeit gegenüber den Feindvölkern.

Der Überfall in das Marſerland rief die Aufrüſtung der Stämme wach, ſo daß der groß vorbereitete römiſche Rachezug des Jahres 15 zwar den Durchbruch durch das Land bis zum Varus-Schlachtfeld erzwang, aber nach ſchweren Verluſten mit dem Rückzug endete.

Es folgte der dritte und letzte Rachezug im folgenden Jahre 16 mit einer Heeresmacht von mindeſtens 80 000 Mann, wie ſie von Rom noch niemals gegen ein fremdes Volk ausgeſandt war. Denn mit dem Scheitern

der Ausdehnungspolitik des Weltreiches ſtand das Anſehen Roms in der ganzen damaligen Welt und der Ruhm ſeines oberſten Feldherrn auf dem Spiel.

Nicht nur wegen der Unentſchiedenheit des vorletzten Feldzuges vom Jahre 15 im ganzen, ſondern auch wegen der verworrenen, z. T. auch unwahrſcheinlichen Schilderungen der Einzelheiten begnügen wir uns mit einem kurzen Überblick. Wir vermerken die für die Geographie Germaniens wichtigſte, aufſchlußreichſte und ſchlechthin glaubhafte Mitteilung, daß das Gebiet der Brukterer bis zu den entfernt Wohnenden (ad ultimos Bructerorum) zwiſchen den Flüſſen Ems und Lippe lag. Wir wiederholen, daß hier, zwiſchen den nahe beieinander liegenden Quellen, Germanikus mit ſeinem Heere im Anblick des Schlachtfeldes, alſo des Teutoburger Waldes geſtanden habe. Damit iſt die Örtlichkeit der Varusſchlacht jedem Zweifel überhoben, wenn auch die Schilderung der ſich nun anſchließenden Beſichtigung des Schlachtfeldes dem kritiſchen Auge als zuſammenphantaſiert erſcheint – um dem römiſchen Leſer etwas zu bieten, und um noch etwas herauszuholen im Sinn der Würde und Herrlichkeit des römiſchen Volkes, der „dignitas et majestas populi Romani“, wie Drexler treffend in ſeinem Tacitusbuche hervorhebt[1]).

Nehmen wir an, daß ſich Germanikus in der Mitte zwiſchen der Emsquelle und der nächſten Lippequelle (dem Rotenbach, vgl. Seite 158 d. Bs.) befand, wo das wegen des Truppenübungsplatzes geräumte Dorf Hauſtenbeck liegt, dann war er nur 4 km entfernt vom „Langelau“. Sollte ihn die Neugier getrieben haben, die große Kampfſpielbahn und die anderen heiligen Stätten zu ſehen, wo ſich die Mannſchaft der Marſer im Vorjahre der Feſtfreude überließ und ſo dem römiſchen Überfallkommando die Möglichkeit zur Niedermetzelung der zurückgebliebenen Alten und Kinder gab?

Hier füge ich einige Hinweiſe auf die Bedeutung der Osningmark für die im Kreiſe umliegenden germaniſchen Stämme ein:

Zuſammen mit den anderen, für ſich allein unzureichenden Nachrichten ergibt ſich ein klares Bild der Stammeswohnſitze der Brukterer, Angrivarier, Cherusker, Dulgubiner und der Sugambrer mit den Marſern ſüdlich der Lippe, alſo der Nachbarn der Brukterer, deren Sitz ſo deutlich genannt iſt. Zwiſchen die Segmente ſchiebt ſich

[1]) Drexler, „Tacitus“. Verl. Dieſterweg, Frankfurt a. M. 1939, S. 12.

auch das Chattenland von Südoſten her tief ein. Im Mittelpunkt des Kreiſes haben wir die Osningmark (zwiſchen Detmold und Lippſpringe) mit den gemeinſamen Heiligtümern, wohin jeder Stamm gelangen konnte, ohne das Gebiet eines anderen Stammes zu betreten. Die auffällige Häufung wichtiger, weit über örtliches Bedürfnis hinausragender Kultſtätten, Gräberfelder und anderer öffentlicher Anſtalten (Geſtüt, Kampfſpielbahn, Dreihügelheiligtum und Schulungsburg) beſtätigt die Osningmark als den Raum, wo man ſich zu den großen Nationalfeſten zuſammenfand. Zur Frage nach der Bedeutung der Mehrzahl der Volksburgen in Germanien ſei hier betont, daß weder die Oeſterholzer Burg noch die vielen in den Kampfgebieten der Römerkriege (von 9 vor bis 16 nach Zw.) liegenden germaniſchen Burgen auch nur mit einem einzigen Worte erwähnt werden. „Wehrburgen" wären beſtimmt einmal genannt.

Nun aber zur Schilderung des dritten Rachezuges im Jahre 16! Er bietet unſerer Geſchichtsſchreibung die Möglichkeit, aus einem in der Hauptſache entſtellten, unwahren Kriegsbericht die Wahrheit, nämlich den völligen Sieg der germaniſchen Waffen und die Größe der römiſchen Niederlage mit der Wirkung endgültiger Befreiung Germaniens vom Römerjoch herauszuerkennen.

Es liegt in vorliegendem Falle keine Veranlaſſung für uns vor, die Größe der zum Hauptſchlag, der Eroberung Germaniens bis an die Elbe, in Marſch geſetzten Heeresmacht zu verkleinern, da ja die Niederlage eines kleineren Heeres weniger empfindlich geweſen wäre für den Stolz der Römer. Übertrieben klingen die Angaben, daß 1000 Schiffe (jede Triere trug allein an Ruderknechten etwa 150 Mann) für einen Angriff von der Seeſeite her beſchafft ſeien. Der uns berichtete wunderliche Irrtum der Ausſchiffung auf der falſchen Seite des Fluſſes, läßt vermuten[1]), daß der vernünftige Aufmarſchplan, wonach das Heer zu einem Teil von der Ems aus, zum anderen von der Weſer aus die Germanen in die Zange nehmen ſollte, entweder von der Unterführung mißverſtanden war, oder mangels geographiſcher Kenntnis nicht richtig ausgeführt wurde. Es wäre unverſtändlich, wenn der großzügige Kriegsplan nicht auch die Weſer, die für eine aus kleinen Schiffen beſtehende Flotte vortrefflich geeignet iſt, mindeſtens bis Minden hätte benutzen wollen. Ein ſo beſchämender Fehler

[1]) Vorausgeſetzt, daß nicht eine Verwechſlung der Ems mit der Weſer vorliegt; die geographiſche Vorſtellung des Tacitus war ſicher mangelhaft genug.

der römiſchen Heerführung iſt natürlich nicht erfunden. Die Richtigkeit meiner Darſtellung der tollen Emslandung ergibt ſich aus dem Verlauf des Feldzuges.

Die Anweſenheit zahlreicher Schiffe zur Verfügung der Römer ſowohl bei Minden als auch nach der Niederlage am Angrivarierwall, etwa bei Schlüſſelburg, beweiſen, daß die Weſer tatſächlich dann doch benutzt worden iſt. Aber das ganze fliehende Heer hat ſich weſtwärts zu den Emsſchiffen gewandt. So konnte man wenigſtens geſchloſſen gegen die Verfolger kämpfen, während man auf den Weſerſchiffen von beiden Ufern Angriffe zu befürchten hatte, obgleich die Chauken bis dahin noch nicht zur Gefolgſchaft des Cheruskerfürſten gehörten.

Der ungeheuerliche Irrtum einer falſchen Landung eines Heeres, deſſen Tatſächlichkeit auch durch die ſcharfſinnigſten Bemühungen der urkundengläubigen Tacituserklärer nicht aus dem Bericht beſeitigt werden kann, war der unglückliche Anfang eines in ſeinem Verlauf bis zum kataſtrophalen Ende unglücklichen Feldzuges. Von der römiſchen Berichterſtattung wurde er wahrſcheinlich ſofort aus innerpolitiſchen Gründen zuerſt vorſichtig, dann immer dreiſter zu einem ſiegreichen Feldzuge umgefälſcht! In dieſer Form iſt er in die römiſche Geſchichtsüberlieferung, in der Tacitus erzogen war, eingegangen und dann von der deutſchen Geſchichte übernommen. Das Kriegsziel, die Unterwerfung Germaniens bis zur Elbe, war nicht erreicht, das größte je gegen „Barbaren“ ausgeſandte Heer war nahezu reſtlos vernichtet. Der kaiſerliche Oberbefehlshaber mußte mit Mühe durch ſeine Umgebung auf einſamem Strande vom Selbſtmord zurückgehalten werden, weil er ſich die Schuld an dem Unglück Roms beimaß. Den in germaniſche Gefangenſchaft geratenen, ſpäter losgekauften Legionären mußte der Aufenthalt in Italien verboten werden, weil die Wahrheit nicht zutage kommen ſollte. Aus Furcht vor der Wirkung einer eingeſtandenen furchtbaren Niederlage auf die Bevölkerung Roms wurde dem geſchlagenen Feldherrn ein Triumphzug bewilligt, der nach monatelanger Spannung, ob nun die Germanen einen Rachezug über die Alpen unternehmen würden, im Frühjahr 17 zuſtande kam. Aber wie?

Es fällt uns allen wirklich nicht leicht, an die Möglichkeit der Vortäuſchung eines ſiegreichen Krieges, der in Wirklichkeit eine Niederlage war, und an einen Triumphzug zu glauben, der durch und durch auf Täuſchung beruhte. Aber die Unglaubwürdigkeit des taciteiſchen Kriegsberichtes, auf den wir allein angewieſen ſind, ſowie die geſchichtliche

Tatſache, daß das große Heer vernichtet war und die Eroberungspolitik Roms gegen Germanien ihren endgültigen Abſchluß fand, ſprechen eine zu deutliche Sprache.

Abgeſehen von kurzen Unterbrechungen – Brennus, Hannibal, Kimbern und Teutonen – war Rom ſeit Jahrhunderten an die fortſchreitende Unterwerfung der Völker unter das unbeſiegbare Rom gewöhnt. Nach den Bürgerkriegen in der Kaiſerzeit wurde das Volk immer abhängiger von ſtaatlichem Gepränge, zu denen die Triumphzüge gehörten und entſprechend empfindlicher für Rückſchläge und Niederlagen. Zu welchen Mitteln gegriffen wurde, und was dem Volke geboten werden konnte oder mußte, dafür haben wir aus Sueton ein ſo ungeheuerliches Zeugnis, daß daneben die Täuſchungen im Germanikus-Triumphzug durchaus glaubhaft werden.

Sueton ſchreibt (Caligula 47; de vita Caesarum, libr. IV):

„Hierauf wandte er (Kaiſer Caligula) ſeine Sorgen einem Triumph zu: er ließ außer germaniſchen Gefangenen und Überläufern aus galliſchen Provinzen die längſten und – wie er ſelber ſagte – die ‚triumphwürdigſten' Leute und dazu einige Stammeshäuptlinge ausleſen und für den feierlichen Aufzug bereitſtellen; auch zwang er ſie, nicht allein das Haar rötlich zu färben und lang wachſen zu laſſen, ſondern auch die germaniſche Sprache zu lernen und deutſche Namen anzunehmen ... Den Amtswaltern ſchrieb er, ſie ſollten den Triumphzug mit möglichſt geringem Staatszuſchuß vorbereiten, aber ſo groß, wie kein anderer geweſen ſei, zumal ſie ja auf das Vermögen aller Menſchen ein Anrecht hätten."

Die Unglaubwürdigkeit der ganzen Berichterſtattung über den Feldzug des Jahres 16 in den Annalen des Tacitus wird auch durch eine lange Reihe unglaublicher Einzelheiten beſtätigt. Wir leſen das Märchen von einem nahezu irrſinnig zu nennenden Verhalten der zunächſt am ſchwerſten betroffenen Angrivarier. Sie, die das gewaltige, unverſehrte Heer auf ſeinem Vormarſch zur Weſer aufs kühnſte angegriffen und beläſtigt hatten, ſie ſollen auch noch nach der römiſchen Niederlage am Angrivarierwall von einem Teil des zurückflutenden Heeres beſiegt, unterworfen und zu Freunden gemacht ſein! Aber noch mehr: ſie hätten die von den germaniſchen Stämmen des Binnenlandes gemachten römiſchen Gefangenen mit Geld losgekauft und wieder an die Römer zurückgeliefert!

Dem ſchließt ſich würdig folgende zur Ehrlosmachung der Germanen erfundene Verleumdung an: Mallovend, der Fürſt der Marſer, deren Greiſe und Kinder zwei Jahre vorher nach eigenem Bericht des Tacitus niedergemetzelt wurden, während alle Männer zur Herbſt-Feſtfeier abweſend waren, dieſer Mallovend, „der ſich uns kürzlich unterworfen hatte", habe dem Germanikus den Aufbewahrungsort eines der in der Varusſchlacht eroberten Legionsadlers verraten!... wie ja auch der Chattenfürſt Adgandeſtrius nach dem Märchenerzähler Tacitus einige Jahre ſpäter ſich als ebenſo elender Landesverräter erwies, als er den römiſchen Kaiſer um ein beſonders wirkſames Gift bat, womit er den Befreier Germaniens zu töten verſprach.

Es entſprach dem großen Kriegsplan des Germanikus, unter Vermeidung der großen Naturfeſtung zwiſchen Weſerbergen, Teutoburger Wald und Weſer die Unterwerfung Germaniens vom Norden her zu unternehmen und die Macht der Cheruſker in ihrem öſtlich gelegenen Kernlande zu brechen: dann waren die entſcheidenden Kämpfe an der mittleren Weſer von Vlotho aus weſerabwärts zu erwarten. Es entſprach aber auch der Kriegskunſt Hermanns, den Feind dahin zu ziehen, wo er am eheſten die Ausſicht hatte, ihn zu ſchlagen und durch möglichſte Vernichtung den Eroberungsgelüſten Roms ein Ende zu ſetzen. Wenige Kilometer nördlich der Weſtfäliſchen Pforte befindet ſich der 15 Kilometer breite Engpaß zwiſchen den Sümpfen des Steinhuder Sees und der Weſer bei Stolzenau.

Hier im Dorfe Leeſe haben G. Heimbs und Prof. Schuchardt einen einſt mächtigen Wall unterſucht und als den „Angrivarierwall" angeſprochen, weil er als Grenzwall zwiſchen Angrivariern und Cheruskern zu gelten hat. Militäriſch angeſehen iſt es im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß Hermann durch abwechſelnden Widerſtand und Rückzug die Hauptmacht nach ſich gezogen hat, bis er ſich am Angrivarierwall zur Entſcheidung ſtellen und die Schlacht bei günſtigem Verlauf zu einer Vernichtungsſchlacht machen konnte. Daß es ihm gelungen iſt, zeigt der Erfolg: nicht Vormarſch zur Elbe, wo das Kriegsziel lag, ſondern Rückzug zur Ems auf die vermeintlich rettenden Schiffe! Ob wirklich ein Sturm die zugegebene Vernichtung des Germanikus und ſeines Heeres vollendet hat, oder ob ein ſolcher nur „ad hoc" erdichtet iſt, wird niemals wiſſenſchaftlich erwieſen werden können. Innerhalb der phantaſtiſchen Beſchreibung der Erlebniſſe der Schiffbrüchigen, wonach ſie z. B. auch „Weſen halb Menſch, halb Fiſch" angetroffen haben, begegnet jedenfalls eine unzweifelhaft wahre Geſchichte, nämlich der bereits erwähnte Selbſtmordverſuch des Oberfeldherrn Cäſar

Germanikus auf einſamem Strande. Nur ſeitens harmloſer Heimkrieger am grünen Tiſch kann der Glaube an die Wahrhaftigkeit aller urkundlich vorliegenden Geſchichtsſchreibung ſolche Blüten treiben, daß ſie für bare Münze halten, was von der Errichtung eines Siegeszeichens über die „unterworfenen" Germanenſtämme nach den ſogar von Tacitus als wechſelvoll geſchilderten Kämpfen am Angrivarierwall erzählt wird.

Der Rückzug über die Weſer weſtwärts zu den Emsſchiffen mit dem troſtloſen Ende dient uns als Scheinwerfer der Wahrheit über die vorangegangenen Ereigniſſe, vor allem über die Schlacht bei Idiſiaviſo, die von der deutſchen Geſchichtsſchreibung faſt durchweg als Sieg der Römer beurteilt wird. Wenn es nicht ein ernſthafter Sieg der Germanen war, der die Römer nordwärts der Weſer entlang zum Angrivarierwall trieb – was nicht mehr feſtzuſtellen iſt – dann kann es nur ein Scheingefecht geweſen ſein, wodurch das zurückweichende Germanenheer die Römer nach ſich zum erwählten Schlachtfeld am Angrivarierwall zog. Dies wird uns durch die verworrene, in den Einzelheiten ans Lächerliche grenzende Schilderung des Zuſammenſtoßes bei Idiſiaviſo zur Gewißheit. Es bedarf keiner militäriſchen Sachverſtändlichkeit und man darf ſchon die Eigenart der Kämpfe mit Nahwaffen voll in Rechnung ſtellen, ein kritiſcher Leſer wird doch die Schwindeldichtung dieſes Sieges durchſchauen bis zu dem mehr erheiternden als ſchreckhaften Abſchluß dieſes Schlachttages. Da ſind nämlich die geſchlagenen Germanen beim Anblick des von den Römern auch hier ſchon (!) errichteten Siegesmals, auf dem die Namen der angeblich beſiegten Germanenſtämme geſtanden hätten, in eine ſo ungeheure Wut geraten, daß ſie da erſt und zwar im Handumdrehen, Heeresmaſſen aus der Erde ſtampften, die einige Tage ſpäter die acht Legionen über die Weſer treiben konnten!

Komiſch und töricht mutet es an, daß der Oberbefehlshaber Germanikus am Abend vor Idiſiaviſo durch die Lagergaſſen der Legionen ſchleicht, um unerkannt aus den Geſprächen der Soldaten die Stimmung des Heeres zu erhorchen. Man denke ſich das recht unwahrſcheinliche Bild eines vermummten, durchs Lager ſchleichenden Cäſar Germanikus aus! Aber er ſoll zufrieden geweſen ſein. Am andern Morgen hielt er eine lange, ermunternde Rede, in der er auch die Elbe als Kriegsziel durchblicken läßt. Im übrigen wäre eine ſolche Anſprache in Gegenwart ſeiner vielen germaniſchen Hilfstruppen unmöglich geweſen. Denn was er ſich darin an Beſchimpfungen des germaniſchen Kriegers leiſtet, hätte ſelbſt ein römiſch geſinnter Germane nie ertragen. Alles, was uns weiter

vom Eintreffen des Heeres am Weſerufer bis zum „unentſchiedenen“ Abbruch der Niederlage am Angrivarierwall berichtet wird, trägt das Anſehen eines zumeiſt kindiſch zu nennenden Phantaſiegewebes, um den römiſchen Leſern, die brennend Gutes über die Lage des gewaltigſten Kriegsunternehmens Roms zu hören verlangten, wenigſtens irgend etwas zu bieten, was das Entſetzen über die Gerüchte vom Verluſt des ganzen Rieſenheeres mildern konnte: Man ging gründlich zu Werke: Die Niederlage wurde in einen großen Sieg verwandelt, mit allem nötigen ſchmückenden und die römiſchen Ohren kitzelnden Beiwerk: bis in die tiefe Nacht hätten ſich die Legionen am Blute der Feinde erſättigt, Arminius habe wegen der unausgeſetzten Gefahren (!) den Kopf verloren uſw.

In der Hauptſache aber wird doch die Vermutung erweckt, daß nach dem Übergang über die Weſer die Zuverläſſigkeit des Heeres und der germaniſchen Hilfsvölker (Chauken!) dem Oberbefehlshaber fraglich geworden war.

Wenn eine Eroberung des rechtsrheiniſchen Germaniens durch das mit äußerſter Kraftanſtrengung aufgeſtellte Rieſenheer als völlig fehlgeſchlagen angeſehen werden mußte, wenn auch der Verluſt dieſes Heeres zwar nicht verheimlicht, aber durch eine Naturkataſtrophe entſchuldigt werden konnte, – ſo ſollten wenigſtens die eigentlichen Kriegshandlungen als leidlich ehrenhaft für die römiſchen Waffen abgeſchloſſen erſcheinen. So wurde das Teilgefecht, wahrſcheinlich nur ein Scheingefecht, bei Idiſiaviſo zum Siege aufgebauſcht. So wurde der Bericht über die Entſcheidungsſchlacht am Angrivarierwall, die zum eiligſten Rückzug führte, mit der angeblichen Errichtung eines Siegesmals beendet, auf dem geſchrieben ſtand „da die Völker zwiſchen Rhein und Elbe(!) niedergezwungen ſeien“, habe das Heer dies Denkmal errichtet. So wurde zur Beſtätigung des Sieges ein Triumphzug bewilligt, wofür ja genügend Beweisſtücke an Menſchen, Waffen und dgl., die wirklich aus Germanien ſtammten, zuſammengebracht werden konnten.

Was die Annalen zum Schluß des Feldzugsberichtes vom Jahre 16 über die Angrivarier und Marſer zu erzählen haben, iſt von uns als offenkundige Zweckerfindung gewürdigt. Nach dem allen haben wir allen Anlaß, auch das ganze lange Zwiegeſpräch zwiſchen Hermann und ſeinem in römiſchen Dienſt ſtehenden Bruder Flavus über die Weſer hinweg als eine reſtlos aus römiſcher Denkweiſe entſprungene, wertloſe Erfindung anzuſehen. Aber die Leſer ſollten nicht nur – mangels wahrheitsgemäßen „brauchbaren“ Berichtſtoffes – angenehm unterhalten

werden, unſer völkiſches Empfinden läßt uns auch deutlich die Abſicht heraushören.

Wie die namhaft erwähnten Heerführer, Fürſten und Großen des germaniſchen Volkes nahezu ſämtlich, ſei es als Verräter, Feiglinge und Treuloſe auch dem eigenen Volk gegenüber, oder als törichte Wüteriche oder beſchränkte Trottel uſw. dargeſtellt, mindeſtens aber als tief unter der Höhenlage römiſcher Sitten und Kultur ſtehende Barbaren der Verachtung oder Lächerlichkeit preisgegeben werden, ſo wird hier auch der Cheruskerfürſt, den man in ſeiner Größe als „Befreier Germaniens" anerkennen mußte, nebſt ſeinem Bruder zum Gegenſtand verächtlicher Erheiterung der Leſer gemacht. Dieſe Reden ſind zweckloſer, ſchäbiger Wortſchwall, der in Schimpfen ausartet und der in einem über die Maßen lächerlichen Geraufe inmitten des Weſerwaſſers geendet haben würde, wenn nicht die hochanſtändig empfindenden römiſchen Krieger eine ſolche vernunft- und würdeloſe Bloßſtellung des höchſten germaniſchen Würdenträgers edelmütig verhindert hätten!

Genügt das noch nicht, unſeren urkundenfrommen Nachbetern feindlicher alter Schriftſteller das rechte Wort der Ablehung in die Feder zu geben?

Wir ſind nicht der Meinung, daß wir aus dem völkiſchen Wunſch heraus, Germanenehre zu verteidigen, die nicht fehlenden Schattenſeiten im Charakter und im Tun unſerer germaniſchen Väter, ſoweit wir davon wiſſen und ſie heute noch vor Augen ſehen, verſchweigen ſollten.

Wer will leugnen, daß es bei uns zu allen Zeiten nicht nur minderwertige und ſchlechte Elemente gegeben hat, auch Verräter, die in Selbſtſucht, Überheblichkeit oder Kurzſichtigkeit – wenn auch nicht alle ſubjektiv der Schandtat bewußt waren – ſo doch objektiv zu Schädlingen am Volkskörper wurden? Wer will den Dünkel, den Neid und den Mangel an Sinn für Volksgemeinſchaft bei den Großen und kurzſichtige Eigenbrödelei überall überſehen? Aber ſchlimm und verheerend für unſere Nationalkraft iſt es geweſen und würde es auch künftig ſein, wenn wir uns nicht mit ſtolzem Sinn des urwüchſigen guten Kerns und der Vorzüge unſeres germaniſchen Erbguts vor dem Erbgut vieler anderer Völker bewußt blieben.

Nach 1200jähriger bewußter und unbewußter Unterdrückung der Germanenehre iſt es vorläufig oberſte Pflicht, um ihre Erhebung und Wiederherſtellung beſorgt zu ſein.

Die Vernichtung der drei Legionen und der Hilfstruppen des Quintilius Varus im Jahre 9 am Teutoburger Walde gelang mit Hülfe von Kriegsliſt und durch unerwarteten Überfall; ſie führte volksgeſchichtlich noch keine Entſcheidung herbei und geſtattet uns nur ein ungenügendes Urteil über den Stand der damaligen innerpolitiſchen, kriegeriſchen und kulturlichen Kraft des Germanentums zwiſchen Rhein und Elbe.

Es iſt unverſtändlich, daß die deutſche Geſchichtsſchreibung und in ihrem Gefolge der Geſchichtsunterricht im allgemeinen – d. h. Ausnahmefälle abgerechnet – die weitaus höhere geſchichtliche Bedeutung der germaniſchen Gegenwehr in den ſog. Rachekriegen, vor allem der unerhört großen, meiſterhaften Kriegsleiſtung des Jahres 16, ſo wenig zu würdigen pflegt, daß nicht viele Deutſche etwas von der größten ſiegreichen Entſcheidungsſchlacht am Angrivarierwall wiſſen und oft noch nicht einmal den Namen kennen.

Unzweifelhaft – wie die Tatſachen uns belehren – hat der Cheruskerfürſt Hermann in voller Vorausſicht in den ſechs Zwiſchenjahren 10–16 die eingefleiſchte Sonderſtaatelei und Eigenbrödelei der germaniſchen Stämme ſoweit zu meiſtern verſtanden, daß man überall „aufrüſtete" in Waffenbeſchäftigung, Vorübung und Kriegsertüchtigung der Mannſchaften und Führer, Aushebungs-, Verpflegungsvorſorge, Nachrichtenweſen und allem, was äußerlich und innerlich als Vorbedingung eines Sieges über die gewaltige Römermacht angeſehen werden mußte. So und nur ſo gelangte er in die Lage, den 80–100 000 Römern an der Weſer zwiſchen Vlotho und Stolzenau mindeſtens die gleiche Zahl entgegenzuſtellen, dieſe Maſſen zur rechten Stunde am rechten Platz zu haben und mit überlegener Feldherrnkunſt den großen Sieg zu erringen, der unſer Volk, unſere Sprache, unſere Kultur vor der Romaniſierung nach dem Muſter Galliens bewahrt hat.

An der Teutoburg gewann der Germane das Bewußtſein der drohenden Fremdherrſchaft, am Angrivarierwall gewann er ſeine Freiheit.

8. Die Geſchichte der Externſteine

Die Eggſternſteine am Teutoburger Wald, 11 Kilometer von Detmold, ſind als auffälliges und wunderbares Naturdenkmal ſchon ſeit langem das Wanderziel aus weiter Umgegend geweſen. Sie ſind das in ſeltſamen Formen aus den ruhigen Linien des Gebirges emporragende ſenkrecht hochgeſtellte Gerippe eines an dieſer Stelle verſchwundenen Sandſteinrückens, der langgeſtreckt das Kalkſteingebirge des Osning begleitet.

Der alte im Volksmunde zäh feſtgehaltene und dann zu „Externſtein" abgeſchliffene Name iſt „Eggeſternſtein". Einfach und deutlich bringt er die Lage am Fuße der großen und kleinen Egge und ſeine Bedeutung für den Geſtirndienſt zum Ausdruck. Aber der mittelalterlichen Kirche war eine ſolche Erinnerung an die alte Bedeutung unerwünſcht. Sie hat in der erſten urkundlichen Erwähnung, in der Verkaufsurkunde des Jahres 1091 den Namen „Agiſterſtein" einzuführen verſucht. Vergeblich, denn ſchon in der folgenden und allen weiteren Urkunden, die in den Lip. Regeſten I zuſammengeſtellt ſind, iſt der Name Eggeſternſtein gebraucht. Vergeblich war auch der Verſuch, den „Sternſtein" durch „rupes picarum" zu einem „Elſterſtein" zu machen.

Die gewaltige Perſönlichkeit des Gotenkönigs Theoderich (nordiſch Thidrek) und was irgend mit ihm verknüpft werden konnte, war jahrhundertelang in Dichtung und Volksgeſpräch beliebteſter Gegenſtand geblieben und wurde, wie es die Sage liebt, an einem paſſend erſcheinenden Orte lokaliſiert. Dazu mußte der „unheimliche Ort der Externſteine", wo die Geiſter des alten Glaubens noch lange ihr Weſen trieben, beſonders reizen. Beachtenswert iſt jedoch, daß die mittelalterlichen Sagen in ihren verblaßten und wirren Erinnerungen noch von einer am Agiſterſtein (Drachenſtein) getriebenen Aſtronomie zu reden wiſſen und damit wenigſtens in dieſem Punkte der vorchriſtlichen Bedeutung und Benennung des Heiligtums gerecht werden. Die Entſtehungszeit des winterſonnwendlichen Runenzeichens in der unteren Grotte der Eggſternſteine liegt zeitlich lange vor der Entſtehungszeit des alten Verputzes, durch den das Zeichen urſprünglich ganz und dann jahrhundertelang zur größeren Hälfte dem Auge entzogen war. Dieſe unleugbare Tatſache macht die Frage nach den Schickſalen der Eggſternſteine ſeit ihrer Chriſtianiſierung lebendig und wichtig.

Ganz entſprechend dem damals von den Päpſten angeordneten Verfahren iſt der erſte Verſuch, das zerſtörte Germanenheiligtum zu einer chriſtlichen Kultſtätte umzuwandeln, ſofort von ſeinem Zerſtörer, Karl dem Weſtfranken, zu erwarten, und zwar wahrſcheinlich nach dem Paderborner Reichstage, als er die Unterwerfung der Sachſen als geſichert anſah. Eine Kunde davon haben wir in der Überlieferung Hamelmanns[1]) (1564), wonach Karl „aus dem heidniſchen Volksheiligtum der Eggſternſteine einen Altar Gottes gemacht und ihn mit Bildern der Apoſtel geſchmückt" hat.

Hierbei werden wir an die untere Kapelle und die Skulpturen des Felſens I denken. Denn daß Karl die in ſchwindelnder Höhe befindliche Trümmerſtätte des Geſtirnheiligtums für den gottesdienſtlichen Zweck beſtimmt habe, iſt ſtark zu bezweifeln. Wir dürfen annehmen, daß die damals ganz unzugänglich gewordene Stätte zunächſt ihrem Schickſal überlaſſen worden iſt. Daraus erklärt ſich dann, daß ihre für die Chriſten unheimlichen Eigenſchaften – bei andauernder Verehrung durch die Anhänger des alten Glaubens – nicht beſeitigt waren, ſondern allmählich wieder zu einem ſtarken Ärgernis jener Zeit anwuchſen. Das Paderborner Kloſter Abdinghof mußte ſich daher noch 300 Jahre ſpäter (1093) entſchließen, dieſen Felſen (nebſt zugehörigen Grundſtücken) ſeiner Beſitzerin, einer edlen Frau Ida, abzukaufen und ſeinerſeits eine Ordnung der Dinge zu verſuchen, vorausgeſetzt, daß die Erwerbsurkunde nicht auch gefälſcht iſt.

Iſt dieſe Erwägung richtig, ſo hat Karl die untere Grotte, die wenigſtens bequem zugänglich war, ohne beſondere Schwierigkeiten dadurch zum kultiſchen Gebrauch herrichten laſſen, daß die jetzige Eingangstür nebſt zwei Fenſtern durch die dünne Nordoſtwand geſchlagen wurden. Nach der gut unterſcheidbaren Steinmetzarbeit zu urteilen, wurde damals auch der Raum vor dem ſchlauchartigen alten Eingange durch Beſeitigung eines erheblichen Felſenſtückes erweitert. Das iſt die Stelle, wo die ſog. Petrusfigur aus dem Felſen herausragt. Bei dieſer Arbeit iſt abſichtlich oder unabſichtlich von dem ſchon in irgend einer Ausführung vorhandenen großen Reliefbilde links ein Streifen von etwa 15 Zentimeter Breite weggehauen. Auf jeden Fall aber iſt man gezwungen, die Herſtellung der Bildfläche für älter anzuſehen, als die Erweiterung vor dem alten Eingange.

Um zu einem chriſtlichen Verſammlungsraum zu dienen, bedurfte die bisherige Höhle außer dem Tageslicht und dem Inventar auch eines

[1]) Hamelmann, Delineatio oppidorum Westfaliae.

einigermaßen geeigneten inneren Ausſehens und vor allem der Beſeitigung etwaiger Ärgerniſſe, wie es die Sichtbarkeit eines großen heidniſchen Symbols geweſen ſein würde. Wir dürfen die Behauptung aufſtellen, daß in der Grotte nicht eine einzige Meſſe geleſen worden iſt, ehe nicht unſer Winterſonnwendſymbol in ſeiner ſtattlichen Größe von über 40 Zentimeter Breite vernichtet oder überdeckt worden wäre. (S. Abb. S. 211.)

Wir verdanken es einem günſtigen Geſchick, daß man nicht zum Beil gegriffen hat, ſondern ſich mit dem Verputz begnügte. Und ſo ſteht es nun als unwiderleglicher Beweis ſeiner und der Grotte vorchriſtlichen Entſtehung da! An dieſer Feſtſtellung wird wenig geändert, auch wenn jemand die erſte Meſſe der Grotte nicht in die karolingiſche Zeit, ſondern erſt auf das Jahr 1115 legen will, als Abt Heinrich II. ſie zur Kapelle weihte.

Der Verputz ſelbſt, der nur noch einen kleinen Teil der Innenwände bedeckt, zeigt den Charakter ſeines hohen Alters.

Wem Karl die Obhut über den von ihm aufgerichteten „Altar Gottes" anvertraut hat, wiſſen wir nicht, vielleicht der Adelsfamilie, der Paderborn im Jahre 1093 nach einer vorhandenen Urkunde den einen Felſen abgekauft haben will[1]). Die Jahreszahl der Weihe der unteren Grotte durch Paderborn (1115) iſt durch eine Inſchrift neben der Tür im Inneren geſichert.

Es iſt alſo anzunehmen, daß das Eingreifen Paderborns durch die herrſchenden Zuſtände veranlaßt wurde: Während oben der Teufel und die böſen Geiſter hauſten, hatte man unten die Gottesdienſte nicht aufrecht erhalten können. Biſchof Heinrich mußte ſeine Weihe an einem längſt wieder verödeten und entweihten Raume vollziehen. Nur ſo, alſo bei Annahme einer alsbald verſuchten, aber mißglückten Chriſtianiſierung, kommen wir zu einer haltbaren Anſchauung der Dinge, während der Gedanke an eine mehr als dreihundertjährige Nichtbeachtung und Nichtumwandlung dieſer Stätte ſeitens der Kirche ſchlechterdings unmöglich iſt.

Aber auch die Maßnahmen Paderborns, die Weihe und das nachfolgende zeitweilige Meſſeleſen des Prieſters, ſchlugen nicht durch und konnten die Geiſter des Orts nicht bannen. Paderborn gab die Kapelle als ſolche wieder auf, machte eine Wohnung von mehreren Räumen daraus und ſetzte einen oder mehrere Einſiedler hinein, die nun wenigſtens den chriſtlichen Charakter der Stätte wahren, die Geiſter bannen und dem Treiben der Anhänger des alten Glaubens wehren ſollten.

---

[1]) Bei Giefers, „Die Externſteine im Fürſtentum Lippe-Detmold", Münſter 1867.

Dazu mußte man furchtloſe, ſtreitbare Männer auswählen, die nicht nur mit Breve und Roſenkranz, ſondern auch mit Spieß und Keule umzugehen wußten. Das ſind gefährliche Leute geweſen, in deren Bruſt neben dem befohlenen Eifer für den chriſtlichen Glauben ſehr unchriſtliche Neigungen wohnten. Denn die Eggſternſteine wurden nun zu einem verrufenen regelrechten Räuberneſt; ein Schrecken der Kaufleute, die auf der hier durchführenden Straße zwiſchen Paderborn und Hameln zu reiſen hatten. Endlich ſchritt der Graf von Lippe ein, entzog dem Kloſter Abdinghof, wo ebenfalls Völlerei und Unterdrückung der Untertanen herrſchte, das Beſitzerrecht und gab es um 1350 an das Benediktinerkloſter zu Werden in der Grafſchaft Mark. Werden hatte ſchon ſeit 1093 durch Erbſchaft von Oberholzhauſen hier in der Gegend ſeine Hände im Spiel.

Der Graf von Lippe ſtellte nun den in Holzhauſen wohnenden Werdener Mönch zugleich als Kaplan der Eggſternſteine an. In dieſe Zeit fällt jedenfalls der Verſuch, die Trümmerſtätte im Kopf des Turmfelſens als Kapelle herzurichten. Das iſt aus der Sage von den ſchlimmen Vorgängen zu entnehmen, die ſich bei der erſten Meſſe abſpielten. Darüber leſen wir bei Menke (Geſchichte der Externſteine, Münſter 1823, Seite 107): „Aber, wie erſchrak er (der aus Holzhauſen kommende Mönch), als er aus dem Dickicht des Waldes hervortretend, kaum noch fünfzig Schritte davon entfernt, gegenüber, am weſtlichſten Fuße des Felſens und tief in denſelben eingedrückt, den böſen Feind erblickte. Lang hatte Satanas die glühende Zunge ausgeſtreckt; aus den Augen ſchoß er kurze Blitze, und aus den Spitzen ſeiner Hörner ſprühete er Feuerflammen. Der Mönch ... gelangte nur durch einen Umweg ... zur Kapelle ... Ergrimmt über den mißlungenen Streich faßte der ſchwarze Unhold nun einen vor ihm liegenden ungeheuren Stein ... und ſchleuderte ihn auf den Prieſter zu; allein dieſer war geſchützt durch die zwei vorſtehenden Felſen, und ſo traf der Stein nicht ihn, ſondern fiel auf den äußeren Rand des vierten Felſens, auf dem er haften blieb und, wunderbar genug, auch jetzt noch anklebt. Als der Prieſter ſein feierliches Amt verrichtet hatte, ergriff ihn der Drang, den Widerſacher völlig zu bekämpfen. Plötzlich entſtanden durch ein Wunder zur Seite des Altars vier Treppenſtufen. Der geiſtliche Held beſtieg ſie ſogleich und ſtand nun auf der Zinne ſeines ätheriſchen Tempels. Von hier aus ſchickte er unter Gebet und Verwünſchungen dem Fürſten der Finſternis einen ſtarken Vorrat von Weihwaſſer entgegen, ſo daß dieſer von ſeinem Standorte, dem erſten Felſen, ohnmächtig herabtaumelte und ſich in einer hohlen Eiche verlor, die alsbald

ein Blitzſtrahl traf und bis auf die letzte Spur ausrottete. Noch jetzt iſt jener Eindruck von dem Sitze des Satans und das hängengebliebene Felſenſtück ſichtbar."

Auf ihren Reiſen nach Helmſtedt pflegten nach Menke die Werdener Äbte bei den Eggſternſteinen in Holzhauſen Herberge zu nehmen. Es wird ſchon richtig ſein, daß Werden die wenigen Meſſen im Jahre im Sacellum aufrechterhalten hat etwa von 1350 bis zur Reformation. Dann hörte ſeine Verwendung als chriſtliche Kultſtätte auf, die ja nur krampfhaft erzwungen wurde und niemals eine religiös-bedeutungsvolle Rolle geſpielt hat. Sie diente lediglich der Abwehr des durch Jahrhunderte ſich zäh erhaltenden, an dieſer Stelle haftenden alten Glaubens. Seine letzten Spuren ſind erſt in der Mitte des 19. Jahrhunderts erloſchen. Denn bis zu dieſer Zeit kamen alljährlich Angehörige einer „Wehrenverbindung" alter Höfe aus ſehr weiter Umgegend zu den Eggſternſteinen, um die Feier der Sommerſonnenwende zu begehen[1]). Das darf auch als ein Anzeichen dafür gelten, daß die Eggſternſteine ihre Anziehungskraft als germaniſcher Wallfahrtsort im beſonderen dem Geſtirndienſt verdankten, dem ſowohl das Sacellum, als auch die untere Grotte – wohl durch viele Jahrhunderte – gewidmet geweſen iſt.

Die ſpätere Geſchichte der Eggſternſteine wäre für uns nahezu intereſſelos, wenn ſie nicht den andauernden Mangel an Pietät gegen die heiligen Stätten des väterlichen Glaubens zeigte. Ums Jahr 1660 kam der Graf Hermann Adolf zu Lippe auf den wunderlichen Gedanken, die Eggſternſteine zu einer Art Feſtung umzuwandeln. Ein Bild aus jener Zeit zeigt Mauern und Türme, wozu natürlich in erſter Linie die Steine Verwendung fanden, die noch etwa von der Zerſtörung her dort herumliegen mochten. Daß der an der betreffenden Stelle aus dem Boden herausragende Felshaufen daher ſtammt, hat die Andree'ſche Grabung erwieſen.

Einige Jahre früher, 1654, hatte ſich noch folgende rätſelhafte Geſchichte ereignet. Der Großherzog von Florenz hatte ihn (den Eggſternſtein) „für ſo heilig gehalten, daß er ihn deshalb käuflich an ſich zu bringen ſuchte[2]). Der Domdechant von Paderborn betrieb die Verhandlungen. „Ob aber, wie Meiners angibt, der Großherzog die Abſicht gehabt habe, den Felſen ſelbſt nach Florenz zu transportieren, was füglich den halben Wert ſeines Großherzogtums gekoſtet haben würde, ſtehet wenigſtens

[1]) Zeitſchrift „Niederſachſen", November 1904. [2]) Menke, a. a. O.

nicht erzählet." 54000 Florentiniſche Cronen waren bereits geboten, als man von lippiſcher Seite Abſtand nahm, obgleich der lippiſche Canzler Nevelin Tilhen den Verkauf empfahl, „angeſehen dieſer Stein Jh. Grfl. Gnd. nichts in effektu profitiert, auch die vermeinte Heiligkeit man dieſes Orts nichts achtet, ſondern vielmehr für eine Abgötterei hältet, auch der Herr Thum Dechant (als welcher dis Negotium ſich ſehr läſſet angelegen ſein) ſoviel zu verſtehen gibt, daß wir ein gut Stück Geld dafür bekommen können" etc. Nach dem Weiteren hat Cloſtermeier im Archiv vergeblich geſucht. Es iſt klar, warum der Herr Domdechant ſich dies „negotium" ſehr angelegen ſein ließ: Der Verkauf des Bildes ſollte die Anziehungskraft des Felſens herabmindern und ſo die Eggſternſteine in Bedeutungsloſigkeit und allmähliche Vergeſſenheit verſinken laſſen. Aber kennzeichnend iſt es, daß man im 17. Jahrhundert von der Heiligkeit des Orts im chriſtlichen Sinne weniger als von der Abgötterei wußte.

Die Anlagen des Grafen Hermann Adolf gerieten in Verfall, bis die Fürſtin Pauline 1810 Ordnung ſchaffte. Die Treppen wurden wieder hergeſtellt; ein Ausſichtsplatz, den man auf dem erſten Felſen anlegte, wurde der Anfang zu der nachfolgenden Verwertung der Eggſternſteine als Ausflugs- und Erholungsſtätte für die zahlreichen Beſucher aus nah und fern.

Der Hauptgegenſtand der Aufmerkſamkeit der Ausflügler pflegt das merkwürdige Naturſchauſpiel zu ſein, welches das ſenkrecht gen Himmel geſtellte Sandſteingerippe des einſtigen Berges darbietet, zumal es ſich ſo auffällig aus dem übrigen Charakter des ganzen Gebirges heraushebt, und den Kunſtfreunden gewann das mächtige Reliefbild der Kreuzabnahme von jeher lebhafteſtes Intereſſe ab. Meine Anſicht, daß es drei Stufen der Entſtehung verrät, eine vorchriſtlich-germaniſche, eine karolingiſche und eine ſpätere, paderbornſche oder werdener Stufe, habe ich an anderer Stelle kurz begründet. Das Bild ſteht im Mittelpunkt der bedeutendſten Beſchreibungen der Eggſternſteine, während das Intereſſe an der germaniſchen Kultſtätte lange Zeit erſtaunlich gering geweſen iſt.

Wer aber von ihrer Bedeutung erfaßt iſt, der wird die Eggſternſteine nicht ohne den allertiefſten inneren Eindruck verlaſſen, weil kaum eine Stätte auf germaniſchem Boden gefunden werden kann, an der wir uns dem geiſtigen Leben unſerer Vorfahren ſo nahegerückt fühlen, als im Sacellum, in dem kleinen Heiligtum im Kopf des Turmfelſens der Eggſternſteine (ſ. Abb. S. 210).

Der Volksmund hat ſtets Geheimnisvolles von der Stätte der Eggſternſteine geraunt und ſeit mehr als 100 Jahren haben ſich auch Wiſſenſchaftler oft und auch eingehend mit ihr beſchäftigt. Aber das Intereſſe und

die Anziehungskraft vervielfachte ſich, als die durch Grabungen beſtätigten Unterſuchungen den geſchichtlichen Hergang ihrer Zerſtörung als Heiligtum im erſten Jahre (772) des 32jährigen Freiheitskrieges des alten Sachſenvolkes gegen den Weſtfrankenkönig Karl zur Gewißheit machten.

Karl hatte ſchon auf dem Reichstage in Worms 772 den eiſernen Entſchluß gefaßt, ſein politiſches Ziel mit der überaus wirkſamen Hilfe der Kirche, wenn nötig durch Zwangstaufe des ganzen Volkes, zu erreichen und, wie der Hofgeſchichtsſchreiber Einhard mitteilt, eher das Volk auszurotten, als von ſeinem Entſchluß Abſtand zu nehmen.

Der erſte Heereszug ging durchs Heſſenland zur Eresburg an der Diemel, wo eine der Irminſäulen des Landes gefällt wurde. Es waren kunſtvoll geſtaltete Holzſäulen, die nach Ausſage des Abtes Rudolf von Fulda, der im nächſten Jahrhundert ſchrieb, ein Sinnzeichen der Gottheit, die das Weltall trägt, darſtellen ſollten.

Von einem Widerſtand der Sachſen gegen den mitten im Frieden einbrechenden, das Land verwüſtenden und die Heiligtümer nicht ſchonenden Feind wird in den fränkiſchen Jahrbüchern nichts berichtet. Offenbar weil die zu einem loſen Bunde zuſammengeſchloſſenen Stämme durch den erforderlichen Kriegsbeſchluß der Marklo-Verſammlung in der Eile kein gemeinſames Aufgebot zuſammenbringen konnten. Die einzelnen betroffenen Stämme aber waren dem mit allen kriegeriſchen Machtmitteln und perſönlichen Herrſchereigenſchaften ausgerüſteten Frankenkönig in keiner Weiſe gewachſen. Von der Eresburg brach Karl ſofort zum Stoß bis in das Herz des Landes und zur Unſchädlichmachung des oberſten Heiligtums der Sachſen auf. Hier handelte es ſich nicht um das Fällen eines Baumſtammes, ſondern um ein Zerſtörungswerk, welches dreitägige Arbeit ſeiner Pioniere erforderte.

Die mönchiſche Geſchichtsſchreibung vermied auch ſonſt die Nennung von Ortsnamen, um unerwünſchte Geſchichtserinnerungen zu verhindern. Auch hier ſchließt ſie mit einem kurzen „und“ ohne Namensnennung große Ereigniſſe unklar aneinander. Erſt – entgegen der landläufigen Meinung – muß durch kritiſche Sorgfalt feſtgeſtellt werden, daß der Ort des oberſten Heiligtums an den Eggſternſteinen zu ſuchen iſt. Mit aller Beſtimmtheit beſagen die berichteten charakteriſtiſchen Begleitumſtände, vor allem der Waſſermangel, daß das Heer nicht in der Eresburg, an der waſſerreichen Diemel, die weiteren Erlebniſſe hatte, ſondern vielmehr geradeswegs in nördlicher Richtung über die waſſerarme und bevölkerungsarme Hochebene des Sintfeldes marſchiert iſt, und zwar

nach Altenbeken, wo die umſtändlich berichtete Tränkung des Heeres durch eine plötzlich mit Getöſe hochſprudelnde Quelle in ganz natürlicher Weiſe erklärt werden kann. In Altenbeken befand ſich noch bis zum Jahre 1640 das ſeltene Naturſchauſpiel einer intermittierenden Quelle, über die wir durch den Geſchichtsſchreiber Biſchof Ferdinand von Fürſtenberg genau unterrichtet ſind.

Karls Aufenthalt in Altenbeken, gelegen auf der geraden Linie zwiſchen Eresburg und Eggſternſteinen, wird nicht mehr beſtritten. In zweiſtündigem Fußmarſch konnte das geſuchte Hauptheiligtum über Veldrom von Altenbeken aus erreicht werden.

Das Verſchweigen wichtiger Ortsbeſtimmungen in der Mönchsliteratur iſt nicht immer als unbeabſichtigt anzuſehen. Erſchwert wird die Forſchung auch durch die uns von dem Paderborner Biſchof Ferdinand v. Fürſtenberg mitgeteilte Gewohnheit Karls, den Orten neue Namen beizulegen, woraus ſich z. B. auch ergibt, daß von den 68 in der Geographie des Ptolomäus namentlich – wenn auch wahrſcheinlich oft verſtümmelt – aufgezählten Namen germaniſcher Städte 60 überhaupt nicht mehr aufzufinden ſind.

Die Erkennung der Eggſternſteine trotz fehlender Namensnennung als Standort der am oberſten Heiligtum der Sachſen befindlichen, 772 zerſtörten Irminſul iſt ſchon Ergebnis kritiſchen Studiums der Annalenberichte. Dazu haben wir nun die urkundliche Beſtätigung von ganz anderer Seite. Dem zuverläſſigen Geſchichtsſchreiber der Reformationszeit Hamelmann verdanken wir folgende bedeutſame Nachricht:

„Horne . . . ex vicina rupe picarum, antiquo monumento, cuius veteres scriptores mentionem fecerunt, claret. Legi aliquando, quod ex rupe illa picarum, idolo gentilitio, fecerit Carolus magnus altare sacratum et ornatum effigiebus apostolorum.“ (Horn iſt berühmt durch ein altes Monument, den Eggſternſtein, den die alten Schriftſteller erwähnen. Ich habe es vormals geleſen, daß Karl der Große aus jenem Eggſternſtein, der ein heidniſches Volksheiligtum war, einen geheiligten Altar gemacht und ihn mit Apoſtelbildern geſchmückt hat.)

Damit ſind die Beziehungen Karls zu den Eggſternſteinen, die von ſeiner Geſamtpolitik geradezu gefordert werden, in klaren Umriſſen urkundlich ſichergeſtellt, es ſei denn, daß man den guten Namen Hamelmanns durch den Vorwurf abſichtlicher Fälſchung beflecken will.

Die von Hamelmann berichtete Umwandlung ſetzt die Zerſtörung der nicht umwandelbaren germaniſchen Kultuseinrichtungen voraus. Die

Fortſetzung des noch immer ungehinderten Marſches über die Eggſternſteine hinaus führte dann das Heer zur Weſer bei Rehme oder Hameln, wo die Sachſen durch Stellung von 12 Geiſeln für dieſes Jahr ihr Land vor weiterer Verwüſtung ſchützten[1]).

Fanatiſiert durch das vermeintliche Gotteswunder zu zweckgeheiligter Tat ſtand Karl mit ſeinem Heere, ſeiner Pioniertruppe und mit Prieſterbegleitung angeſichts der Eggſternſteine, die auf ihn, wie ſtets auf jedermann, einen tiefen Eindruck machen mußten.

Der erſte Blick hat ihm gezeigt, daß hier nicht nur die geſuchte Irminſul ſtand – wahrſcheinlich hochragend auf einem Felſen, weil ſie ja die das All tragende Kraft der Gottheit verſinnbildlichen ſollte –, daß vielmehr noch andere Weihtümer da waren, die den Ort als ein Ziel von Pilgerfahrten der zugehörigen Stämme an hohen Feſttagen erkennen ließen, darunter zwei größere aus dem Felſen gehauene Grotten, unten im Felſen 1 und oben im Felſen 2. (S. Abb. S. 210.)

Als Karl ſeinen Zerſtörungsbefehl gab, mußte er auf die Anordnung der Päpſte jener Zeit Rückſicht nehmen, wonach die geeigneten Bauten und Einrichtungen des alten Glaubens zum Kultgebrauch des neuen Glaubens umgewandelt werden ſollten. Er verſchonte daher die untere große Grotte im Felſen 1, die ja unzerſtört auf uns gekommen iſt.

Daß der Raum aber nicht von Haus aus für chriſtlichen Kult ausgehauen iſt, ergibt ſich zwingend aus der ſolchem Zweck widerſprechenden Anlage. Mit gleicher Mühe hätte anſtatt dieſes für den chriſtlichen Kult ſo unglücklichen Grundriſſes auch eine Kapelle mit einem Altarplatz herausgehauen werden können, wie er auch in der kleinſten Notkapelle zu finden iſt; und eine große Schale mit etwa einem Meter Durchmeſſer im Fußboden hätte geſpart werden können. Dazu kommt nun aber die Stempelung als Kultraum des germaniſchen Glaubens durch das große Doppelrunenzeichen in der Größe von 40 bis 50 Zentimeter mit der Bedeutung eines Sinnzeichens der Winterſonnenwende unter dem älteſten Verputz.

Verſchont wurde auch eine kleine Freilichtniſche mit einem Felſenſarg, der von den Bekehrern als Grab Chriſti ausgeſtattet und zur Verehrung den gläubigen Pilgern dargeboten werden konnte.

Die vorchriſtliche Entſtehung beider Kulträume kann ſchon aus Meißelunterſchieden und den vorliegenden logiſchen Zuſammenhängen geſchloſſen werden. Sie iſt dann beſtätigt durch die Ausgrabungen und

[1]) Nachweiſe und nähere Ausführungen in Teudt: „Germaniſche Heiligtümer", vierte Auflage 1936.

Unterſuchungen Prof. Andrees in den Jahren 1934–1935, die auf Anordnung der Lippiſchen Landesregierung geſchah. Sein wiſſenſchaftlicher Bericht iſt 1936 als Broſchüre im Verlag Coppenrath, Münſter i. W., unter dem Titel „Die Externſteine" erſchienen. Überaus wertvoll war die Auffindung mehrerer Abraumplätze, die noch unter den ſogenannten Kulturſchichten lagen, in welchen ſich Scherben aus der Zeit um die Zeitwende befanden. Der Abraum beſtand aus den aus verſchiedenen Kulträumen herausgeſchafften Schuttmaſſen, erkenntlich durch die ſcharf eckig gebliebenen Sandſteinſtücke. – Die Unterſuchungen haben des weiteren ergeben, daß alle Zerſtörungen an den Eggſternſteinen gleichzeitig um 800 n. Zw., alſo zur Zeit des Beginnes der zwangsweiſen Einführung des Chriſtentums im Sachſenlande durch Karl, geſchehen iſt. Dabei handelt es ſich vor allem um den Kopf des Felſens 2. Wir ſchließen die abſichtliche Zerſtörung aus zahlreichen Anzeichen, zu denen ein abſolut ſchlüſſiges Beweisſtück hinzugetreten iſt. Zugleich findet die Frage nach der techniſchen Ausführung eine klare Antwort.

Es wurde eine Anzahl ausgemeißelter Erweiterungen eines durch die ganze obere Grotte gehenden natürlichen Spalts des Felſens 2 entdeckt, die ſchlechterdings nur als Löcher zum Eintreiben von Eiſenkeilen zwecks Zertrümmerung des ganzen Felſens eine vernünftige Erklärung finden. Das teilweiſe Gelingen dieſer Abſicht zeigt ſich jedem Beſchauer durch das Fehlen eines mächtigen Blocks, der auch die Decke und Südoſtwand des ſpäter zur Kapelle umgewandelten Raumes enthalten hat. Weitere große Abſpaltungsflächen ſind auf drei Seiten des Felſens ſchon an der jüngeren Verwitterung zu erkennen. Danach iſt die Vermutung berechtigt, daß Karl eine möglichſt völlige Zertrümmerung gerade dieſes Felſens befohlen hat. Dazu war um ſo mehr Grund, wenn er nicht nur der Träger der Irminſul war, ſondern wenn Karl von ſeinem landeskundigen Führer erfahren hatte, daß der erwähnte Raum im Kopfe des Felſens als „Sonnenwarte" eine hervorragende Bedeutung im germaniſchen Kult hatte.

In eindrücklichſter Weiſe iſt die Längsachſe des Raumes auf den Punkt des Sonnenaufgangs am Tage der Sommerſonnenwende eingeſtellt und am Horizont in $6^1/_2$ Kilometer Entfernung durch ein Mal gekennzeichnet. Der Platz des Mals konnte auf dem Steintiſchhügel bei Meinberg durch ſeine vorgeſchichtliche Benutzung – Erhöhung der Gipfelfläche, Ahnenbegräbnis, Umwallungsreſt – erkannt werden. Die durch Prof. Hopmann-Leipzig und Prof. R. Müller-Potsdam vermeſſene Verbindungslinie der

Sonnenwarte des 2. Eggſternſteinfelſens mit der auf dem Steinriſchberge gefundenen Malſtätte deckt ſich mit der für die Zeit um Chriſti Geburt für die Sonnenwarte geltenden Sommerſonnwendlinie, alſo ſtimmend mit der aus Prof. Andrees Unterſuchungen ſich ergebenden Entſtehungszeit der großen aus den Felſen gehauenen Grotten. Eine andere auffällige Ortungslinie trifft von der Sonnenwarte aus den nördlichſten Mondort, der alle 19 Jahre nach Ablauf der ſog. Sarosperiode erreicht wird.

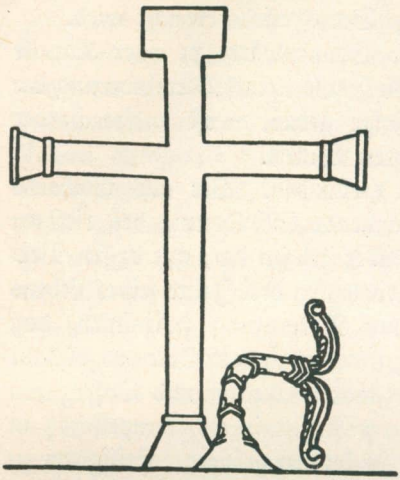
Die mittelalterliche Herrichtung der Sonnenwarte zu einer Kapelle hat, wie noch zu bemerken iſt, nachweislich eine kleine Verminderung der Genauigkeit der Raumortung zur Folge gehabt nebſt entſprechender Störung der urſprünglich ſauberen rechten Winkel.

Es iſt noch ein kleiner Felſenraum vorhanden. Wer aus Einhards Lebensbeſchreibung (Kap. 33) die eingehende Schilderung des rieſigen Schatzes an Kleinodien, Gold und Silber geleſen hat, mit deſſen Verteilung im Todesfalle Kaiſer Karl ſich die letzten drei Jahre ſeines Lebens eingehend beſchäftigt hat, wird meiner Vermutung zuſtimmen, daß Karls Auge ſchon beim Anblick des Heiligtums nach dem Orte ausgeſchaut hat, wo der aufgeſammelte Schatz an koſtbaren Geräten und Opfergaben aufbewahrt ſein konnte, der nach unſerer Kenntnis als Tempelſchatz in den mittelmeeriſchen Ländern bei oder in keinem größeren Heiligtum zu fehlen pflegte. Karl täuſchte ſich nicht, denn es heißt bei Einhard, „das Gold und Silber, was er fand, ſchaffte er fort (abstulit)". Ein kleiner unzugänglicher Felſenraum von etwa 1,40 Meter Tiefe, Breite und Höhe (auf unſerer Geſamtabbildung ganz rechts) kann als Aufbewahrungsraum gedient haben. Die Germanen hatten entweder keine Zeit zur Bergung des Schatzes gehabt oder ſie haben es nicht für möglich gehalten, daß der König mit einer Freveltat beginnen und den Krieg zu einem Religionskriege ſtempeln würde.

Der genaue Standort der Irminſul dürfte mit Wahrſcheinlichkeit auf dem an ſich wie eine gewaltige Säule wirkenden Felſen 2 anzunehmen ſein. Denn in ſeiner oberſten Spitze wurde zur Überraſchung aller 1935 ein uralt gemeißeltes Loch von 26 Zentimeter Durchmeſſer entdeckt. Die Tiefe iſt wegen der Abwitterung des Randes nicht genau feſtzuſtellen, aber nicht viel größer geweſen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, iſt auch durch das allgemein geltende Wort Einhards, „Er zerſtörte ihre Heiligtümer", bezeugt, daß Karl auf ſeinen 11 Verheerungszügen durchs Sachſenland überall die Irminſäulen geſtürzt hat.

Für die lebendige Anteilnahme an den verhängnisvollen Geſchehniſſen

jener Zeit iſt es von Wert, daß die Eggſternſteinforſchung auch die Geſtalt der Irminſul ans Licht gebracht hat. Der Schöpfer des nach Erwerb der Eggſternſteine durch das Kloſter Abdinghof entſtandenen großen Felſenbildes der Kreuzabnahme hat zugleich die ihm noch bewußte Geſtalt der Irminſul uns überliefert. Einer der helfenden Männer ſteht anſtatt auf der üblichen Leiter auf einem höchſt auffälligen Stuhl, deſſen Geſtalt einem umgebogenen Baume gleicht. Wieder zurückgebogen wird er zu einer Säule mit weit ausgreifenden Tragarmen. Es kommt damit die die Welt tragende Kraft Gottes zu einer außerordentlich eindrücklichen Verſinnbildlichung. Daß das niedergebeugte Symbol neben dem aufrechten Kreuz den Sieg des Chriſtentums über den alten Glauben zum Ausdruck bringen ſoll, iſt einleuchtend. Dieſe Irminſulgeſtalt hat ſich, nur wenig verändert (u. a. zur Lilie), noch Jahrhunderte erhalten als Kunſtform, die ſich an Kirchen und in Wappen findet.



Die niedergebeugte Irminſul auf dem Kreuzabnahmebild an den Eggſternſteinen.

Neue wiſſenſchaftliche Erkenntniſſe ziehen nicht ſelten weitere Entdeckungen nach ſich. Es liegen jetzt zwei kraftvolle, in Stein gemeißelte Zeugniſſe mit völlig unwiderſprechlicher Beweiskraft vor, daß ſowohl die Irminſul, deren Grundgeſtalt im Felſenbilde zu finden iſt, als auch die Sonne, deren bisher umſtrittene Verehrung ebenfalls an den Eggſternſteinen eine glänzende Beſtätigung gefunden hat, anerkannte Wahrzeichen des germaniſchen Glaubens waren. (Vgl. S. 216.)

Der Sonnen- und Mondkult der Germanen iſt aufs beſte bezeugt. Julius Cäſar gibt im Bellum Gallicum eine bündige Auskunft über die Religion der Germanen, die unter Arioviſt machtvoll und ſtolz dem Römerreich in Gallien entgegentraten. Sie beſagt, daß die Germanen Sonne, Feuer und Mond verehren. Das volkstümliche, religiöſe und kultiſche Beiwerk der Heroen und Aſen, in dem Tacitus 150 Jahre ſpäter eine Gleichartigkeit mit dem antiken Götterhimmel herauszuerkennen ſich beſtrebte, hielten alſo die Gewährsmänner Cäſars nicht für erwähnens-

wert. Es iſt unſerer ungermaniſchen Erziehung zuzuſchreiben, daß die deutſche Wiſſenſchaft den Wert der kurzen Auskunft Cäſars nicht einſtimmig gewürdigt hat, obgleich einerſeits die Götterdämmerung der Aſen, andererſeits der Fortbeſtand des Sonnendienſtes im Jahreslauf des Kalenders und der Feſte in chriſtlicher Zeit deutliches Zeugnis ablegt für die Rangordnung der religiöſen Werte im Seelenleben unſerer Väter.

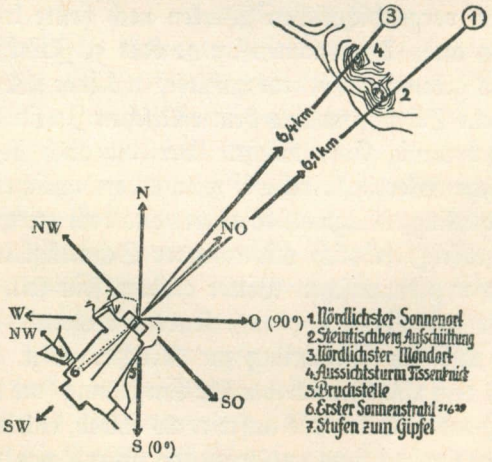
Im täglichen Leben kann uns vor allem der Name des Sonntags, des erſten Wochentages, und dann die ganze Reihe und auch Reihenfolge der übrigen Wochentage zur Lehre und zum Gedächtnis der germaniſchen Religionsvorſtellung dienen. Der Tag der Sonne und des Mondes ſtehen voran. Es folgt der Dienstag, in Bayern noch heute Zistag, auch Tiestag genannt, in ſämtlichen germaniſchen Ländern dem Ziu oder Tyr geweiht, entſprechend dem Tiwas, Zeus und Jupiter. Das Verbot des Zistagnamens (Augsburg hieß urſprünglich Zisburg) durch die Biſchöfe und die Einführung des Namens „Aftermontag" für Dienstag iſt nur teilweiſe in der Diözeſe Augsburg geglückt. Erfolg hatte die Verdrängung des Wodanstages durch Mittwoch in Germanien, während er in England bis heute Wednesday heißt. Donnerstag als Tag des Donar und Freitag als Tag der Freya ſind geblieben, und der letzte Wochentag, der in England, Niederland und Weſtfalen Saturday, Zaterdag und Sadersdag heißt, hat ſeinen alten Namen vom Saturn, der zu den den Germanen bekannten Wandelſternen gehört. An den Himmel verſetzte Ahnen!

Man kann in vorgeſchichtlichen Werken noch heute leſen, daß unſere Woche mit den alten Tagesnamen im 4. oder 5. Jahrhundert von den Römern zu uns gekommen ſei, eine haltloſe, in keiner Weiſe belegte Vermutung, die dem Scharfſinn und dem völkiſchen Inſtinkt ihrer Erfinder und Verteidiger wenig Ehre macht. Verfehlt auch iſt die Annahme, daß das deutſche Wort „Kirche", welches den gleichen Stamm wie circus hat, alſo Ring, Ringwall bedeutet, aus dem griechiſchen κυριακή (dem Herrn gehörig) plötzlich mit raſender Schnelligkeit in die Volksſprache ſämtlicher germaniſchen Völker geraten ſein ſoll. Die Bekehrer brauchten nicht das Wort κυριακή, ſondern ecclesia. Aber das Volk ging vor wie nach der Bekehrung zur Kirche. Vgl. hierzu Grimm, D. W. B., S. 190: J. Grimm war für Entſtehung (des Wortes Kirche) aus lat. circus, das früh bei uns auftritt als chirch, chirih (eng. church).

Die der Mondbeobachtung entſprechende ſiebentägige Woche war da, wie bei den Babyloniern und anderen alten Völkern, auch bei den Germanen. Nach ihrer recht ſpäten Einführung im Römiſchen Reiche

321 n. Zw., als durch Konſtantin das Chriſtentum bereits Staatsreligion geworden war, hatte niemand im ganzen Römerreiche das Intereſſe, den Willen und die Möglichkeit, die Einführung einer ſiebentägigen Woche mit germaniſch-heidniſchen Tagesnamen in Germanien zu betreiben. Ebenſowenig hatten die Germanen ſelbſt Anlaß, ihre bereits vorhandenen, nach Geſtirnen und Aſen benannten Wochentagsnamen gemäß der antiken, fremdartigen Götterlehre umzutaufen. Überhaupt: als ob ſo etwas – wenn nicht Zwang vorliegt – Importartikel ſein könnte und nicht Ergebnis geiſtesgeſchichtlicher Entwicklung wäre!

Die Lichtſtrahlen, die von den Eggſternſteinen her auf die Geſchichte, Leben und Kultur der germaniſchen Vorfahren fallen, ſind um ſo wertvoller, je ärmer wir – abgeſehen von den gewerblichen Grabungsfunden – im Vergleich zu den Mittelmeervölkern und Orientalen an Überlieferung ſind, nachdem das Holz, der Hauptwerkſtoff in Germanien für Bauten und Schriftwerk, der natürlichen und abſichtlichen Vernichtung verfallen iſt. Das Hauptheiligtum am Teutoburger Wald, gelegen im Schnittpunkt der Gebietsgrenzen der unter dem Cheruskerfürſten zur Abwehr der Fremdherrſchaft zuſammengeſchloſſenen Stämme, kann und ſoll uns zum Gedächtnis der Väter dienen, die uns ihr körperliches und geiſtiges Erbgut hinterlaſſen haben.



Die Ortung der Sonnenwarte auf dem Turmfelſen der Eggſternſteine. (Zu S. 74/75.)

9. Zur Wiedererkennung germaniſchen Geiſtes und Glaubens

Auf Grund unſeres überaus lückenhaften und wahrſcheinlich oft irrigen Wiſſens vom germaniſchen Leben oder gar Innenleben können wir noch keineswegs zu einer Darſtellung des germaniſchen Geiſtes- und Gottglaubens gelangen, die einigermaßen abgerundet und befriedigend wäre. Aber Anfang und Vorbereitung iſt da; auch dieſer Aufſatz will nicht mehr und nicht weniger ſein, als ein vorbereitender Beitrag zum Wiederfinden germaniſchen Weſens, über das unſere Geſchichtsloſigkeit einen dichten Schleier gedeckt hat – im Unterſchiede von den Mittelmeervölkern und Orientalen mit ihrem reichen eigenen Schrifttum.

Die religionswiſſenſchaftlichen Aufſätze und Lehrbücher über germaniſche Götter, Kultbräuche und Mythen, ſofern ſie aus der verfloſſenen unvölkiſch-materialiſtiſch beſtimmten Zeitſpanne ſtammen, tragen zwar reichlich Stoff zuſammen, ſind aber zum Eindringen in unſer Thema wenig brauchbar, ob ſie nun unter hiſtoriſchen oder theologiſchen Geſichtspunkten geſchrieben ſind, ob ihr Urteil von der uns anerzogenen klaſſiſchen Gedankenwelt aus beſtimmt iſt oder ob ſie in ſonſtigen indogermaniſchen und in orientaliſchen Entſprechungen den Zugang zum Verſtändnis zu finden ſich bemühten. Sie laſſen kaum verwandte Saiten in uns anklingen, das deutſche Empfinden bleibt unberührt, es iſt oft, als ob keine innere Brücke von uns zu dem Geiſte unſerer Väter hinüber führte.

Nachdem uns unſere Weſensverbundenheit mit den germaniſchen Vorvätern jedoch zur Gewißheit geworden iſt, legen ſich die allerſtärkſten Zweifel uns auf, ob dieſes alles aus einer wahrheitsgemäßen Erfaſſung des Gegenſtandes geſchrieben ſein kann. Entſprechen die wirren Göttergeſtalten, zerfetzten Ideen und buntſcheckigen Geiſtergruppen ſowohl, als auch die ungefügen Sittenſchilderungen wirklich der geſchichtlichen Wahrheit? Ganz beſonders empfindlich werden wir berührt, wenn wir die wie mitleidige Herablaſſung klingenden Verſuche leſen, durch die man einige klaſſiſche Lichter auf die germaniſchen Göttergeſtalten fallen läßt, um etwas Sinn in dieſe wirre Welt zu bringen.

Demgegenüber ſind die Fortſchritte der letzten Jahrzehnte hocherfreulich, in denen uns die neuſte Saga- und Eddaforſchung beſchert wurde.

Sie bedeutet zugleich in wesentlichen Punkten eine Bestätigung der inneren Wahrheit zahlreicher Schriften mehr volkstümlicher Art, aus denen die Liebe zur Sache und das Bemühen, der germanischen Seele gerecht zu werden, spricht, – auch wenn der in reichem Maße herzugebrachte neue Stoff vielfach eine unvorsichtige, phantastische Deutung erfahren hat, die wir nicht als Förderung, sondern als Belastung ansehen müssen. Es ist dies aber die Reaktion auf die interesse- und liebloſe Behandlung eines Stoffes, der den natürlichen Anspruch auf höchste Teilnahme und wärmste Liebe hat.

Der Fortschritt der Erkenntnis ist am einfachsten, wenn es sich um reale Kultur, um die Verwendung von Ton, Holz, Stein und Metallen, um Handfertigkeit und Wehrhaftigkeit, um Ernährung, Wohnung und Siedlung handelt. Schwieriger aber und wichtiger ist es für das Verständnis germanischen Wesens und unser inneres Verhältnis zu ihm, wenn sich unser Fragen auf Kunst und Wissenschaft, Volksleben, Sitte und Glauben bezieht. Gelingt es nicht, mit dem Geistesleben unserer Vorfahren wieder Fühlung zu gewinnen, dann wird unser Volk nach wie vor in erschreckendem Abstande von den Wurzeln seines eigenen Wesens bleiben – einem Abstande, der uns durch die Vernichtung und dann durch die Verächtlichmachung der germanischen Kultur im Mittelalter bis in unsere Zeit hinein aufgezwungen worden ist. Der Wunsch Kossinnas, daß die Archäologie zu einer nationalen Wissenschaft werden möchte, kann nur dann erfüllt werden, wenn unserem Volke wieder das Aufschauen und damit die Möglichkeit innerer Beziehung zum Geistesleben der Alten eröffnet wird. –

Wir sehen demnach die Bedeutung, die Kraft und die berechtigte Zukunftshoffnung der Germanenkunde darin, daß Mittel und Wege zum Eindringen in das germanische Geistesleben gesucht und gefunden werden.

Es gehört dazu auch der Blick für die Landschaft als Schauplatz des Lebens unserer Väter. In dieser Landschaft, die in ihren natürlichen Grundzügen noch dieselbe ist, wie vor zwölfhundert und mehr Jahren, haben unsere Väter sich ihre Siedlungsplätze ausgesucht, ihre Häuser gebaut, ihre Äcker kultiviert, ihre Versammlungs- und Kampfspielplätze geebnet, ihre Kultplätze und Gerichtsstätten ausgesucht, ihre Gräber und Gräberfelder geweiht, ihre Male für Jahres- und Tageseinteilung geschaffen. Sollten wirklich keine Spuren mehr vorhanden sein, aus denen Schlüsse gezogen werden können? Die Landschaftsforschung lohnt sich.

Wir achten auf die Gesichtspunkte, unter denen sie ihre Arbeit getan

haben. Wir erkennen, was ihnen von Bedeutung war, woran ſie ihre Freude hatten, was ihre Ehrfurcht erweckte und ihre Seele auf die Gedanken an die Gottheit ſtimmte[1]). Überall finden wir die Anklänge an unſer eigenes Empfinden und Streben. –

Wir hören und leſen die Orts- und Flurnamen[2]); was uns leerer Schall geweſen war, wird uns nun zum Wegweiſer und macht uns nicht ſelten auch das zur perſönlichen Gewißheit, was wiſſenſchaftliche Unterſuchung vielleicht noch dahingeſtellt ſein laſſen muß. Wenn einmal ein Irrtum unterläuft, ſo ſehen wir das als weniger bedauerlich und ſchädlich an, als die bisherige Stumpfheit, mit der der Durchſchnittsdeutſche durch die Landſchaft ſeiner Väter geht.

Wir werden aufmerkſam auf Sinnbilder, Zeichen und Symbole, die ſich (an Steinen oder Häuſern oder ſonſtwo) unerkannt bis in unſere Zeit herübergerettet haben, und werden angehaucht von dem tiefen Sinn der ihnen innewohnt. Wir bekommen eine Ahnung von der Höhenlage, von der feinſinnigen Struktur des germaniſchen Geiſtes, aus der heraus die Grübler und Denker, die Dichter und Künſtler, die Philoſophen und Theologen erwuchſen als geiſtige Exponenten eines Volkes, das man nun nicht mehr als barbariſch ſtempeln kann. Und wie ſteht es im beſondern um die Religion, um das innerſte Leben der Alten?

Jeder, der nach dem Wert und Weſen irgendeiner Religion, alſo auch des Germanenglaubens fragt, muß ſich vorweg darüber klar ſein, daß unter den Bekennern großer volksumfaſſender Religionsgemeinſchaften Unterſchiede zu machen ſind, die wir als drei übereinander gelagerte Schichten bezeichnen können. Die obere Schicht der Religionsbekenner iſt da, wo von Denkern und Gottſuchern mit lauterem, auf Wahrheit gerichtetem Streben die Grundideen einer Religion erfaßt und anerkannt werden und wo ihre Belaſtung mit den ſtets herabdrückenden, vergröbernden und verzerrenden Erforderniſſen des praktiſch religiöſen Lebens – ob dieſe Erforderniſſe nun wirkliche oder vermeintliche ſind – in ihrer herabziehenden Wirkung empfunden werden als menſchliche Unvollkommenheit oder als Entartung. Es iſt gerecht und nötig, den Wert jeder Religion, deren Bekenner ihre letzten Gedanken und Antriebe doch ſchließlich aus dieſer oberen Schicht empfängt, auch in deren Sinn zu verſtehen und in ihrem Wert einzuſchätzen. Es iſt

[1]) Vgl. den Quellendienſt unſerer Vorfahren; dazu S. 89: „Der Pyrmonter Opferbrunnen".

[2]) Vgl. Prietze, Das Geheimnis der Ortsnamen, Verlag Hartmann, 1929.

ungerecht und es führt zu Verkennung und Fehlſchlüſſen, wenn die Beurteilung auf Grund des Standes der mittleren Schicht erfolgt, oder gar im Blick auf die untere Schicht.

Dieſe mittlere Schicht befaßt ſich, oft ohne ausreichendes Verſtändnis für die Grundideen des eigenen Bekenntniſſes und des eigenen Kults aufzubringen, mit den Formen, in denen das in den Ideen begründete religiöſe Leben ſich praktiſch auswirkt und nach ihrer Meinung auch einheitlich auswirken ſoll. Dieſe Schicht iſt die Vertreterin deſſen, was wir jetzt als Kirchentum, als kirchlich anerkannte Meinung zu bezeichnen pflegen. Sie lebt und iſt fromm zu allererſt in den Formen. Sie iſt vielfach ganz in ihnen befangen. Sie begründet bei ſich und anderen auch Anſchauungen, die zum Aberglauben führen.

Auf die mittlere Schicht ſchaut und hört die untere Schicht, in der die Veräußerlichung ſowie geiſtentleertes religiöſes Getue ſich breit macht, oft in Vorſtellungen von erſtaunlicher Kindlichkeit und Dürftigkeit – ohne daß jedoch damit geſagt ſein ſoll, daß aus dieſem religiöſen Bereich keinerlei ſittliche und erhebende Kräfte erwachſen könnten.

Die untere Schicht religiöſen Weſens, die ſich in breiteſter Ausdehnung in allen Religionen findet, und ſelbſt in manchen chriſtlichen Völkern geradezu den Normalſtand auszumachen ſcheint, deckt ſich keineswegs mit dem ſogenannten ungebildeten Teile eines Volkes an ſich. Die Schichtung iſt vielmehr bedingt durch geiſtige und ſeeliſche Anlagen, die ſich in allen Volksklaſſen finden. Dieſe Erwägungen als Vorausſetzungen einer zutreffenden Beurteilung aller Religionen ſollten von uns nicht mehr verabſäumt werden, wie es bisher oft und beſonders gegenüber dem germaniſchen Glauben geſchehen iſt. Das iſt um ſo mehr notwendig, als unſer Wiſſen über germaniſches Weſen in ſo hohem Maße aus fremder Feder ſtammt.

Es iſt natürlich, daß Fremde, die über das religiöſe Leben eines Volkes etwas ausſagen, in erſter Linie oder ausſchließlich die äußeren Formen und die ſich am häufigſten findenden, ihnen unverſtändlichen Verzerrungen der Formen bemerken und berichten. Das gilt von allen Berichten über unſere Vorfahren durch römiſche Schriftſteller.

Die Erkenntnis des wirklichen germaniſchen Denkens und Glaubenslebens hat durch die ſorgfältige Erforſchung der nordiſchen Literatur, insbeſondere der Sagas und der Edda durch Neckel, Schmieder, Beyer, Wille, Kummer, Reuter u. a., einen ſtarken Auftrieb erfahren. Von weſentlicher Bedeutung iſt auch der Hinweis auf eine

Entartung des germaniſchen Glaubenslebens, die in den letzten Jahrhunderten vor der Einführung des Chriſtentums ſtattgefunden und die auch ihre Folgen auf ſittlichem Gebiete nach ſich gezogen hat. Als Urſache der Entartung wird das Eindringen fremder Einflüſſe erkannt. Als äußeres Anzeichen dafür kann das allmähliche Auftreten von Götterbildern angeſehen werden, ähnlich wie in Rom.

Die zunehmenden Berührungen in der hochgermaniſchen Zeit vom Zimberneinfall bis zur Gotenherrſchaft in Italien mit der in mancher Beziehung lockenden und überlegenen Römerkultur müſſen auf die Kultur und auch auf das religiöſe Denken und Leben der Germanen einen beunruhigenden Einfluß ausgeübt haben. Das Gepränge des römiſchen Götterdienſtes mit hohen Tempelbauten, kunſtvollen Götterbildern und den auf die Schauluſt und das Vergnügen der Menge eingeſtellten rauſchenden Feſten konnte keinen günſtigen, ſondern nur einen ſtörenden Einfluß gerade auf die von Tacitus uns berichtete Grundidee des germaniſchen Gottglaubens ausüben, nämlich, daß man die unerforſchliche Gottheit unter ihren verſchiedenen Namen und Offenbarungen ohne Bilder und Tempel zu verehren habe. Die Richtigkeit dieſer taciteiſchen Nachricht wird dadurch noch bekräftigt, daß ſie in ähnlicher Weiſe auch in bezug auf andre Völker auftaucht, deren Abhängigkeit, wenn nicht Abſtammung vom Germanentum wahrſcheinlich geworden iſt.

Auch der orientaliſche und mittelmeeriſche Begriff des Opfers als eines von den Göttern zu eigenem Vorteil begehrten oder gar benötigten Geſchenkes hat verflachend und verwirrend den alten Opferbegriff überlagert, wonach man das Opfer als feierliches Mahl zum Gedächtnis der Ahnen und der hinter ihnen waltenden Gottheit beging.

Neben dem Einfluß des römiſchen Heidentums ſetzte auch ſchon von der chriſtlichen Urzeit an das Einſickern der Ideen chriſtlichen Gottesglaubens und chriſtlicher Sittlichkeit ein, und zwar von vornherein mit judaiſtiſcher und mittelmeeriſcher Belaſtung. Wenn die chriſtlichen Urideen zahlreiche wichtige Berührungspunkte mit dem germaniſchen Glauben hatten, ſo konnte doch die fremde Belaſtung nur in der Richtung einer religiös-ſittlichen Erſchütterung wirken, die dem alten Glauben ſeinen Charakter und ſeine Kraft nahm.

Über das Vorhandenſein von Götterbildern, die etwa gleiche Geltung wie Heiligenbilder und Talismane als gute Hausgeiſter hatten, haben wir ſchriftliche Zeugniſſe nur aus den letzten heidniſchen

Jahrhunderten des germaniſchen Nordens. Auf dem Boden Germaniens liegen die Dinge, wie es ſcheint, etwas anders. Die neuen Funde im Trierer Tempelbezirk beſagen allzu wenig, weil es ſich dort um eine ausgeſprochen römiſch-germaniſche Miſchkultur und davor um keltiſches Weſen handelt. Im übrigen können die wenigen und meiſt kümmerlichen Fundſtücke, die man in Verdacht hat, Götterbilder geweſen zu ſein, mit größerer Wahrſcheinlichkeit – je nach ihrer Ausführung – als Schmuckſtücke und Erzeugniſſe des Zeitvertreibes oder der Übung von Liebhabern der bildenden Kunſt angeſehen werden, wozu unter anderem auch der Jordansmühler Widder gehört. Bei ſolchen Funden von „Fetiſchen" zu reden, iſt moderne Überheblichkeit[1]).

Ein ernſtliches Zeugnis aber dafür, was es in Germanien in unſerem Sinne gab, was alſo für unſere Vorfahren zum mindeſten ein Gegenſtand der Scheu oder der Hoffnung auf Segen war, iſt, wie es ſcheint, in dem „Männchen von Oechſen" aufgefunden worden. Auf jeden Fall haben wir es mit einem hochintereſſanten Zeugniſſe der bildenden Kunſt unſerer Alten, durch die ſie ein Weſen ihrer Mythenwelt zur Darſtellung bringen wollten, zu tun. Wir rechnen den „guten Hausgeiſt" in die Höhenlage der Bilder der Schutzpatrone in katholiſchen Gegenden.

Aber von Standbildern, die in den öffentlichen Gottesdienſten eine Rolle ſpielten, wie es in den Tempeln der orientaliſchen und Mittelmeerländer der Fall war, denen ſich das Volk als Abbildern der Gottheit verehrend nahen ſollte, haben wir auf dem Boden des eigentlichen Germaniens nicht den geringſten ernſt zu nehmenden Beweis. Immerhin dürfen Verfallserſcheinungen dieſer und jener Art, wie ſie aus der nordiſchen Literatur nachzuweiſen ſind, auch für Germanien nicht geleugnet werden; ſie werden von manchen Gelehrten mit dem Wodansdienſt in Zuſammenhang gebracht.

Bei allen dieſen Erwägungen werden wir aber die Augen nicht dagegen verſchließen dürfen, daß im erſten Teile des Bekehrungszeitalters den fremden Miſſionen noch eine innere religiöſe Macht gegenüberſtand, die nicht nur im alten Sachſenlande, ſondern in ganz Germanien und etwa zwei Jahrhunderte ſpäter in den nordiſchen Ländern einen Widerſtand ausübte, der überall bis ins hohe Mittelalter hineinreichte.

---

[1]) Siehe S. 86: „Götter der Germanen?"

Eben dieſer Widerſtand, dazu alle ſonſtigen Beziehungen des alten Glaubens zum neuen Glauben, vor allem die ſtarken Einwirkungen des alten auf den neuen, ſeine fortlebenden Bräuche, ſowie die greifbaren Reſtbeſtände in und an den alten chriſtlichen Kirchen gehören zu den wertvollen Quellen ſeiner Bedeutung, ſeines Weſens und ſeiner Formen, – ſoweit eine ſolche Wiedererkennung uns überhaupt möglich geblieben iſt.

Das meiſt mönchiſche Schrifttum der Übergangsjahrhunderte iſt geringfügig, durchweg innerlich dürftig und oft auch wenig glaubwürdig. Wieviel auch mit einem in unſerem Sinne geſchärften kritiſchen Auge aus dieſem Schrifttum noch herausgeholt werden kann, muß dahingeſtellt bleiben, bis ſich die wiſſenſchaftliche Forſchung der Aufgabe in ausreichendem Maße zugewendet hat. Aber jetzt ſchon haben wir die Gewißheit, daß noch wertvolle Steindenkmäler aus jener Zeit vorhanden ſind und der Auswertung harren.[1])

[1]) Vgl. Werner Stief, Heidniſche Sinnbilder an chriſtlichen Kirchen und auf Werken der Volkskunſt, Leipzig, 1938.

10. Götter der Germanen?

In der „Kölniſchen Illuſtrierten Zeitung" war 1933 ein auf Löſchkes Ausgrabungen fußender Aufſatz von Profeſſor Bombe, „Die Götter der Germanen", erſchienen, der auch jetzt noch eine Zurückweiſung verdient.

Der Aufſatz wird hinſichtlich der Tatſachen einwandfrei ſein. Aber die ausgeſprochenen Urteile und Meinungen ſind mit um ſo größerer Vorſicht aufzunehmen, als es ſich um die wohl niemals ganz entwirrbare römiſch-trieriſche Miſchkultur handelt. Dazu hat die Überſchrift „Die Götter der Germanen" in reklamehafter Aufmachung berechtigten Widerſpruch ausgelöſt. Von mehreren Seiten wurde mir damals das Blatt zugeſtellt mit der Aufforderung, Einſpruch zu erheben gegen die „Beſchimpfung unſerer Vorfahren als Fetiſchanbeter". Es wäre etwa dieſelbe Beſchimpfung, als wenn die üblichen, oft geſchmackloſen Heiligenbilder mit der Reklameüberſchrift „Die Götter der Katholiken" gebracht würden. Und wenn es, wie Bombe ſagt, ſo iſt, daß die Treverer die Vorſtellungen von den Römern übernommen und überſetzt haben, dann iſt es erſt recht unberechtigt, die Figürchen als „Götter der Germanen" zu bezeichnen. Widerſpruch erweckt auch auf der Umſchlagſeite die Unterſchrift unter dem großen Bilde der künſtleriſch ſchönen Mädchenfigur, die vielleicht als mythologiſche Geſtalt, vielleicht aber auch als Äpfelverkäuferin anzuſehen iſt. Die Unterſchrift lautet: „Die Göttin der Germanen. Ein Aufſehen erregender Fund: Ein Bildnis der germaniſchen Pferdegöttin, das im Trierer Tempelbezirk von Prof. Loeſchke ausgegraben wurde uſw."

Auf jeden Fall haben wir es hier mit einer Empfindungsloſigkeit dafür zu tun, daß endlich im nationalſozialiſtiſchen Reiche das deutſche Ehrgefühl auch im Hinblick auf die Vorfahren erwacht iſt. Man lacht nicht mehr darüber, wenn die Germanen auf Bildern wie Indianer aufgeputzt oder in Negerhütten wohnend dargeſtellt werden; denn man hat gelernt, daß die meiſten „germaniſch" genannten Siedlungsfunde ſich auf die Unfreien oder Ausgeſtoßenen beziehen, während die Wohnſitze der eigentlichen freien Germanen ſtets auf den beſten Plätzen geweſen ſind, wo noch jetzt die großen Höfe, die Güter und Ortſchaften liegen.

Man glaubt, daß den Schöpfern vollendeter Kunſtwerke in Bronze uſw. auch anerkennenswerte ſonſtige Kulturleiſtung, und nicht ſchlechthin

Primitives zugetraut werden darf. Woher weiß man denn, daß die aufgefundenen kleinen Erzeugniſſe der Bildhauerkunſt keine Schau- und Schmuckſtückchen, wie ſie ja auch ſonſt zur Freude der Menſchen oder als Votivgaben gemacht werden, ſondern „Götter der Germanen" geweſen ſeien? – alſo Fetiſche, wie der Leſer in Gedankenverbindung mit den Fetiſchen der Feuerländer, Neger uſw. zu denken veranlaßt wird, – einerlei, ob der Verfaſſer den Ausdruck arglos gewählt hat? Es ſcheint leider, daß ihm oder dem Verlage ſogar der Ausdruck „Götterbilder" noch nicht kräftig genug geweſen iſt, um die gewaltige religiöſe Bedeutung der Figürchen in recht grelles Licht zu rücken. Wir wiſſen aber noch nicht einmal, inwieweit der üblich gewordene Ausdruck „Tempelbezirk" für den Fundbezirk berechtigt iſt, und inwieweit es ſich um galliſche Dinge handelt.

Man iſt jetzt im deutſchen Volke empfindlich geworden in der Beurteilung der Vorfahren. Und wenn es hier und da Überempfindlichkeit ſein ſollte, ſo iſt das nicht bedauerlich, ſondern in hohem Grade zu begrüßen, ja vielleicht notwendig, um nach jahrhundertelanger Vernachläſſigung, Verunglimpfung und Beraubung der germaniſchen Kulturehre allmählich wieder in das wahrheitsmäßige Gleichgewicht zu gelangen.

Es iſt kaum ein Verſtändiger da, der nicht gelten ließe, daß die Wurzeln der deutſchen Nationalfehler und ſonſtiger Unzulänglichkeiten auch ſchon im Weſen der Alten vorhanden waren. Aber man denkt darüber nach, ob nicht z. B. die Roheiten und der Fanatismus des Inquiſitionszeitalters eher orientaliſches Einfuhrgut, als germaniſches Erbteil geweſen iſt.

Man gibt zu, daß zu allen Zeiten – ſelbſt heute noch – ſich an beſtimmte Gegenſtände oder Erſcheinungen in allen Völkern und Religionen abergläubiſche Vorſtellungen geknüpft haben; auch daß die Gottesverehrung gern an ſichtbaren Dingen Halt und Anregung geſucht hat. Zu ſolcher Wertſchätzung aus religiöſem Grunde kommt bei einem Erbſtück – etwa einem Kruzifix, einem Heiligenbilde oder bei den Hochſitzſäulen, die den Islandfahrern einſt wie ausgeworfene Loſe einen Dienſt leiſteten – das Pietätsgefühl hinzu. Das ſind freilich Neigungen, die bei der unteren Maſſe des Volkes, die keinen Maßſtab für den Wert einer Religion abgeben kann, nicht ſelten abſtoßende Formen annehmen.

Aber es wird als eine Naturwidrigkeit angeſehen, daß jemals in einem normalen germaniſchen Gehirn die Vorſtellung entſtehen konnte, daß ein menſchliches Machwerk aus Holz, Stein uſw. ein Gott oder eine Göttin ſei und nach der Weiſe der Südſeeinſulaner als Fetiſch verehrt oder gefürchtet werden müſſe.

Wie es in Wahrheit um die sog. germanischen Götter steht, hat u. a. Prof. A. Schmieder in seinem vortrefflichen zweibändigen Werke „Wider die Lüge von der germanischen Götterlehre" einleuchtend nachgewiesen. Odin, Thor, Freyr waren ursprünglich keine Göttergestalten, sondern Asen, d. h. erhobene Helden, denen man Ahnenverehrung zollte. Sonne, Mond und Sternenhimmel waren nach dem Empfinden unserer germanischen Vorfahren nichts anderes als Offenbarungen der einen unerforschlichen Gottheit, wie schon Cäsar berichtet, dessen zuverlässige Erkundung – abgesehen von dem, was er mit römischen Augen sieht – weitaus glaubhafter ist als das, was Tacitus vom Standpunkt seiner römischen Weltanschauung aus in die Glaubenswelt der Germanen hineingedichtet hat, anknüpfend an irgendwelche unzuverlässigen Berichte seiner Gewährsmänner, denen er seine Kenntnis germanischer Dinge verdankt.

Einer solchen vernünftigen Auffassung des völkischen Deutschen über seine Ahnen kann eine verantwortungsbewußte Wissenschaft in keinem Punkte widersprechen. Die Wissenschaft hat vielmehr – gerade auch auf dem empfindlichen religiösen Gebiete – die Pflicht, besonders vorsichtig und zurückhaltend mit Ausdrücken und Behauptungen zu sein, die nicht erweisbar sind, die unserer sonstigen Kenntnis der germanischen Religion (s. Tacitus) schroff widersprechen und die äußerstenfalls den Vorstellungen einer breiteren Masse entsprechen können, die aber als charakteristische Darstellung der germanischen Religion eine grobe Irreführung bedeuten. Wenn einer der Empörten sofortiges polizeiliches Eingreifen gegen eine Wissenschaft forderte, die solchen Unfug duldet, so ist das nicht zu billigen, aber zu verstehen.

11. Der Pyrmonter Opferbrunnen und Germanenehre

Mit einer Gewißheit, die überhaupt nicht überboten werden kann, ſtehen wir an der Pyrmonter Quelle auf altgermaniſch geheiligtem Boden, wo unſere Stammväter und Stammütter nach der Weiſe ihrer Zeit und ihres Glaubens der Gottheit gedient und Gaben geopfert haben. Es iſt eine einzigartige Gunſt der Umſtände, daß uns der Quellenfund als vollgültiger Beweis dafür in ſolcher Geſchloſſenheit und trefflicher Erhaltung überkommen iſt.

Sehen wir uns in dieſer kerndeutſchen Gegend um. Hier ſaß vor 2000 Jahren der alte tapfere Cheruskerſtamm, der Vorkämpfer der germaniſchen Freiheit! Mit höchſter Wahrſcheinlichkeit war Lügde, einſt „Liuhidi juxta Skidrioburg", der Hauptverwaltungsort des cheruskiſchen Weſergaues. Darum iſt Karl, der Weſtfrankenkönig, im Jahre 784 hierher gekommen und hat hier die erſte Kirche des Gaues gegründet. Wenn in Lügde ein der Zeit entſprechend großer und vornehmer Edelhof geweſen iſt – vielleicht da, wo nachher das Kloſter entſtand, dann hat Karl auch hier gewohnt. Denn Karl war wohl in bezug auf Getränke ein mäßiger Mann, aber im übrigen mochte er die Freuden und Genüſſe des irdiſchen Lebens in keiner Weiſe entbehren. Er hat hier das Weihnachtsfeſt verlebt und ſich ſicherlich nicht mit dem Lagerleben oder mit ſchlichter Wohnung begnügt. Gegebenenfalls kommt deswegen auch der bei der „Skidrioburg" gelegene Edelhof, der vielleicht einſt das Allod Armins des Cheruskers geweſen iſt, jetzt ſtaatliche Domäne, als Wohnung Karls in Betracht. Zu dieſem Herrenſitz gehörten dann die drei in ihren Trümmern noch deutlich erhaltenen Burgen: 1. Altſchieder (Skidrioburg) als Feſte für die Gefolgſchaft des Fürſten, auf dem ſich auch das Ortsheiligtum befand und deswegen ſpäter eine chriſtliche Kirche nebſt zugehörigen Häuſern erſtand; dafür als Ortungsmal, Warte- und Signalſtation ein Vorgänger des jetzigen Ausſichtsturms auf dem Kalenberge. 2. Das Lager in Siekholz, Römerlager genannt, vielleicht um deswillen, weil ſich einmal die Römer, als ſie hier durchzogen, des Platzes bedient haben, aber nicht, weil ſie es geſchaffen haben. 3. Die Herlingsburg als große Volksburg, als Heiligtum, Thingplatz und Feſtplatz mindeſtens dreier umliegender Bezirke, wie die wunderbare Grenzgeſtaltung mit Gebietsſchlauch (ſpäteres Waldecker Gebiet), bis in die Burg zeigt. Es iſt eine üble Verirrung, wenn man auf alle auf dem Gipfel eines Berges liegenden Burgen

gedankenlos den Namen „Fluchtburg" anwendet, der für Burgen in germaniſcher Zeit überhaupt nicht paßt.

Die Pyrmonter Quelle iſt eins der wertvollſten Denkmäler germaniſcher Altertumskunde. Über den Quellendienſt unſerer Vorfahren gibt es in der Wiſſenſchaft keine Meinungsverſchiedenheit.

Überall in ganz Germanien gab es heilige Quellen, weil man in ihnen die geheimnisvolle, lebenbringende Schöpferkraft ſah und verehrte. Sie verbanden die Oberwelt mit der Unterwelt. In neueſter Zeit haben Dr. Meier-Böke und Oberförſter Schölzel-Danzig-Langfuhr mit reichem Erfolge die bemerkenswerten Quellen ihrer Gegend herausgefunden und unterſucht. An alle 48 von ihnen erwähnten Quellen knüpft der Volksmund beſondere Eigenſchaften und Sagen. Bei einem Vergleich ſtellt ſich heraus, daß Meier-Böke von einer Heilkraft der Quellen nicht redet. Es ſcheint, daß hier im nüchterneren Niederſachſen unſere Vorfahren nur die Quellen als heilkräftig angeſehen haben, die dauernd als ſolche anerkannt wurden, wie es überhaupt keinem Zweifel unterliegt, daß eine ganze Anzahl der jetzigen berühmten Heilbäder, z. B. Aachen, Wildungen, Wiesbaden, Wildbad uſw. unſeren Alten bereits bekannt geweſen ſind. Die von Schölzel erwähnten Quellen im öſtlicheren Deutſchland ſind dagegen nahezu ſämtlich einſt als heilkräftig angeſehen, und zwar faſt alle für Augenleiden. Aber ſie haben im Glauben des Volkes ihre Heilkraft verloren, faſt immer dadurch, daß ſie durch ein Pferd oder einen Hund entweiht wurden. Das iſt ein offenkundiger Beweis dafür, daß es ſich um eine Sataniſierung, d. h. um einen Verruf im Mittelalter handelt. Beſchuldigt wurde das Pferd, welches vorher als heilig galt und dann unheilig ſein ſollte (Verbot des Genuſſes von Pferdefleiſch, der Pferdefuß als Teufelszeichen). Auch der Hund muß oft ein Satanstier ſein, wie er auch als Schimpfwort gedient hat und dient.

Es gibt ziemlich viele Quellen, die ihren Verruf noch heute dadurch zeigen, daß Vorübergehende hineinſpucken ſollen, oder daß ſie einen Namen tragen, der eine üble Verunreinigung bedeutet. Häufiger aber iſt die Meinung, daß noch heute die Quelle, der Brunnen oder Teich, der in der Nähe einer Ortſchaft liegt, das Leben der kleinen Kinder bringe, oder daß dieſe in ihm wenigſtens gebadet werden ſollen. Es iſt erklärlich, daß die Quellen dann überhaupt als Seelenaufenthaltsorte und Mittel zur Verjüngung galten.

Die Quellen wurden, wie alle anderen dem Menſchen wichtigen Naturerſcheinungen, von unſeren Vorfahren als Einzelweſen aufgefaßt. Man wollte ſich ihren Segen durch Gebet und durch Opfer verſchaffen. Das

zeigen die Weihegaben. Aber wir dürfen es kaum dem primitivſten Denken der niedrigſten Völkerraſſen und auch nicht der breiten Maſſe in chriſtlichen Völkern, die heute noch ſolche Votivgaben darbringt, – am wenigſten aber unſeren germaniſchen Vorfahren nach alledem, was wir von ihnen wiſſen, zutrauen, daß ſie mit dieſen Gaben und überhaupt mit allen Opfern den Göttern oder Geiſtern einen Dienſt tun wollten, den dieſe Götter oder Geiſter ſelbſt zu ihrem eigenen Nutzen gebrauchten oder haben wollten – das iſt wohl zu allen Zeiten ein Prieſterſchwindel geweſen und als ſolcher dann oft genug aufgedeckt worden. Es iſt ein Bedürfnis der menſchlichen Seele, ihren Empfindungen einen Ausdruck zu geben. Heutzutage wirft man wohl dem teuren Verſtorbenen einen Blumenſtrauß ins offene Grab. Auch die Totenbeilagen in germaniſchen Gräbern, Waffen, Gebrauchsgeräte, auch Speiſen, werden wir in erſter Linie als Liebeserweiſe und letzte Verehrung anzuſehen haben.

Urſprünglich ſind alle germaniſchen Opfer und Weihegaben als Gedächtnis- und Frömmigkeitszeugniſſe entſtanden und wahrſcheinlich erſt in ſpäterer Zeit mit dem Lohngedanken, der in ſeiner ſchroffen Ausprägung ein orientaliſches und mittelmeeriſches Gewächs iſt, durchſetzt. So werden wir auch die Weihegaben der Pyrmonter Quelle als Frömmigkeitszeugniſſe aufzufaſſen haben, die als Dank für eine bereits empfangene Segnung gelten ſollten.

Davon, daß die Weihegaben hauptſächlich in der ſpätgermaniſchen Zeit, alſo zwiſchen 400 und 800 n. Zw. dargebracht worden ſind, legen die Weihegaben ſelbſt Zeugnis ab. Vier römiſche Münzen ſtammen aus der römiſchen Kaiſerzeit Mark Aurels, Domitians und Caracallas. In den Mittelmeerländern gab man als Quellenopfer faſt ausſchließlich Geldſtücke. Geprägte germaniſche Münzen gab es bis tief ins Mittelalter nicht. Das beruht natürlich nicht auf einem Mangel des techniſchen Könnens, denn ſchon tauſend Jahre früher hat man in Germanien die wunderbarſten künſtleriſchen Metallarbeiten mit allen dazugehörigen Hilfsmitteln des Gießens, Prägens uſw. hergeſtellt. Aber grundſätzlich ſcheint man nur notgedrungen um des Handels willen geprägtes Geld geduldet zu haben, teils infolge des konſervativen Sinnes, der von dem gewohnten Tauſchhandel nicht laſſen wollte, teils aus bewußter Sorge vor den moraliſchen Wirkungen der Geldwirtſchaft; dieſe Sorge erkannte auch Herodot als berechtigt an und nennt als Beiſpiel die Lakedämonier, die ihre Vorherrſchaft verloren, als ſie das Geld liebgewannen. Im letzten Grunde iſt es ja jetzt – zweitauſend Jahre ſpäter – ſoweit gekommen, daß die Wohlfahrt der modernen Völker durch die internationale Geldwirtſchaft zugrunde gerichtet wird.

Zu der Zeit, als die Pyrmonter Weihegaben im Schwange waren, hatten wahrſcheinlich die Mantelſpangen (Fibeln), die ſich in einer Zahl von mehreren Hunderten in der Pyrmonter Quelle gefunden haben, zugleich den Charakter eines üblichen Tauſchmittels. Sie eigneten ſich vorzüglich, weil ihnen ein allgemeiner Bedarfswert und zugleich ein Kunſtwert zukam, ebenſo wie den Ringen. Die gleiche Schlußfolgerung ergibt ſich auch aus dem einzigen großen, mit dem Pyrmonter vergleichbaren Quellenfund in Dux in Böhmen. Unter 1200 Fundſtücken waren 400 Fibeln und 600 Ringe. In unſerem Funde iſt die kleinſte Fibel ein Beiſpiel für die 121 ähnlichen Stücke, die ſich in Pyrmont befinden; wie die abgegebenen beſchaffen waren, konnte man mir nicht mitteilen.

Abgeſehen von den drei römiſchen Münzen ſind ſämtliche gefundenen Gegenſtände als germaniſchen Urſprungs anzuſehen. Bis zum Friedewalder Goldfunde glaubte man, ſämtliche kunſtgewerblichen Gegenſtände, die in Germanien gefunden wurden, je ſchöner ſie waren, um ſo mehr als Einfuhr vom Auslande, von Römern, Etruskern, Phöniziern, Griechen uſw. erklären zu müſſen. Wenn das nicht paſſen wollte, wurden ſie als keltiſch angeſehen. Da fand man in Friedewalde eine Goldſchmiede mit Tiegeln, Werkzeugen, Rohſtoffen und Halbfabrikaten, alſo den unwiderleglichen Beweis für die Bodenſtändigkeit der Feinſchmiedekunſt auf germaniſchem Boden.

Wenn man nicht einen überzeugenden Beweis für die Einfuhr aus fremdem Lande führen kann, dann haben wir die wiſſenſchaftliche und die vaterländiſche Pflicht, die ſämtlichen in Germanien gefundenen Erzeugniſſe des Handwerks und des Kunſtgewerbes auch als germaniſch zu bezeichnen. Dieſem Grundſatz fügt ſich die Wiſſenſchaft allmählich, und die neueren Bücher über germaniſche Vorzeit, die Bilder haben, zeigen uns die wunderbaren, von Geſchick, Geſchmack und hoher Kunſt zeugenden Werke der alten Zeit bis zurück in die Bronzezeit und jüngſte Steinzeit, ohne ſie fremden Völkern grundlos zuzuſchreiben.

Seitdem hat es auch keinen Sinn mehr, von „provinzialrömiſch“ zu ſprechen, wie es von mehreren unſerer Fundſtücke noch auf einer Tafel vom Jahre 1928 geſchieht, weil ähnliche Stücke zwar nicht in Rom, aber in der galliſchen Provinz gefunden ſind.

Aber die große, ſchöne Schöpfkelle, die auf der Tafel „römiſch“ heißt, wird jetzt von Jacob-Frieſen nicht mehr unbedingt als römiſch hingeſtellt. Nach ihm ſind weder die Verzierungen, noch iſt die Emailletechnik römiſch. Was aber die Form anlangt, ſo mag es ſein, daß ein Urtyp einer

ſolchen Kelle zuerſt in Capua aufgetaucht iſt. Aber wer weiß, ob nicht noch viel ältere Stücke in Germanien waren, und wer weiß, wo in der Tiefe irgendeiner germaniſchen Quelle das älteſte Stück ſchlummert? Denn es iſt ja nur ein winziger Prozentſatz des Vorhandenen, der gefunden wird, – und alles noch Schlummernde wiederum nur ein winziger Prozentſatz deſſen, was einſt geweſen iſt. So oder ſo, auf keinen Fall liegt auch nur der geringſte Beweis oder Anhaltspunkt vor, daß die Kelle wo anders als in Germanien hergeſtellt wurde.

Ein gerechter Ausgleich für die ideelle Beraubung der germaniſchen Kultur würde eigentlich erſt auf die Weiſe herbeigeführt werden, daß man ſich gewöhnte, alle im Auslande, ſelbſt in Rom und Athen, gefundenen Sachen, die ähnlich auch in Germanien vorkommen, zunächſt als germaniſchen Urſprungs anzuſehen! Wir wiſſen, daß das falſch iſt, aber ich ſage, daß erſt ein ſolches Verfahren einen Ausgleich herbeiführen würde für das Unrecht, welches man bisher der germaniſchen Kultur angetan hat. Ebenſowenig, wie man heute dem deutſchen Volke die Originalität abſprechen kann – es iſt ja vielmehr das größte Erfindervolk –, ebenſowenig wird ſchon auf Grund der Vererbungsgeſetze dem einſtigen germaniſchen Geiſte auf irgendeinem Gebiete die Originalität abgeſprochen werden dürfen. Das Entſetzen, von dem ohne Zweifel der deutſche Durchſchnittsmenſch bei einem ſolchen Vorſchlage ergriffen würde, wirft ein grelles Schlaglicht darauf, wie wenig wir auch heute noch von vornherein auf eine unvoreingenommene, gerechte Beurteilung der germaniſchen Kultur rechnen können. Wir leben in der Zeit der Umſchaltung; auch hier tut Umſchaltung not. Laßt uns unermüdlich den Finger auf die beſchämende Empfindungsloſigkeit für deutſche Ehrenſachen legen, ſo lange, bis auch unſere Wiſſenſchaft bis in alle Einzelfälle hinein ſich entſchließt, mit Vorurteilen und unwahren Fachausdrücken aufzuräumen, die zugleich eine Beraubung und Beleidigung der Kulturehre unſerer Vorfahren bedeuten.

Das Pyrmonter Quellenheiligtum iſt äußerlich von der modernen Kultur völlig überdeckt, ſo daß es uns ſchwer fällt, an dieſer Stelle mit den Empfindungen der Ehrfurcht vor den heiligen Stätten unſerer Vorfahren zu ſtehen. Aber der greifbare und ſichtbare Quellenfund hat dennoch ſeinen ganz außergewöhnlichen Wert darin, daß er uns beweiskräftig zu reden weiß von dem feinen denkeriſchen, um nicht zu ſagen „philoſophiſchen" Naturempfinden unſerer Vorfahren, als auch von ihrer tiefen, den Gotteskräften zugewandten Frömmigkeit und Dankbarkeit und ſchließlich von ihrem hohen kunſtgewerblichen Können.

12. Erſtaunliche Giebelfelder an den Kirchen zu Elſtertrebnitz, Schlozau und Arnau

a) Das Elſtertrebnitzer Bild

Ein wunderbares Bild! Es war nahezu unbekannt. Mir wurde das gute Lichtbild durch Herrn Wieck-Oldenburg freundlichſt überſandt (ſ. Abb. S. 212).

Der Text zu dem Bilde lautet bei dem Bearbeiter der „Bau- und Kunſtdenkmäler", Bergner, wie folgt:

„Kirche, auf der Stelle einer romaniſchen völlig neu erbaut 1840–41. Dem romaniſchen Bau gehört das bis vor kurzem über der weſtlichen Pforte eingemauerte Bogenfeld an. (Das Bogenfeld iſt im Herbſt 1891 dem Muſeum des KS.-Altertumsvereins übergeben worden.) Es zeigt in flach erhabener, derb einfacher Arbeit auf durchaus ungewöhnlich gebildetem Unterſatz das unbärtige Bruſtbild des ſchwörenden Herrn mit der durch A und O (mit Beziehung auf Offenbarung Johannes XXII, 13) gekennzeichneten heiligen Schrift, umgeben von einem Palmbaum (Lilie?) und dem Cruzifixus, ſeitlich einen eine Palme (Lilie?) darreichenden Heiligen (Märtyrer?) und eine kniende weltliche, anbetende Geſtalt; in den Ecken eine Roſette (Rad?) und einen Vogel. Mit Sicherheit vermag der Bearbeiter dieſe Geſtalten und Zeichen nicht zu deuten. Die Palmen (Lilien?) finden ſich in ähnlicher Geſtaltung auf einem Bogenfeld der Schloßkirche zu Wechſelburg (Heft XIV, S. 107). Das Bogenfeld gehört zu den älteſten und kunſtgeſchichtlich wertvollſten im Lande erhaltenen romaniſchen Kunſtwerken; wohl vom Ende des 11. Jahrhunderts." –

Der Bearbeiter der „Bau- und Kunſtdenkmäler" hat alſo dieſem Bilde ratlos gegenübergeſtanden. Erich Jung aber weiſt ſchon unter Bezugnahme auf zahlreiche Beiſpiele auf die wichtige Tatſache hin, daß das Zeichen der Lilie als etwas Dämoniſches, dem Chriſtentum Feindliches empfunden wurde und daß aus allerlei Anzeichen die vorchriſtliche Herkunft des Lilienſymbols zu ſchließen ſei. Er ſchreibt („Germaniſche Götter und Helden in chriſtlicher Zeit", S. 230f.): „Die Kerzen oder Lilien, die neben das Kreuz geſtellt ſind, haben ganz ſicher eine beſtimmte Zauberbedeutung; es erhebt ſich dieſelbe Frage wie

in Schwertsloch; bedeutet die Lilie das Licht des Himmelsgottes oder ſeine etwas verhehlte Rune?"

Auch Gorsleben bringt auf S. 178 ſeines Buches „Hochzeit der Menſchheit" das Elſtertrebnitzer Bild in kleiner Strichzeichnung und macht auf die Gleichſetzung des Lebensbaumes mit dem Kreuze aufmerkſam. Er legt Wert auf die kosmologiſche Bedeutung der Einzelheiten: „Chriſtus iſt hier der Kosmos ſelbſt, höher als Vater und Mutter." Und „das Ganze iſt eine Dreieinigkeit mit beſonderer Betonung des germaniſchen Inhalts." W. Stief[1]) iſt es gelungen, die einzelnen Gegenſtände des Bildes überzeugend zu erklären; jedoch kann ich ſeiner Auffaſſung von der Entſtehung und Bedeutung des Bildes nicht zuſtimmen.

Nachdem in dem aufgerichteten Thronſeſſel der Kreuzesabnahme an den Eggſternſteinen die einſtige Form der Irminſul und in der Lilie eine Abwandlung und Weiterbildung dieſes Symbols erkannt iſt, wird uns die ganze tiefe Bedeutung des Elſtertrebnitzer Bildwerkes offenbar. Es belehrt uns über die Weſensart eines ſchon vor Bonifatius und Karl eingedrungenen und noch ziemlich lange nachwirkenden Chriſtentums, dem die altgermaniſche Tugend der Duldſamkeit noch nicht fremd geworden war, wie im ſpäteren Mittelalter. Das Bild bedeutet die eindrückliche und erſchütternde Predigt von dem Glauben eines Künſtlers, daß Gott ſein Antlitz in allumfaſſender Gerechtigkeit denen zuwende, die ſich verehrend ihm nahen, ſowie von der Seelenverfaſſung des damaligen chriſtlichen Bauherrn, der dem Bilde einen Ehrenplatz über der Turmtür ſeines Gotteshauſes geſtattete.

Auf dieſem Bilde erhebt Gott – einerlei ob man in ihm den Allvater oder den Gottesſohn erblicken will – ſeine Segenshand nicht allein über den Anhänger des neuen Glaubens, dem der Cruzifixus als heiligſtes Sinnbild ſeiner Erlöſung gilt und der bereit iſt, Gottes Weiſungen aus der Bibel entgegenzunehmen, Gott erhebt auch ſeine Hand über den, der altgläubig an der Irminſul als einem Sinnbild der alles tragenden Gottheit feſthält und ſich ihren Segen durch irgendein ihr entgegengebrachtes Naturopfer erbittet.

Die Charakteriſierung der beiden Religionen iſt ſo eindrucksvoll wie nur möglich. Die unparteilich gleichartige Einteilung und Behandlung der

[1]) W. Stief, Heidniſche Sinnbilder an chriſtlichen Kirchen, S. 32 ff.

beiden Hälften des Bildes, vor allem aber die genau gleiche Höhe, in der das Kreuz auf der einen Seite und die Irminſul auf der anderen Seite zur Darſtellung gebracht iſt, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es ſich nicht um ein einſeitig aus chriſtlichem Geiſte heraus gewachſenes Bild handeln könne; denn in der chriſtlichen Kirche gibt es neben dem Gekreuzigten kein anderes Zeichen das mit gleicher Ehre und in gleichem Anſehen daneben geſtellt werden könnte.

Es treten weitere unmißverſtändliche Kennzeichnungen der beiden Religionen hinzu: Rechts das dem Chriſten entgegengehaltene Schriftwort ſowie die Taube als Sinnbild des heiligen Geiſtes; links das fünfteilige Sonnenrad und die keines Schriftwortes ſich bedienende Schwurhand Gottes.

Wenn uns ſo der große Grundgedanke dieſes Bildes, der geradezu auf eine Gleichberechtigung des alten und des neuen Glaubens hinausläuft, in voller Klarheit entgegentritt, ſo bleiben in kleineren Zügen noch Rätſel zu löſen übrig. Denn wir haben eine aufs ſorgfältigſte durchdachte Darſtellung vor uns, in der es nichts Bedeutungsloſes gibt. – Das merkwürdige, ebenfalls lilienähnliche Gebilde, das von dem Altgläubigen der Gottheit dargebracht wird, dürfte als Opfergabe zu deuten ſein. Auffällig iſt, daß es nur fünf Stufen ſind, die zum Himmelstor führen, anſtatt ſieben nach Heſekiel 40, 22. Es bedarf weiterer Aufhellung der germaniſchen kultiſchen Gebräuche, um zu erkennen, warum wir auf der linken Seite, aber nicht auf der rechten Seite eine – wie es ſcheint – prieſterliche Tracht ſehen. Am wenigſten braucht uns dabei der Heiligenſchein zu ſtören, da der Heiligenſchein (gloria, nimbus, aureola) nicht altchriſtlich, ſondern aus den Gebräuchen indogermaniſcher Völker (Inder, Perſer, Römer) und Ägypter erſt vom 4. Jahrhundert an durch das Chriſtentum übernommen iſt. („Servius zum Virgil Aen. II, 616: „nubes divina est enim fluidum lumen, quo deorum (II, 587 vel imperatorum) capita cinguntur, sic enim pingi solent“ Herzogs Enzyklopädie 1879, V., 713). Es iſt nicht unmöglich, daß zur Zeit der Entſtehung des Bildes der Prieſterſchmuck auf germaniſcher, nicht auf arianiſcher oder iroſchottiſcher Seite zu finden war. Hierher gehört, was uns Tacitus (Germania 43) zu berichten weiß: „Bei den Nahanarvalen wird ein Hain gezeigt, in dem religiöſe Bräuche der Vorzeit lebendig ſind; ein Prieſter in weiblicher Tracht hat den Vorſitz.“

Mit dieſer Einführung der Iroſchotten und Arianer in unſere Erwägung beſchreiten wir, wie mir ſcheint, den einzig möglichen Weg zu einer Erklärung der Bedeutung dieſes Bildes und ſeiner ideellen Entſtehungszeit. Denn als erſt ihr Geiſt durch Bonifatius-Winfried und den Weſtfrankenkönig Karl ausgetilgt war, hätte nie und nimmer noch ein Bildwerk wie dieſes entſtehen und an einer Kirche angebracht werden können.

Schon vom 4. Jahrhundert an, vielleicht noch früher, war die chriſtliche Gedankenwelt in arianiſcher Faſſung durch die Goten und dann durch die Langobarden nach Germanien gekommen. Hiernach erſchienen von Nordweſten her die von Rom unabhängigen iroſchottiſchen Boten des Chriſtentums. Von den Iroſchotten wiſſen wir es mit Beſtimmtheit, daß ſie nicht nur wegen ihrer Hingabe und ihres vorbildlichen Wandels, ſondern auch um deswillen Einlaß und freundliche Aufnahme in Germanien fanden, weil ſie es verſtanden, die gemeinſamen Urwahrheiten beider Religionen (bis hin zu einem „Baldurchriſt") aufzuweiſen und damit der altgermaniſchen Tugend der religiöſen Duldſamkeit Rechnung zu tragen. Aus einer ſolchen Gedankenwelt, und nur aus einer ſolchen, konnte das Elſtertrebnitzer Bild erwachſen.

Vom 8. Jahrhundert an wurden die zahlreichen iroſchottiſchen Kirchen Germaniens hauptſächlich infolge der ebenſo geſchickten wie gewalttätigen Wirkſamkeit Winfrieds, eines Angelſachſen, allmählich in die Oberhoheit Roms übergeführt. Die von Winfried vorgefundenen Kirchen waren zu einem Teil auch Steinkirchen, die der Bildwerke nicht ermangelten. Dieſe blieben und gingen dann auch in die nachfolgenden Bauten über, ſo daß einige bis in unſere Zeit hinübergerettet ſind. Dasſelbe gilt von den unmittelbar aus „heidniſchen" Bauwerken und Tempeln ſtammenden Bildwerken, wozu E. Jung auf K. Simrocks Worte hinweiſt (Deutſche Mythologie S. 519): „Wo chriſtliche Kirchen an die Stelle heidniſcher Tempel traten, pflegte man, was ſich von Götterbildern noch unzerſchlagen erhalten hatte, außen einzumauern, wohl um den Sieg des Chriſtentums zu veranſchaulichen." Wo Menſchen- und Tierköpfe als fratzenhaft gehalten und hinter der Kanzel angebracht waren, mußten ſie die durch die Predigt vertriebenen böſen Geiſter bedeuten. In zahlreichen Fällen finden ſich die altgermaniſchen Vorſtellungen und Mythen auch in den Ornamenten der Säulen, Taufſteine, Kanzeln uſw. und waren entweder in die chriſtlichen Vorſtellungen verwebt oder ſtellten ſich auch in verblüffender Reinheit dar, –

und zwar geſchah das noch jahrhundertelang. Bei alledem wirkte natürlich bei fortſchreitender Zeit die Unkenntnis der urſprünglichen Bedeutung der Sinnbilder mit. Infolgedeſſen war der vielleicht noch altgläubige Künſtler in der Lage, ſeine Gedanken unterzuſchieben.

Der Bearbeiter der „Bau- und Kunſtdenkmäler" meint ohne weitere Begründung, daß das Bild gegen Ende des 11. Jahrhunderts entſtanden ſei, wahrſcheinlich nur wegen des „romaniſchen" Rundbogens und aus der hoffentlich bald überwundenen Scheu, Bildwerke einer früheren germaniſchen Kunſtbetätigung zuzuſchreiben. Der Rundbogen iſt aber ein uraltes Symbol des Sonnenlaufes.[1]) Auch im übrigen ſind ſachliche Gründe für eine ſo ſpäte Datierung unerfindlich. Weder unſer kunſtgeſchichtliches Wiſſen, noch unſere Kenntniſſe über die techniſchen Fähigkeiten des frühen Mittelalters reichen hin, um etwas Beſtimmtes darüber auszuſagen, ob dieſes Bild ſchon im 6. oder erſt im 11. Jahrhundert entſtanden ſein mag. Am ſicherſten werden wir noch geführt, wenn wir es als aus der Zeit ſtammend anſehen, zu der noch in Thüringen und den jetzt oberſächſiſchen Ländern die verſöhnliche Verchriſtlichung des Arianertums und Iroſchottentums Geltung hatte.

Die große Bedeutung des Elſtertrebnitzer Bildes liegt nicht in dem unmaßgeblichen religiöſen Werturteil eines einzelnen Künſtlers der vergangenen Zeit. Es hat ſeinen hohen Wert als ein einzigartiges oder als das eindrückliche geſchichtliche Zeugnis dafür, daß es vor der ſpäteren, das ganze Mittelalter beherrſchenden altteſtamentlichen Unduldſamkeit eine Zeit gegeben hat, in der der Wettſtreit zwiſchen dem alten und dem neuen Glauben ſich auf der Plattform einer hochſinnigen Gewiſſensfreiheit abſpielte, wie ſie allein auch dem Geiſte des Urchriſtentums entſprechen würde.

b) Das Bild von Schlozau

Auf die Entdeckung des Elſtertrebnitzer Bildes mit der Irminſul iſt die Entdeckung des Giebelfeldes über der Turmtür der Kirche zu Schlozau bei Hersfeld in Heſſen gefolgt, das im Grundgedanken und in ſeiner künſtleriſchen Anordnung genau dem Elſtertrebnitzer entſpricht, aber ſtatt der Irminſul die Sonne als Wahrzeichen des alten Glaubens zeigt (ſ. Abb. S. 212).

[1]) H. Wirth ſieht darin den winterſonnwendlichen „Urbogen".

Auch in Schlozau, wo trotz ſtärkerer Verwitterung alle Hauptfiguren mit voller unmißverſtändlicher Deutlichkeit zu erkennen ſind, begegnet uns ein redendes Geſinnungszeugnis: gegenüber dem chriſtlichen Kreuz ſehen wir das Bild der achtgeteilten Sonnenſcheibe in gleichwertiger Ausprägung und Größe unter den ausgereckten Armen einer erhöhten Menſchengeſtalt, welche die Gottheit darſtellt.

Was bedeutet ſolche ſtumme Predigt? In einer ſo ausgeſtatteten Kirche ſollte – das iſt der Sinn – den beiden Religionsformen Duldſamkeit, gleiche Ehre und Anerkennung zuteil werden. Darüber beſteht kein Zweifel; und doch war es ſchon ein Nachgeben, ein Verzicht auf germaniſcher Seite, wenn man ſich die Darſtellung der ſegnenden Gottheit in Menſchengeſtalt gefallen ließ, von der man ſonſt nichts wußte und nichts wiſſen wollte. Die Vorſtellung eines menſchlichen Gottesſohnes, der verfolgt und gekreuzigt werden kann, ſollte dem germaniſchen Denken als Brücke zu den fremdartigen religiöſen Begriffen dienen. Indem das Schlozauer Bildwerk die Gottheit in einer ſofort an den Cruzifixus erinnernden Haltung darſtellt, kommt bereits das Übergewicht zum Ausdruck, das der neue über den alten Glauben in Heſſen um mehr als hundert Jahre früher gewonnen hatte, als es öſtlich der Saale der Fall war.

Aber die Erkenntnis einer uns bisher unbekannten kirchengeſchichtlichen Zeitſpanne, in der ſolche Zeugniſſe grundſätzlicher Gleichberechtigung und Duldſamkeit überhaupt möglich waren, iſt nicht das wichtigſte.

Es gibt noch immer Zweifler, die den feſtlichen Zeiten zu Oſtern, der Sonnenwenden und Weihenächte zum Trotz, zum Trotz auch der beſtimmten Nachricht von Julius Cäſar, daß die Germanen Sonne, Feuer und Mond verehrten, von einer germaniſchen Sonnenreligion nichts wiſſen wollen, ja es gibt ganze Bücher über germaniſche Religion, die dieſe Frage kaum oder überhaupt nicht in Erwägung ziehen.

Die Zweifler, die ſich weder durch alle anderen Zeugniſſe noch durch die klare Mitteilung Cäſars überzeugen ließen und an einer aus der Edda irrtümlich herausgeleſenen Vielgötterei der Germanen feſthielten, ſie werden ſchweigen und umlernen müſſen angeſichts des Schlozauer Bildes!

Deſſen Deutung läßt keinen Widerſpruch zu: das Bild wird zum ſteinernen unwiderſprechlichen Wahrheitszeugen.

Die Verwitterung hat in Schlozau das bis heute an Ort und Stelle gebliebene und wohl auch aus weicherem Sandſtein gehauene Giebelfeld unanſehnlicher gemacht als das im Muſeumskeller zu Dresden wohlverwahrte Elſtertrebnitzer Bild. Aber die ohne Beiwerk kräftig heraus-

gemeißelten drei Figuren: die Gottheit mit ausgeſtreckten Armen, unter dem linken Arm das ſchlichte, unten ein wenig abgewitterte Chriſtenkreuz, unter dem rechten Arm in gleichwertiger Größe die Sonnenſcheibe, ergeben ein Bild von eindrücklichſter Deutlichkeit, dazu noch unter dem Urbogen, der in der Mitte dasſelbe kleine gleicharmige Kreuz aufweiſt, das im Elſtertrebnitzer Bilde als gemeinſames Zeichen zu beachten iſt. Das Marterkreuz fehlt, iſt auch nicht dageweſen; aber doch iſt eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem Crucifixus beabſichtigt. Die Andeutung geſchieht jedoch gleichſam vorſichtig, behutſam, weil ein gekreuzigter Gott bei den Germanen ſicherlich das größte Hindernis der Bekehrung ſein mußte.

Das Nebeneinander beider Bilder, des von Elſtertrebnitz und des von Schlozau, die gegenſeitige Beſtätigung ihrer Bedeutung kann nicht hoch genug angeſchlagen werden. Dieſe beiden aus Stein gemeißelten, unverfälſchbaren Zeugniſſe aus der aufſchlußreichen Zeit des Kulturbruchs um 800 n. Zw., alſo des Übergangs vom alten Germanenglauben zum neuen Chriſtenglauben, bringen uns zuverläſſigere Kunde und enthalten helleres Licht über Weſen, Wert und Hochſtand des germaniſchen Geiſteslebens, als es die wortreichſten, verfälſchbaren ſchriftlichen Nachrichten tun könnten. Sie zeigen als Sinnbilder der unerforſchlichen Gottheit neben der Irminſul, in der die tiefſinnigen Gedanken der Tragſäule, des Lebensbaumes und der Lilie in einem Wahrzeichen zuſammenfließen, auch die Sonne als Lichtbringer und eindrücklichſten Offenbarer der ſchöpferiſchen Weltkräfte. Sie ſind geeignet, Licht und Linie in das weitere Suchen und Taſten nach den Grundlagen der germaniſchen Religion zu ſchaffen. Sie beſtätigen, daß das Abbild der Sonne unſeren Vorvätern als Wahrzeichen ihres Glaubens gedient hat, und ſind ein unwiderlegbares Zeugnis wider die Lüge von der germaniſchen Vielgötterei, die ſich hauptſächlich auf die Edda ſtützt.

Meiner Kritik an der bisherigen Auffaſſung und Bewertung der Edda habe ich bereits in „Germaniſche Heiligtümer" Ausdruck gegeben. In ſeinem zweibändigen Werk „Wider die Lüge von der germaniſchen Götterlehre"[1]) hat Prof. A. Schmieder mit wiſſenſchaftlicher Sorgfalt und mit dem Recht des umfaſſend ſchauenden Hiſtorikers die echten Grundlagen des Eddainhalts als Geſchichtsquelle erklärt, die es nicht mit Göttern, ſondern mit Aſen, Wanen (wan-daler), Jötun (Goten) u. a. als Geſtalten

[1]) Arno Schmieder: „Wider die Lüge von der germaniſchen Götterlehre," 1937. Hammer-Verlag, Leipzig.

der germaniſchen Ahnenwelt zu tun hat; erſt Jahrhunderte ſpäter, in chriſtlicher Zeit, hat daraus die Feder chriſtlicher Schreiber einen Götterhimmel nach dem Muſter des antiken Götterhimmels gemacht.

Natürlich hat hiermit die Tatſache nichts zu ſchaffen, daß in den letzten Jahrhunderten vor Einführung des Chriſtentums unter dem Eindringen fremder Einflüſſe das germaniſche artreine Glaubensleben ebenſo wie nach und nach ihre Träger einer gewiſſen Entartung anheimgefallen ſind, die das Aufkommen von Göttergeſtalten begünſtigte.

Im Lichte der Erkenntnis, die uns das Schlozauer Bild nahelegt, gelangt die an ſich ſchon glaubwürdigſte aller taciteiſchen Nachrichten über die Eigenart des Denkens und Empfindens der Germanen, nämlich daß es bei ihnen weder Bilder noch Tempel der unerforſchlichen Gottheit gäbe, zu überzeugender Klarheit, ja zu kraftvollem Wertinhalt.

Wenn die Sonne, die ja ſelbſt nicht die unerforſchliche Gottheit ſein kann, eine ſichtbare Offenbarung des Unerforſchlichen iſt, dann haben in ihrem Licht menſchliche Hirngeſpinſte, wie es Götterbilder wären, kein Daſeinsrecht; ihre Strahlen ſind Zeugen des Lebens und aller guten, für die Menſchen beſtimmten Gaben deſſen, der der Vater des Lichtes iſt.

c) Der Heidenſtein zu Arnau

Wir lernten aus den Bildern von Elſtertrebnitz und Schlozau,

1. daß die Schöpfer dieſer Kunſtwerke den Germanengott und den Chriſtengott nicht als etwas Verſchiedenes, ſondern als ein und dieſelbe überweltliche, zu verehrende Macht angeſehen haben;
2. daß vor dieſem einen Gott die maßgebenden Ausdrucksformen der beiden Bekenntniſſe, das Chriſtenkreuz und die Irminſul (Lilie), als gleichberechtigt aufgerichtet werden durften;
3. daß ihre Bekenner ſich ihm in ihrer eigenen Weiſe nahen und ſeines Segens gewärtig ſein durften;
4. daß es eine Zeit gegeben hat, in der chriſtliche Bauherren und Prieſter ein ſolches die Duldſamkeit predigendes Bild an einer chriſtlichen Kirche anzubringen erlaubten.

Aber die Stufe der Duldſamkeit währte nicht lange; ſie mußte weichen vor der von Rom längſt grundſätzlich gebilligten, in Germanien durch Bonifatius und den Weſtfrankenkönig Karl eingeführten gewaltſamen Bekehrungsweiſe, deren Urkunden von den Verboten und Strafen widerhallen, die gegen den volkstümlichen Glauben und Kult gerichtet waren.

Wohin die Frankenmacht reichte, waren ſolche Bilder an chriſtlichen Kirchen nicht mehr möglich.

Doch ehe die Anſprüche auf Alleinherrſchaft über den Glauben, die von Rom geſtellt wurden, in Deutſchland ſich völlig durchgeſetzt hatten, gab es eine weitere Zwiſchenſtufe, wahrſcheinlich jedoch nur in den entfernteren oſtelbiſchen Teilen des Landes, wohin die Frankenmacht nicht ſo ſchnell reichte.

Eine unmißverſtändliche Kenntnis einer ſolchen an ſich durchaus logiſchen Fortentwicklung der kirchlichen Verhältniſſe gewinnen wir ebenfalls durch ein Steindenkmal, den ſog. Heidenſtein in Arnau in Nordböhmen, nicht weit von der ſächſiſchen Grenze. Der Arnauer Heidenſtein ſagt nichts mehr von Gleichberechtigung der Irminſul mit dem Chriſtenkreuze vor Gott und verlangt die Unterſtellung aller unter das Kreuz, aber noch unter Duldung altgewohnter Formen.

Die beiden Lichtbilder des Heidenſteines – Vorderſeite und Rückſeite (vgl. Abb. S. 213) – nebſt zugehöriger Literatur verdanke ich der freundlichen Zuſendung des Herrn E. Thiel in Gablonz. Es handelt ſich um einen Stein, der ſchon vor Aufdeckung der Vorderſeite im Jahre 1926 erheblich mehr Beachtung erfahren hat, als das Giebelfeld von Elſtertrebnitz. Man hat die vielleicht einzigartige Bedeutung des Denkmals nicht verkannt, wenn es auch bei der bisher üblichen Scheu, Germaniſches auch als germaniſch anzuerkennen, zu erwarten war, daß die erſtaunlichſten Verſuche unternommen worden ſind, das Götterbild als ein „chriſtliches" Bild zu deuten. Hier muß meine Mitteilung genügen, daß es von einer Seite als Darſtellung des Jüngſten Gerichts, von anderer Seite als Darſtellung der Feierlichkeit bei der Grundſteinlegung der chriſtlichen Kapelle erklärt wurde! Der Stein hieß und heißt „Heidenſtein", zum mindeſten ein Zeugnis dafür, daß der Stein den von einer irregehenden Auffaſſung unverwirrten Beſchauern bisher etwas ganz anderes geſagt hat, als daß er die Darſtellung eines chriſtlichen Geſchehniſſes ſei.

Der in ſeiner Beweisführung natürlich durch und durch verfehlte Verſuch, das Bild zur Feier einer chriſtlichen Grundſteinlegung umzudeuten, endet dann auch in einem Bekenntnis der Vergewaltigung des Namens: „Dieſen Heidenſtein, den wir wohl richtiger in beſonders betontem Sinne ‚Chriſtenſtein' nennen müßten, ..."! (Vgl. hierzu J. Kern, Der Heidenſtein in Arnau i. B. Jahrbuch des deutſchen Rieſengebirgsvereins 1922, S. 6–16; L. Feyerabend und J. Kern zu dem gleichen Denkmal a. a. O. 1924.) Nach der Aufdeckung der Vorderſeite vor einigen Jahren jedoch iſt unſere Erklärung bereits kräftig vorbereitet. Wir leſen in einem

Mythosartikel in eben demſelben Jahrbuch des Rieſengebirgsvereins: „Dieſes Flachrelief zeigt, wie man auch ſeine Darſtellung erklären mag, eine Miſchung von germaniſchen und chriſtlichen Motiven, die für das 13. Jahrhundert in einer böhmiſchen Dekanatkirche reichlich primitiv anmuten."

Ganz richtig klingt hier auch der Zweifel durch, ob die Entſtehung dem 13. Jahrhundert zugeſchrieben werden dürfe. Denn beide Seiten des Steines zeigen ſowohl äußerliche unverkennbare Merkmale der Technik und Darſtellungsweiſe, wie ſie Jahrhunderte früher üblich war (die Menſchengeſtalten mit den großen Köpfen und abſtehenden Ohren), ſondern auch eine Ideenwelt, die nur in einer älteren Zeitſpanne erklärlich iſt. Es wird gezweifelt an der noch auf der ganzen Linie der Kulturbeurteilungen ſich zeigenden, den Nimbus größerer „Wiſſenſchaftlichkeit" beanſpruchenden Sucht gewalttätiger Spätdatierungen, d. h. ſolcher Zeitangaben, die ohne ſonſtige Gründe, geſtützt auf Fehldatierungen älterer Autoritäten und verſtrickt in das Vorurteil gegen fortgeſchrittenes Denken und Tun älterer Menſchengeſchlechter, zuſtandekommen.

Der Arnauer Heidenſtein iſt ebenſo wie das jetzt im Dresdener Muſeum befindliche Elſtertrebnitzer Bild ein Giebelfeld (Tympanon) geweſen. Die ſchadhaften Stellen und die Maße ſagen uns, daß das vorderſeitige Kreuzesbild urſprünglich in der oberen Hälfte etwas größer war, und daß von den Figuren ſelbſt durch die abſichtliche oder unabſichtliche Beſchädigung etwas verlorengegangen iſt. Mit dem Bilde des heidniſchen Götterhimmels auf der Rückſeite dagegen hat man ſich nach der Größe des bereits beſchädigten Steines gerichtet. Daraus iſt mit aller Sicherheit auf die nur wenig ſpätere Entſtehung des rückſeitigen Götterbildes zu ſchließen, wozu, wie wir ſehen werden, auch innere Gründe hinzutreten.

Das urſprüngliche ältere Vorderbild (Abb. S. 213) iſt das wohlgelungene, äſthetiſch anſprechende Werk eines feinſinnigen Künſtlers, der die in einem Giebelfelde ſtets ſchwierige Aufgabe der Raumverteilung aufs trefflichſte gelöſt hat. Das Götterbild der Rückſeite (Abb. S. 213) dagegen verrät durchweg eine ungeübte Hand, die, ohne durchdachten Plan arbeitend, ſich in den Größenverhältniſſen von vorneherein vergriffen hat. Er klemmte dann die Geſtalten, die er zur Erfüllung der Zwölfzahl noch aufs Bild zu bringen hatte, in freie Plätze und Ecken; auch bei den Einzelfiguren, beſonders den Tiergeſtalten, und bei der Anbringung der Symbole zeigt ſich überall das unkünſtleriſche Auge und die Ungeſchicklichkeit. Es muß beachtet werden, daß der Maßſtab der beiden Bilder nicht ganz der gleiche iſt, da die Aufnahme in etwas verſchiedener Entfernung vor ſich gehen mußte.

Auf die Würdigung und Duldung des vorderſeitigen, den Cruciſixus darſtellenden Bildes wirft die Geſchichte des Steines ein eigenartiges Licht: Es iſt etwas ganz Ungewöhnliches, daß eine Darſtellung des Gekreuzigten nicht nur ihre Anerkennung verlor, ſondern zum Ärgernis diente. Sie ſollte den Blicken der Gemeinde entzogen werden, wurde mit Verputz überdeckt, und man erſetzte ſie durch eine auf der Rückſeite angebrachte Darſtellung des heidniſchen Götterhimmels, – wie auch ſonſt in alten Kirchen Teufelsfratzen, Karikaturen und Tiergeſtalten, die mit dem alten Glauben zuſammenhängen, zu finden ſind.

Über dem uralten Südportal der Kilianskirche in Lügde (älteſter Teil 786 durch Karl erbaut) erblickte ich als einzige Zier des freien Giebelfeldes in der Größe von etwa 20 Zentimeter die Darſtellung des Sonnengottes als Fratze mit Eſelsohren und heraushängender Zunge. Es gibt auch ſonſt Ornamente, beſonders an Säulen, mit ganz unchriſtlichen Tiermotiven, wodurch altgermaniſche Mythen in oft tadelloſem Zuſammenhange zur Darſtellung kommen. Aber alle dieſe Erſcheinungen werden weit überflügelt von dem umfangreichen, geſchloſſenen und rückſichtslos in die Augen ſpringenden Götterbilde des Heidenſteines.

Die Verdeckung der Vorderſeite hat wahrſcheinlich Jahrhunderte gedauert, bis man bei Erneuerungsarbeiten der Kirche das Bild frei machte.

Die erſte aus dem Vergleich beider Seiten zu gewinnende Erkenntnis iſt, daß die Bilder der Vorder- und Rückſeite ungefähr aus der gleichen Zeit ſtammen, weil die Technik und die überaus charakteriſtiſche Menſchengeſtaltung haarſcharf dieſelbe iſt. Nachdem wir uns von dieſer wichtigen Tatſache überzeugt haben, betrachten wir die Einzelheiten, zunächſt auf dem Kreuzigungsbilde.

Eine ganz beſondere Rolle ſpielt dabei die Haltung der Arme und Hände. Ihre betonte Unterſchiedlichkeit bei den beiden unter dem Kreuzesbalken befindlichen Andächtigen, die wir beide als männlichen Geſchlechts (ſitzend?) anſehen müſſen, kann gar nicht überſehen werden. Rechts (vom Beſchauer) haben wir eine unzweifelhaft chriſtliche Gebetshaltung: die Hände ſind aufeinander, aneinander oder ineinander gelegt. Links eine für Chriſten ganz unmögliche Gebärde: die eine Hand auf die Bruſt, die andere auf den Leib gelegt! Warum iſt dieſer Unterſchied gemacht, der uns ſo auffällig vorgeführt wird?

Eine weitere merkwürdige, vielleicht noch aufklärbare Unterſcheidung der beiden Hälften des Tympanons iſt, daß das vom Chriſtentum aus dem Germanentum übernommene Symbol des Fiſches auf der linken Seite

als ein Fiſch, auf der anderen aber als zwei Fiſche zum Ausdruck kommt. Ferner iſt die Tatſache beachtenswert, daß ſich neben dem Andächtigen linker Seite der Lebensbaum unter dem Kreuzesbalken, alſo hier auf Erden befindet, während die Früchte und Blätter des Lebensbaumes auf der rechten Seite über dem Kreuzesbalken, alſo im Himmel ihren Platz gefunden haben. Im germaniſchen Mythos entſpricht der Lebensbaum dem wieder ſichtbar werdenden Bogen des neuen Lichts, während der niedrigſte Bogen durch die Schlange verſinnbildlicht wird, die hier zur Rechten auf dem Bilde über dem Wappen erſcheint. (Siehe Germ. 1933, S. 122.)

Die beiden großen Wappenſchilder gehören unzweifelhaft den kirchenbauenden adeligen Familien an, und zwar links wahrſcheinlich der Familie Berka von Dauba, die heute den gekreuzten Doppelpfeil in nahezu gleicher Ausführung hat, wie auf unſerem Bilde, rechts vielleicht der Familie von Haſenburg mit Haſen und Eber.

Wenn wir an dieſe Merkmale im übrigen nur ſehr vorſichtig die eine oder andere Vermutung knüpfen dürfen, ſo ſcheint uns die obige Frage nach der Bedeutung der mit ſtarker Betonung unterſchiedenen Gebetshaltung der beiden Männer zu einer wichtigen Entſcheidung bei der Erklärung der Bilder zu führen, weil durch ſie der deutliche innere Zuſammenhang des Mannes links unter dem Kreuze mit der auf der anderen Seite des Steines zur Darſtellung gelangten germaniſch-heidniſchen Götter- und Glaubenswelt hergeſtellt wird!

Ebenſo wie auf dem Kreuzesbilde ſagt uns auf dem Götterbilde das Antlitz der vielen auf das Giebelfeld gezwängten Geſtalten nichts, oder nahezu nichts. Auch ſonſt ſuchen wir faſt vergeblich an dieſen ſtarren Figuren nach einem Ausdruck deſſen, was die Schar denkt, fühlt oder will. Nur das eine lebendige Zeichen innerer Anteilnahme, welches faſt wie ein Merkmal der Zugehörigkeit zu dieſer einheitlichen Verſammlung wirkt, ſpringt in die Augen bei allen, die ſich uns unverdeckt zeigen: das iſt die Haltung der Arme und Hände.

Es iſt im ganzen eine Zwölfzahl, entſprechend der Zahl der Aſen, wie ſie die chriſtlichen Deuter nach römiſchem Muſter erdichtet hatten. Der durch eine Strahlenkrone gekennzeichnete Sonnengott ſcheint, wie auf der Darſtellung in Lügde die Zunge auszuſtrecken, entſprechend dem beabſichtigten Zweck des Bildes. Bei ſechs von den acht unverdeckten Geſtalten ſehen wir die Hände getrennt voneinander entweder in gleicher Höhe auf der Bruſt oder die eine Hand tiefer – ſo wie bei dem Manne unter dem linken Kreuzesbalken – aufs ſchärfſte von dem chriſtlichen Gebrauch unterſchieden.

Bei den zwei übrigen Perſonen müßte eine örtliche Unterſuchung entſcheiden, ob es richtig iſt, daß ſie mit gekreuzten Armen die Hände vor die Schultern legen, wie es ſich bei einer der Hände zu zeigen ſcheint.

Auf jeden Fall bedeutet die Arm- und Händehaltung eine beabſichtigte Charakteriſierung, woraus wiederum die Zugehörigkeit des ebenſo charakteriſierten einen Mannes unter dem Kreuze zu dieſer Geſellſchaft geſchloſſen werden muß! Damit aber wird uns die Richtigkeit unſerer Löſung des Heidenſtein-Rätſels beſtätigt: Das im übrigen einwandfreie und dazu der Zeit entſprechend ſchöne Kreuzesbild des Heidenſteines iſt gegen Ende der iroſchottiſchen Einflüſſe, alſo in Anſehung des Ortes wahrſcheinlich im 9., aber ſpäteſtens im 10. Jahrhundert entſtanden. Denn es enthält noch die augenfällig gepredigte Lehre, daß man auch unter Beibehaltung alter frommer Glaubensgewohnheiten unter dem Kreuze Chriſti Erlöſung ſuchen dürfe.

Dieſe Duldſamkeit widerſprach ſpäter aufs ſchroffſte der in der Kirche zur Herrſchaft gelangten Lehre, daß aus dem alten Glauben ſtammende Frömmigkeit und Sitte nichts anderes ſei als Teufelswerk, von dem man ſich abwenden müſſe, wenn man ſelig werden wolle.

Dies war der ausſchlaggebende Grund dafür, daß einer der Nachfolger des duldſamen Prieſters das Bild überdecken und auf die Rückſeite eben desſelben Steines, deſſen Bogen bei der Herausnahme beſchädigt und etwas kleiner geworden iſt, durch einen Handwerker ſeiner Gemeinde ein anderes Bild meißeln ließ. Es ſollte umgekehrt deutlich zum Ausdruck bringen, daß die unvorſchriftsmäßige Armhaltung ja eine Gewohnheit der Götzen ſei, denen ein Chriſt abgeſchworen habe oder abſchwören müſſe.

Der Verfertiger gab der Götzenverſammlung zu ihrer Charakteriſierung außer der Armhaltung allerlei Attribute bei, Drachen und ſchlimm ausſehendes Getier, Axt und Sonnenrad und Sterne, und nicht zu vergeſſen ein Pferd, das wohl überall noch wegen der beliebten Opfermahle als ein zum Götzendienſt gehöriges Tier angeſehen wurde, – das alles ungeordnet und wirr, wie es gerade im Kopfe des Handwerkers vorhanden war. Die Dürftigkeit und unbeabſichtigte Karikatur ſchadete jedenfalls dem abſchreckenden Zwecke nichts. Das Bild wird ſeine Wirkung auf die Gemeinde nicht verfehlt haben; es hat jedenfalls nicht lange gedauert, bis der Prieſter zu ſeiner Befriedigung beobachten konnte, daß kein Kirchenbeſucher mehr die Hände getrennt auf Bruſt und Leib hielt.

Dieſer Hergang leuchtet als zeitentſprechend und pſychologiſch richtig ein, wenn wir an unſerem Geiſte einmal die äußere und innere Umſtellung

vorüberziehen lassen, die im Bekehrungszeitalter vor sich gegangen sein muß.

Es wäre – leider – ein sich wenig lohnender Versuch, die einzelnen Asen auseinanderhalten und eine mythologische Ernte halten zu wollen. Abgesehen von dem deutlich bezeichneten Sonnengott (Baldur?) scheinen wir in der kleinsten der drei Hauptgestalten Freya erkennen zu sollen, wegen ihrer etwas längeren Kleidung – alle Personen müssen als bekleidet angesehen werden – und wegen ihres Kopf- und Haarschmucks. Nach Kern-Leitmeritz[1]) ist am Original ein Scheitel zu erkennen und darüber eine Art Königskrone im Stil des 9. Jahrhunderts. Diese Zeitbestimmung stimmt mit unserer Auffassung von der Entstehungszeit zusammen, wie auch alle sonstigen Merkmale: Technik, Kunst und Lebensgewohnheiten und vor allem natürlich die glaubensgeschichtlichen Anzeichen.

Wenn die Figur neben dem Drachen nicht (wie einer der alten Erklärer will, der den Drachen zur Kuh macht) ein Bischof sein kann, sondern Freya, die Vorgängerin der Maria (auch = Ostera) ist, dann mögen die beiden anderen Großen daneben als Wodan und Donar gelten. Aber das merkwürdige Instrument in der Hand des einen ist keine Art (Wünschelrute?). Diese haben wir vielmehr in der Riesenwaffe, die links hoch aufgerichtet steht. Es ist eine Artform, die auch von Hermann Wirth (Urschrift der Menschheit, Tafel 325, Abb. 10, 15 und 17) als kultische Form vorgeführt wird. Desgleichen wird der Torbogen als kultisches Sinnzeichen des Himmelsbogens von Wirth herausgestellt; was der Balken darin bedeutet, wissen wir nicht. Merkwürdig sind die hier und da angebrachten Fische und Vogelköpfe, von denen einer auch eine Schwurhand mit eingeschlagenem Daumen sein kann.

In seinem Schlußwort gibt Kern, der Erklärer des Heidensteines als Jüngstes Gericht, zu: „Der Bildinhalt, zumindest in seinem heidnischen Teil, ist, wenn unsere Deutung zutrifft, dem germanischen Heidentume entnommen. Da man nun doch wohl annehmen muß, daß dieses Bildwerk den Gläubigen, für die es als wirksames aneiferndes und abschreckendes Erziehungsmittel zugleich bestimmt war, auch verständlich sein mußte, so darf man folgerichtig auch annehmen, daß diese Bevölkerung vordem selbst den gleichen Götterglauben besaß."

Im Unterschiede von Kern, der die durch das verdeckte Christusbild einem Erklärer dargebotene Hilfsstellung noch nicht kannte, finden wir in

[1]) Jahrbuch des Riesengebirgsvereins 1924.

dem Götterbilde auch nicht einen Hauch aus der chriſtlichen Ideenwelt; aber richtig iſt, daß ſich das Abſchreckende dieſes Bildes aufs Ganze beziehen ſollte: hinweg von dem alten Glauben in jeder Beziehung! Durch das Bild ſollte denen, die noch nicht ganz befeſtigt waren, beigebracht werden, was ſie bisher ſelbſt noch gar nicht gewußt hatten, daß ſie und ihre Väter Menſchen zu Göttern gemacht und angebetet hätten. Wenn die Arnauer in ſpätgermaniſcher Zeit wirklich Götterbilder gehabt haben ſollten, was wir keineswegs von allen germaniſchen Stämmen wiſſen, ſo hatten es die nicht ganz Blöden doch höchſtens umgekehrt gemeint: ſie ſtellten ſich göttliche Kräfte und Weſen auch wohl wie Menſchen vor, – wie es ja Engelsbilder gibt und wie große Künſtler ſelbſt Bilder von Gottvater gemacht haben, und wie jede Darſtellung der Chriſtusgeſtalt ein der Lehre ganz entſprechendes Tun iſt – von den Heiligenbildern ganz zu ſchweigen. Wird mit beredter Zunge jemandem umſtändlich und unentwegt eine Schuld vorgehalten, dann glaubt er ſchließlich ſelbſt daran, wenn er einen ſchlichten, gehorſamen Geiſt hat!

Abgeſehen von Gewalt und Druck war dieſes Bekehrungsmittel, bei dem die Gefahr abſichtlicher Herabſetzung des Alten und übertriebener Verherrlichung des Neuen kaum zu vermeiden war, immerhin noch erträglich neben anderen damals üblichen Überredungskünſten, zu denen die Entfachung des Vertrauens auf die Wunderkraft der Heiligengebeine gehört.

Als ſittlich berechtigt kann, was das religiöſe Gebiet anlangt, von uns nur eine Bekehrungsweiſe anerkannt werden. Sie muß ſich darauf beſchränken, das wirklich oder vermeintlich Wertvollere überzeugend herauszuſtellen und eben dadurch das Morſche des alten Glaubens einem natürlichen Verſinken zu überlaſſen.

Wenn zu alten Wahrheiten neue Wahrheiten hinzutreten, befreiend, erhebend oder fördernd, und ſich mit ihnen zu innerer Einheit verbinden, ſo wird ein ſolcher Vorgang auf allen Gebieten des Wiſſens und Lebens als Fortſchritt und Wohltat angeſehen. Dieſer Vorgang wird auch auf religiöſem Gebiete von der chriſtlichen Kirche anerkannt und geprieſen, ſofern es ſich um den Fortſchritt vom Alten Teſtamente des jüdiſchen Volkes zum Neuen Teſtamente handelt. Aber es iſt zum Verhängnis geworden, daß vor allem die römiſche Kirche im Intereſſe ihrer äußeren Macht und Einheitlichkeit einen ſolchen Aufbau auf Gegebenes als Synkretismus (Religionsvermiſchung) geſchmäht und mit allen Mitteln verfolgt hat, ſofern ſich der Aufbau nicht auf das Alte Teſtament des jüdiſchen

Volkes, ſondern auf das Alte Teſtament anderer Völker, vor allem des germaniſchen Volkes bezog.

Es iſt nicht unſere, ſondern die Aufgabe der chriſtlichen Theologie, aus geſchichtlichen Irrungen der Kirche die Lehren für Gegenwart und Zukunft zu ziehen und damit einen Weg zuzubereiten, auf dem es eine Befreiung aus religiöſer Not und einen Aufſtieg zu Hochzielen der Wahrheit gibt. Dabei bleibt es ſelbſtverſtändlich von erheblicher Bedeutung, daß es auf germaniſcher Seite alte zuſammenhängende Schriften nicht gibt, in denen religiöſe Wahrheitsmomente aus Urzeiten der Menſchheit aufbewahrt ſind; denn den älteſten Urkunden kann und muß in angemeſſenen Grenzen ein hoher Wert zugemeſſen werden. Es iſt der Wert der Unmittelbarkeit, weil ſie mehr als in ſpäterer Zeit als ein Beſtandteil eines weſensmäßigen (nicht kulturlich entſtandenen) Ideenerbgutes angeſehen werden können. Dem Mangel auf germaniſcher Seite ſteht das Vorhandenſein der älteſten vediſchen und bibliſchen Schriften gegenüber, in denen nach ſolchem Ideenerbgut geforſcht werden kann. Die aufgedeckten Spuren können nur dahin führen, wo die – nordiſchen – Urgefilde des menſchlichen Geiſtes ſind, an deren Vorhandenſein ſchwerlich zu zweifeln iſt.

Unſere Aufgabe bezieht ſich auf unſere Vorfahren, auf die Frage, in welchen Bahnen ſich im Germanentum der Urſtrom des Geiſtes durch die ungemeſſenen Zeiträume hindurch bis zur geſchichtlichen Zeit ergoſſen hat. Dazu iſt jeder kleinſte Lichtſtrahl förderlich, der uns von irgendeiner Seite über Weſen und Entwicklung des germaniſchen Glaubens zukommt.

Der Arnauer Heidenſtein bringt Beiträge zur Wiedererkennung germaniſchen Geiſtes und Glaubens. Es iſt eine kleine, und doch keine wertloſe Erkenntnis, was wir über die äußerlichen Gebärden der Andacht lernen und den Wert, den man in der Bekehrungszeit auf ſolche Unterſcheidungen legte. Aber weitaus wichtiger iſt die uns bisher durch keine Kirchengeſchichte vermittelte, nun aber in glücklicher Weiſe durch mehrere Steinbilder – Elſtertrebnitz und Arnau – gebrachte Kenntnis von religiöſen Zwiſchenſtufen im Bekehrungszeitalter, die zwar örtlich beſchränkt und zeitlich nur ſehr kurz geweſen ſind, deren erfreuliche Eigenart aber ein „Etwas" im germaniſchen Gottglauben aufweiſen, das in jenen Zeiten die Grundlage für einen gemeinſamen Gottglauben bot.

Dieſes „Etwas" dürfte das Kleinod ſein, nach dem wir in letzter Linie ausſchauen – der wertvollſte Gewinn aus der Arbeit zur Wiedererkennung germaniſchen Geiſtes und Glaubens.

13. Die Grundbedeutung der Wallburgen

In der deutſchen Landſchaft findet ſich teils gut erhalten, teils in mehr oder weniger anſehnlichen Reſten eine ſehr große Zahl germaniſcher Burgen, die man auf mehr als 2000 geſchätzt hat. Die Burgen bilden einen ſo wichtigen Teil alles deſſen, was uns als greifbare Hinterlaſſenſchaft der Kultur unſerer Vorfahren übriggeblieben iſt, daß ſie Anſpruch auf weit höhere Beachtung haben, als ihnen bis in neueſte Zeit zuteil geworden iſt.

Für uns, die wir die Entſchleierung der germaniſchen Vergangenheit als eine der bedeutſamſten Aufgaben der inneren Erneuerung unſeres Volkes anſehen, fragt es ſich, ob nicht die unbefriedigende Würdigung eines ſo großen Teiles der kleinen und darum um ſo koſtbareren Erbſchaft aus Vorväterzeit auch hier auf unzutreffende Vorausſetzungen und eine nicht mehr zureichende Methode der Germanenkunde zurückzuführen iſt.

Unter germaniſcher Burg wird gemäß der urſprünglichen Wortbedeutung jeder ausgeſonderte, bergende, umwallte Platz verſtanden, alſo die große Volksburg wie der kleinſte Ringwall.

Wir haben Ringwälle von den unſcheinbaren, über den Waldboden kaum noch zu verfolgenden Erhöhungen, mit oder ohne erkennbaren Graben, mit kleinem oder großem Innenraum – bis zu den gewaltigſten Erd- und Steinwerken. Auch dieſe gibt es mit und ohne Gräben und Steilſeiten, auch hier haben wir Innenräume von jeder Größe. Kurz, es iſt jedes Verhältnis der Außmaße von Umhegung zum Innenraum vertreten.

Die meiſt abgerundete geometriſche Figur iſt oft keineswegs auf möglichſte Kürze der Umfaſſung eines zum Aufenthalt und zur Verteidigung geeigneten überſichtlichen Geländes geſchaffen, ſondern ſetzt uns nicht ſelten in Erſtaunen über den Mangel an Eignung der ganzen Anlage als Wohnplatz oder für einen kriegeriſchen Zweck. Es gehört zu dem Begriff einer germaniſchen Burg, daß ihr Inneres keine Anzeichen einer Dauerbewohnung während der germaniſchen Zeit ſelbſt, d. h. vor 800 n. Zw., aufweiſt. Die Plätze ſind urſprünglich unter anderen Geſichtspunkten ausgewählt und dann auch in ſpäterer Zeit wohl nur unter dem Druck beſonderer Umſtände ſiedleriſch benutzt. Daß die von den Römern zerſtörte Hauptſtadt der Chatten, Mattium, eine Ausnahme von dieſer Kennzeichnung einer germaniſchen Burg gemacht hätte, d. h. daß

die von Schuchhardt und Hofmeiſter in der Altenburg bei Niedenſtein feſtgeſtellten Siedlungsverhältniſſe ſich auf die von den Römern verbrannte Chattenhauptſtadt bezögen, auch daß letztere an Stelle des jetzigen kleinen Dorfes Metze gelegen habe, muß ich nach eingehender Forſchung an Ort und Stelle verneinen. Die Chattenhauptſtadt wird am Fuße des Gudensberges = Wodansberges gelegen haben in ununterbrochenem Daſein bis zum heutigen Städtchen Gudensberg, einerlei, ob das nahe gelegene Dörfchen Metze gleich Mattium und die Niederbrennung der chattiſchen Hauptſtadt Wahrheit oder Prahlerei iſt. Dazu ſei an dieſer Stelle ſchon bemerkt, daß Mattium in den Römerkriegen keine aktive, ſondern eine höchſt paſſive Rolle geſpielt hat.

Die germaniſchen Burgen haben im allgemeinen früher wenig Beachtung gefunden. Sie liegen zwar nicht abſichtlich verſteckt oder unzugänglich – eher umgekehrt auf hervortretenden Bergnaſen und ragenden Gipfeln der gebirgigen Gegenden und bei flachem oder welligem Gelände auf natürlichen oder künſtlichen Erhöhungen. Es fehlt auch keineswegs eine oft recht lebhafte alte Zuwegung. Aber ſie liegen meiſt im Walde und ſind ſelbſt dem ſuchenden Auge nicht ſelten unauffällig, zumal wenn Unterholz vorhanden iſt. Ein Ringwall muß ſchon zu der Gruppe der anſehnlichen Erdwerke gehören, ehe er auch nur von der umwohnenden Bevölkerung gekannt und mit einem Namen bedacht iſt, während mittlere und kleine Wallburgen oder kleine Wallburgreſte in den Wäldern noch immer „entdeckt" werden können.

Auch in der Wiſſenſchaft ſpielten die Wallburgen bisher im Vergleich zu den Grab- und Siedlungsſtätten nur eine recht geringe Rolle. Das zeitweiſe ſich regende Intereſſe erlahmte meiſt nach einigen Grabungsverſuchen, wenn der Spaten kein oder nur ein geringes, wenig Aufſchluß gebendes Fundmaterial zutage förderte.

Die Schwierigkeit, Ausſichtsloſigkeit und Koſtſpieligkeit ſolcher Grabungen beruht vor allem auf der Größe der zu unterſuchenden Umwallung und des Flächeninhalts. Die Größe überbietet auch noch bei den kleinſten Ringwällen die Größe der üblichen Grabungsobjekte unſerer Vorgeſchichtler. Ferner bietet ſich im allgemeinen keine für die Grabung ausſichtsreiche Anfangsſtelle, während bei Gräbern jeder Kundige genau weiß, wo er den Spaten zielſicher anzuſetzen hat, und für die Aufdeckung einer Siedlung niemals ein beſonderer, auf beſtimmte Stellen hinweiſender Anlaß zu fehlen pflegt. Dazu kommt obendrein, daß normalerweiſe jede Öffnung eines Grabes, auch ohne Funde, irgend

einen greifbaren Aufſchluß bringt und jede Siedlungsgrabung wenigſtens einen Hausgrundriß aufdeckt. Dagegen müſſen alle ohne beſondere Anhaltspunkte unternommenen Verſuche, durch Grabung in oder an einem Ringwalle außer der Profilierung der Wälle eine Bereicherung unſerer Kenntniſſe zu erzielen, von vornherein mit Ergebnisloſigkeit rechnen. Zufällig Verlorenes läßt ſich wie über der Erde, ſo auch unter der Erde nur durch Glückszufall finden. Anhaltspunkte innerhalb der Umwallungen können Gräber und Waſſerſtellen ſein. In der Milſeburg im Fuldaiſchen, der Steinsburg bei Römhild, der Altenburg bei Niedenſtein, der Kaacksburg in Holſtein, der Gehrdener Burg bei Hannover, der Glauburg in Oberheſſen u. a. waren erhebliche Vorherkenntniſſe und Anzeichen vorhanden, die den Spatenforſcher ermunterten.

Die germaniſchen Wallburgen gelten im allgemeinen ſowohl in der Wiſſenſchaft als auch im Volk, ohne daß man Unterſchiede macht, als Befeſtigungswerke, in denen einem vordringenden Feinde Widerſtand geleiſtet werden ſollte. Mit Vorliebe werden ſie auch „Fluchtburgen" genannt, in dem Gedanken, daß man einſt mit den Familien und der wichtigſten Habe in kriegeriſcher Notzeit dort Zuflucht geſucht habe. Schon mehrfach ſind gegen dieſe Anſchauung Bedenken aufgetaucht infolge in die Augen ſpringender Ungeeignetheit der Plätze für einen kriegeriſchen Zweck (Hölzermann, Happel, Vug, Schuchhardt, Hofmeiſter, Ebhardt). Beſonders gegen Ende vorigen Jahrhunderts gewann der Gedanke an einen kultiſchen Zweck Anhänger, hat ſich aber doch nur in Ausnahmefällen durchſetzen können.

Meine mehrjährigen Beobachtungen und Unterſuchungen haben ergeben, daß wir der Wahrheit näher ſind, wenn wir umgekehrt die Mehrzahl der germaniſchen Burgen als die Wald- und Bergheiligtümer unſerer germaniſchen Vorfahren anſehen. Es wird keine Bauernſchaft in ganz Germanien gegeben haben, die nicht außer dem Dingplatz ihres Dorfes das Recht an einem heiligen Hain mit geweihter Wallburg gehabt hätte. Nach Tacitus kann es über das Vorhandenſein und die hohe Bedeutung ſolcher heiligen Stätten keinen Zweifel geben. Da ſie nicht von der Erdoberfläche verſchwunden ſind, ſo iſt ſchlechterdings nicht einzuſehen, warum wir ſie nicht auf Grund noch vorhandener und zuſammenſtimmender Anzeichen wenigſtens zu einem Teile in unſerer Landſchaft wiederfinden ſollten! Unſere Unkenntnis dürfte lediglich auf denſelben Gründen beruhen, aus denen ſich auch ſonſt die Vernachläſſigung aller Fragen der germaniſchen Geiſteskultur ergeben hat.

Machen wir uns von den gewohnten und vorgefaßten Meinungen frei, ſo ſteht, wie mir ſcheint, eine Löſung der Burgenfrage in Ausſicht, die eine weſentliche Bereinigung und Bereicherung unſeres Bildes vom germaniſchen Volksleben bringen wird.

Bei dem vorliegenden Verſuch einer Klärung der Burgenfrage handelt es ſich um keine ſcharf durchzuführende Trennung des kultiſchen und des kriegeriſchen Zweckes. Es gibt genug Burgen, bei denen wir am richtigſten eine Verbindung beider Zwecke annehmen, und zwar nicht um deswillen, weil jede wallartige Bodenerhöhung einer Anzahl von Kriegern Deckung gewähren oder ihnen zur Vorbereitung eines Angriffes dienen kann, ſondern weil ſich beide Zwecke auch ſonſt noch ſachlich überſchneiden. Denn einerſeits ſollen natürlich geweihte Stätten auch vor Entweihung durch einen Feind geſchützt werden; andererſeits konnte der Glaube, an geweihter Stätte noch mehr göttlichen Schutz und Beiſtand im Kampfe zu gewinnen, dahin wirken, daß dieſe Stätten auch trotz mangelnder Eignung als Verteidigungswerke zu dienen hatten. Ja, der Gedanke, eine heilige Stätte könne eine Freiſtätte vor der Wut des Feindes ſein, mag ebenſo auf germaniſchem Boden wie in den ſüdlichen Ländern in der Not zur Kultſtätte hingezogen haben.

Ich betone, daß meine Darlegungen lediglich den kultiſchen Grundcharakter der überwiegenden Zahl der germaniſchen Burgen aufweiſen ſollen.

Es iſt eine überaus auffällige und wichtige Tatſache, daß trotz der geſchilderten Erforſchungsſchwierigkeiten unter den Fachgelehrten kaum eine Meinungsverſchiedenheit über den Begriff einer germaniſchen Volksburg und eines germaniſchen Ringwalles im Unterſchiede von „mittelalterlichen“ Anlagen obwaltet. Dabei iſt als Grenze zwiſchen dem eigentlichen deutſchen Mittelalter und dem germaniſchen Altertum das Jahr 800 n. Zw. anzunehmen – eine Zeitgrenze, die auch für die ſämtlichen anderen Fragen der germaniſch-deutſchen Geſchichtsſchreibung als die allein ſachlich ausreichend begründete angeſetzt werden ſollte.

Die Einmütigkeit in der Anerkennung des germaniſchen Urſprungs beruht auf der verblüffenden Erſcheinung, daß die Anlage germaniſcher Wallburgen mit ihren charakteriſtiſchen Eigenſchaften um das Jahr 800, alſo gleichzeitig mit der in Germanien zur Durchführung gelangenden Chriſtianiſierung, plötzlich aufhört, daß dagegen von da ab die mittelalterlichen Burgen mit ihren ebenfalls ganz charakteriſtiſchen Eigenſchaften als befeſtigte Wohnſitze auf den Plan treten.

Zunächſt ſind es nur Herrenburgen, neben die in der Weiterentwicklung Volksſchutzburgen und befeſtigte Städte aufkommen. Sie zeigen ſämtlich außer beſten Verteidigungseinrichtungen, möglichſt mit Mauer, Wall und Graben, die notwendigen Wohnhäuſer, Stallungen und Vorratsräume, ſowie vor allen Dingen auch für den Belagerungsfall ausreichendes Waſſer; wo kein Fluß oder ausreichendes Quellwaſſer iſt, in Brunnen oder Ziſternen.

Daß die germaniſche Volksburg in dieſen Hinſichten eine den Ernſtfall vorausſetzende vernünftige Fürſorge vermiſſen läßt, muß den ſtärkſten Zweifel erwecken, ob urſprünglich und in der Folgezeit der Verteidigungszweck, d. h. der Gedanke, bei einer Belagerung nachhaltigen Widerſtand leiſten zu wollen, eine Rolle geſpielt hat. Die kleinen Quellen auf Bergeshöhe konnten, auch wenn wir für die alte Zeit größeren Waſſerreichtum annehmen, einer kriegeriſchen Beſatzung in keiner Weiſe genügen.

Der Begriff und Name einer „Fluchtburg" muß für die durchſchnittliche germaniſche Burg überhaupt abgelehnt werden – ſchließt er doch die Aufnahme der Frauen, Kinder, Alten und Kranken nebſt Vieh in ſich. Furchtbar iſt der Gedanke an das Elend, das für die Flüchtlinge nach wenigen Stunden beginnen mußte, wenn ſie törichterweiſe in einer ſolchen Burg Zuflucht geſucht hatten!

Die mittelalterlichen Burgen, wie ſie ſeit dem Jahre 864 urkundlich bezeugt ſind (vgl. Fuldaer Geſchichtsblätter 91 und 145), entſtanden auf Grund der ſeit Karls Landverteilung aufgekommenen Gegenſätze zwiſchen Herren und Bauern. Es kam zur Zertrümmerung der Volksgemeinſchaft und zu einem andauernden inneren Kampfzuſtande, zu Fauſtrecht, unzähligen Kleinkriegen und Raubrittertum. Schon Karl der Kahle ſah ſich zu dem – vergeblichen – Verbot des Baues von Burgen veranlaßt, weil ſie ſich ſofort als Volks- und Staatsplage erwieſen. Die Unbotmäßigkeit der ſich ſicher fühlenden Beſitzer ließ je länger je weniger zentrale Ordnungsgewalten aufkommen und züchtete die tauſend kleinen und kleinſten Souveräne auf deutſchem Boden. So wirkte ſich das Unheil der Landverteilung durch Karl und ſeine Nachfolger aus. Es iſt grauſig, die Urkunden jener Jahrhunderte zu leſen, die zu 99 v. H. von Landverſchenkungen an Klöſter uſw. und von den ſich anſchließenden Streitigkeiten handeln. Wie es zu Ende des Mittelalters um die Sicherheit im Lande ſtand, geht aus der Klage Ulrichs v. Hutten hervor: „Wir dürfen uns nicht zwei Ackerlängen von der Burg entfernen, ohne von Kopf bis zu Füßen bewaffnet zu ſein."

Mit dem Weſen oder beſſer Unweſen der mittelalterlichen Burgen, ihrer Anlage und ihrem Gebrauch hat die Anlage und der Zweck der germaniſchen Burgen wenig gemein. –

Als ſchwerwiegender Grund gegen die bisherige Beurteilung der innergermaniſchen Wallburgen als kriegeriſche Anlagen kommt hinzu, daß auch die rein militäriſch-taktiſchen Anforderungen des Kampfes in mehrfacher Beziehung unerfüllt oder zum mindeſten vernachläſſigt ſind. Hierin folge ich dem Urteil der militäriſchen Sachverſtändigen. –

Wir wollen davon abſehen, daß die germaniſchen Burgen, als Feſtung angeſehen, oft eine ganz unverſtändliche Lage haben; denn darüber kann ſich ein ganz unentſcheidbarer Meinungsſtreit erheben. Aber eindrücklich für jeden, der militäriſches Empfinden hat, muß es ſein, daß bei der Anlage der Wälle ſo oft gar kein Wert auf die richtige Form, d. h. auf ſorgfältig bedachten Umfang und die geometriſche Figur zur Erleichterung der Verteidigung und Erſchwerung des Angriffs gelegt iſt. Wir haben z. B. die große Wittekindsburg (Abb. S. 208) als bandartig langgeſtrecktes Oval, noch obendrein der Länge nach geteilt durch einen ſchroffen Felſengrat in zwei Hälften, ſo daß eine ſchnelle Unterſtützung der gefährdetſten angegriffenen Stelle unmöglich gemacht iſt. Wir haben die wunderlichſten, für jeden Kampf, beſonders den Nahkampf, unpraktiſchen Formungen, die noch nicht einmal durch das Gelände gerechtfertigt ſind, z. B. den Heunſtein bei Dillenburg; dazu merkwürdige Geſtaltungen und Aufteilungen wie die Babilonie bei Lübbecke (ſ. Abb. S. 208), bei der jedes Fragen nach dem militäriſchen Sinn und Zweck verſtummen muß.

Hierin gehören auch die halben, d. h. den Raum nur zur Hälfte umgebenden Wälle nebſt den doppelten oder gar dreifachen Umwallungen (Herlingsburg, Abb. S. 208, Milſeburg). Alle von mir befragten militäriſchen Sachverſtändigen, mit einer Ausnahme, bekunden, daß ein zweiter und dritter Wall um einen zu verteidigenden Platz nur in beſonderen Ausnahmefällen einen Vorteil, im allgemeinen jedoch ſchwere Nachteile bringt, einerlei, ob es ſich um einen Kampf mit den damaligen Nahwaffen oder mit Feuerwaffen handelt, weil unhaltbar gewordene äußere Wälle dem Angreifer eine für die ganze Zeit der Belagerung wirkſame Deckung bieten; in der Mehrzahl der Fälle wird der Angreifer, der ja der Stärkere iſt, den äußeren Wall überrennen. Die vorgeſehene Preisgabe des vorderſten Walles und der Rückzug zum nächſten Walle, offenbart die Sinnloſigkeit einer mehrfachen Umwallung – es ſei denn, daß der äußere Wall

der ſtärkſte, um jeden Preis zu haltende Schutz des Platzes wäre – was als eine noch größere Torheit bezeichnet werden müßte.

Den Beweis für die Richtigkeit unſerer Ablehnung eines kriegeriſchen Hauptzweckes derartiger Wallanlagen haben wir in der ſchlichten Tatſache, daß mit dem Ende des Germanentums und ſeiner kultiſchen Einrichtungen Befeſtigungswerke mit mehrfacher Umwallung nicht mehr errichtet wurden. Das Mittelalter bringt die bereits erwähnte, mit einem einheitlichen Ring (Zuſammenfaſſung von Mauer, Wall und Graben) möglichſt ſturmfrei umhegte Feſte, obgleich von einer Veränderung der Kriegsführung infolge anderer Angriffs- und Verteidigungswaffen nicht die Rede ſein kann.

Des weiteren iſt hier ein ſchwerwiegender Beweis der Bedeutungsloſigkeit der Burgen für die Landesverteidigung geſchichtlicher Art anzuführen. Die uns überkommenen ausführlichen Beſchreibungen weder der Römerkriege um die Zeitwende, noch der Frankenkriege wiſſen etwas davon, daß beſiegte Germanen ſich in Burgen oder Feſtungen zurückgezogen haben, um darin weiteren Widerſtand zu leiſten. Eine Ausnahme bildet die Sigiburg (Hohenſyburg) an der Ruhr als eine gegen die Einfälle der Weſtfranken errichtete Grenzfeſte. Feſtungen gegen fremdvölkiſche Einbrüche ins Land kommen überhaupt nur in den Grenzgebieten Germaniens in Betracht und bedürfen beſonderer Beurteilung.

Nicht eine einzige der damals vorhandenen und z. T. inmitten der Kriegshandlungen gelegenen zahlreichen Volksburgen hat in den Kämpfen und bei den Rückzügen irgendeine Rolle geſpielt. Der Fürſtenſitz des Segeſt kann in dieſem Zuſammenhange nicht gegen unſere Auffaſſung angeführt werden, weil es eben ein Fürſtenſitz und keine Volksburg war, und weil wir von ſeiner Lage und Anlage nichts wiſſen. Unſere Unſicherheit über die Altenburg bei Niedenſtein verhindert ebenfalls ihre Anführung als Ausnahmefall. Tacitus berichtet genau über die Kämpfe mit den Chatten, weiß aber nichts von einem Kampfe um die Altenburg. Es bleibt noch die durch Karl 772 überrumpelte Eresburg aufzuführen, von der Einhart jedoch nicht berichtet, daß ſie überhaupt verteidigt wurde.

Wenn unſere Vorfahren, die ihr Schickſal von der offenen Feldſchlacht und dem Angriff abhängig machten, beſiegt waren, zogen ſie ſich, ſoweit wie nötig, in ihre rückwärtigen dichten Wälder und unzugänglichen Bergtäler oder Sümpfe zurück; das waren ihre „refugia“, die Tacitus erwähnt. Sie ſchloſſen auch wohl Gebirgspäſſe durch Sperrwälle ab, wie die Dörenſchlucht im Osning und verwerteten die zwiſchen den

Stämmen etwa vorhandenen Grenzwälle, wie den Angrivarierwall im Jahre 16. Aber davon, daß ſie ſich in Burgen einſchließen ließen, oder daß ſie von ihnen aus kämpften, iſt niemals die Rede. Es entſprach dies auch nicht ihrer religiöſen Auffaſſung von Kampf und Krieg, der ihnen ein Gottesgericht bedeutete – am wenigſten, wenn es ſich um den Austrag eines Streites zwiſchen den Stämmen, Gauen oder Sippen handelte; dann galten Gerichtsbeſchluß, Anſage und Verabredung des Kampfes. Der Unterlegene hatte ſich unter das Gottesgericht zu beugen, wenn er nicht der Ächtung durch den Stammesverband anheimfallen wollte, wie es den Ampſivariern im Jahre 58 n. Zw. ergangen iſt. Solcher Art iſt das ſich aus geſchichtlichen und pſychologiſchen Gründen ergebende Bild des politiſchen Verhältniſſes der germaniſchen Stämme untereinander. Zuſammengenommen mit den uns bekannten Rechtszuſtänden innerhalb der Stämme, Gaue, Dorfgemeinſchaften und Sippen iſt es grundſätzlich verſchieden von den gleichzeitig mit der Unterwerfung der Sachſenſtämme in Germanien einſetzenden neuen ſozialen und innerpolitiſchen Zuſtänden. Sie werden am zutreffendſten mit den Worten Herrenwillkür, Volksentrechtung und Fauſtrecht gekennzeichnet. Über ſie ſpannte ſich dann eine Kaiſerherrſchaft wie ein bald hier, bald dort zerreißendes Netz und ſpiegelte ein einheitliches Reich vor, welches nur in Ausnahmezeiten etwas geleiſtet hat. In der allgemeinen Unſicherheit lag begründet, daß das mittelalterliche Deutſchland auf den Bau waffenſtrotzender Schutz- und Trutzfeſtungen und auf die Vorbereitung von „Fluchtburgen" bedacht ſein mußte, während im germaniſchen Volksleben vor 800 kein Bedürfnis nach Feſtungen oder gar Fluchtburgen empfunden wurde. Durch ein Bild an der Markusſäule in Rom wiſſen wir von Grenzbefeſtigungen gegen die Römer. Die Geſamtlage zeigt, daß hier keine Beziehungen zu einer germaniſchen Wallburg vorhanden ſind.

Wir gehen nunmehr auf die wirkliche Bedeutung der germaniſchen Burgen näher ein und lenken unſeren Blick zuerſt auf die Gruppe der kleinen Ringwälle, von denen der kleinſte mir bekannte einen Durchmeſſer von nicht mehr als 17 Meter hat, und deswegen auf keinen Fall als militäriſche Anlage gedeutet werden kann. Aber ſie ſind da und haben ihren Zweck gehabt. In Hölzermanns Atlas ſind es unter insgeſamt 38 germaniſchen Burgen 16, die zu dieſer Gruppe gerechnet werden müſſen.

Es iſt niemals darüber ein Zweifel aufgetaucht, daß unſere Vorfahren, wie alle alten Völker, beſtrebt waren, der Gottheit eifrig zu dienen und

daß ſie dieſes im Unterſchied von den tempelbauenden Südvölkern – ausgenommen in der kalten Jahreszeit – in der freien Natur getan haben.

Inmitten mehrerer beachtenswerter Flurnamen liegt bei Haus Ruhr in Weſtfalen ein kleiner Ringwall, der den Bewohnern der Umgegend ſeit alters bis heute als Ort für Verlöbniſſe und ſonſtiges feierliches Tun dient. An jener Stelle wurde ich überzeugt, daß ſolche vermeintlichen Verteidigungswerke in Wirklichkeit gleichſam die Kirchen unſerer germaniſchen Vorfahren geweſen ſind, wo ſie ſich vielleicht auch regelmäßig zu gottesdienſtlichen Handlungen verſammelt haben. Von der Art und Weiſe der kultiſchen Gebräuche haben wir freilich nur eine unerhört geringe Kenntnis, weil der eigentliche glaubenstümlich bejahende Inhalt auch der Volksbräuche, die nicht ganz unterdrückt werden konnten, im Bekehrungszeitalter grundſätzlich ausgemerzt worden iſt.

Daß die alten Sachſen an beſtimmten Orten regelmäßig ihre Gottesdienſte hatten und daß ſie dabei gewohnt waren, ihre Lieder zu ſingen und kultiſche Tänze aufzuführen, geht aus mehreren Verboten und aus päpſtlichen Anordnungen hervor. Es war vielleicht ein Reſt der germaniſchen Harmloſigkeit in religiöſen Dingen, vielleicht aber auch Trotz gegenüber der neuen Lehre, wenn man die alten Lieder und feierlichen Tanzbewegungen ſogar noch in oder bei den neuerrichteten chriſtlichen Kirchen anhub. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Machthaber ſich gezwungen glaubten, bis zur Verhängung der Todesſtrafe für Zerſtörung oder Beſchädigung der Kirchen zu ſchreiten, die oft auf die Weiheſtätten des alten Glaubens geſetzt waren.

Kirchen dieſer Herkunft können wir in erſter Linie inmitten unſerer alten Dörfer auf den alten, meiſt erhöhten Dingſtätten wieder herausfinden. Aber wir finden ſie auch in kleinen Ringwällen, mittleren Wallburgen und großen Volksburgen in ganz Germanien. Auf der ſtattlichen Liſte würden uns Prozeſſionskirchen und Klöſter, Einſiedeleien und einſame Kapellchen begegnen. Sie alle ſind ein ſchwerwiegender Beweis für den urſprünglichen Kultcharakter der Burgen, zumal wenn in der Umwallung neben dem kirchlichen Gebäude als altes Inventar des Burginnern noch Gräber aus vorchriſtlicher Zeit entdeckt werden. Das wäre für ein kriegeriſches Werk eine befremdende Ausſtattung. Ahnengedächtnis und ſeine Zuſammengehörigkeit mit Gottesverehrung iſt germaniſches Erbteil, welches ohne Unterbrechung auf die chriſtliche Kirche übergegangen iſt.

Als beſonders wichtiges Beiſpiel erwähne ich die Milſeburg bei Fulda,

weil sie – wie u. a. auch die Herlingsburg bei Schieder (Abb. S. 208) – mit besonderem Nachdruck unser Fragen und Forschen nach der kultischen Aufgabe der germanischen Burgen auf eine weiterführende Spur bringen kann.

An der Milseburg waren mir deren Erforscher, Professor Vonderau und Oberbaurat Schwarz, Führer und Berater. Unter den Rätseln der Burg stehen die sogenannten „Wohnpodien", die sich, ebenso wie an der Steinsburg, innerhalb des nur den halben Berg umfassenden gewaltigen äußeren Mauerrings finden, in vorderster Linie. Als Wohnpodien bezeichnet man die kleinen, je etwa 16 bis 25 qm umfassenden, mit Felsstücken umlegten Plätze. Sie schmiegten sich unmittelbar aneinander, und ihre Zahl geht an die Hundert. Über jedem Platz kann ein Zelt errichtet gewesen sein, welches in dem rauhen Rhönklima auf solcher Höhe nur einen unzureichenden Schutz gegen die Unbilden des Winters bot. Es erscheint völlig ausgeschlossen, daß es sich hier um Dauersiedlungen handelt, obgleich in ihnen eine große Menge alter Topfscherben usw. gefunden wurde. Nach Ausweis dieser Massenfunde muß sich der Aufenthalt der Menschen, wenn er immer nur kurz gewesen sein kann, durch weite Zeiträume fort und fort wiederholt haben. Weder aus den Bodenfunden, noch aus sonstigen Verhältnissen der Milseburg ergeben sich irgendwelche Anzeichen, daß es sich bei dem Aufenthalt der Menschen um kriegerische Zeiten gehandelt habe. Vielmehr spricht alles dagegen, auch die nur halb herumgeführte riesenhafte Klingsteinumwallung.

Wir fragen: sind es Pilger aus der weiten Umgebung gewesen, die hier zu den Festzeiten zusammenströmten? Dann haben sie sich jedesmal für einen Aufenthalt von Tagen oder Wochen eingerichtet, in denen sie, Familie für Familie, auf je einem der Wohnpodien hausten, und es sich wohl sein ließen. Dann haben sie neben dem kultischen Tun auf der eindrucksvollen Gipfelfläche mit schroff herausragendem Gottesberg auch wohl dem Kampfspiel, Tanz, Sport und sonstiger Volksbelustigung gehuldigt.

Zu dem Zwecke waren die weiten ebenen Räume innerhalb der äußeren Umhegung geeignet; der Name des unmittelbar danebenliegenden Weilers ist noch heute „Danzwiesen". Hinzu kommt, was bei fast allen Burgen an Geraune und Sagen im Volksmunde sich zu erhalten pflegt, und was zumeist mit dem Teufel im Zusammenhang steht, oder auf die zu christlichen Heiligen umgestempelten Asen sich bezieht.

Wenn die Wohnpodien der Milseburg keine Dauerwohnplätze waren, so muß dasselbe für die gleichgearteten Wohnpodien der Steinsburg bei

Römhild gelten, und die Geſamtbedeutung beider Burgen muß ungefähr die gleiche ſein. Zu ihnen geſellen ſich – wenn auch ohne Wohnpodien – der Kreuzberg und die Otternſteine mit ihren Baſaltköpfen und gewaltig aufgetürmten zyklopiſchen Steinmauern, die eine Höhe bis zu acht Metern gehabt haben müſſen. Die Zahl der Arbeitstage, die zu ihrem Bau nötig geweſen iſt, hat man auf Millionen berechnet. Jetzt ſind die Mauern durch die Froſtwirkungen in den vielen verfloſſenen Jahrhunderten zu flachen Felſenbändern von erſtaunlicher Breite auseinandergefloſſen.

Gedenken wir beim Anblick ſolcher Rieſenſteinwerke auch der Rieſenerdwerke, mit denen Burgberge, wie etwa der Altkönig im Taunus und der Harlingsberg bei Vienenburg und auffälligerweiſe auch Burgen der allerkleinſten Gruppe, wie Altſternberg in Lippe, umhegt ſind, dann fordern ſolche Leiſtungen wenigſtens Erklärungsverſuche, zumal wenn das Fragen nach einem kriegeriſchen oder ſonſtigen praktiſchen Zweck, wie im letzterwähnten Falle, ohne Antwort bleibt.

Eine durchaus befriedigende Erklärung iſt zu finden, wenn in Betracht gezogen wird, daß in der geſamten alten Völkerwelt große Maſſenleiſtungen als eine Weiſe der Ehrung von Göttern, Ahnen und Menſchen galten. Wenn die Orientalen gewaltige Pyramiden und Türme bauten, ſo hatte das keinen praktiſchen, ſondern den idealen Zweck, den König und die Gottheit zu ehren. Auch den Griechen kam es nicht nur auf Schönheit, ſondern auch auf Mächtigkeit ihrer Säulentempel an. Die Chriſten begannen, ſobald ſie konnten, übergroße Kirchen zu bauen, und in Deutſchland reckten ſich die hohen Türme der Münſter und Dome zum Himmel empor – alles zur Ehre Gottes.

So bauten unſere Vorfahren zur Ehre der Ahnen Großſteingräber oder häuften Hügel bis zu erſtaunlicher Höhe. Es entſpricht doch dem erwähnten allgemein menſchlichen Empfinden, wenn auch in Germanien manche Umhegungen geweihter Stätten um deswillen ihren monumentalen Charakter erhalten haben, weil man mit der großen Leiſtung der Gottheit dienen und Ehre erweiſen wollte. Sie gereichten ſchon den Erbauern zur Genugtuung und erweckten feierliche Gefühle, Staunen und Freude in den Herzen derer, die zu feſtlichem Brauchtum herbeiſtrömten. Um ſo bedauerlicher iſt es, daß ſo viele dieſer erhabenen Stätten dem Wüten der chriſtlichen Bekehrer ihre Zerſtörung verdanken.

Der Forſchung kann es noch gelingen, klarere Begriffe darüber zu ſchaffen, wie es bei den großen Volksfeſten zugegangen ſein mag. Unſere bisherigen Kenntniſſe beſagen, daß bei unſeren Vorfahren die verſchiedenen Formen

des volkstümlichen Gemeinſchaftslebens, alſo Geſetzgebung, Recht und Strafgericht, das feierliche und bindende Tun des Privatlebens, dazu auch Spiel, Geſang und ſonſtige Freuden des Schauens und des Hörens, keineswegs von der Religion und dem Kult getrennt, ſondern innig miteinander verknüpft waren, ja vielleicht darin wurzelten. Es iſt deswegen unzulänglich, die alten germaniſchen Volksburgen nur als Kultſtätten oder Heiligtümer anzuſehen. Es wäre wohl begründet, wenn wir ſie auch Tieburgen nennen würden, alſo germaniſche Volksſtätten allgemeiner Art von beſonderer Prägung.

Wir erheben die Forderung, daß die germaniſchen Burgen, ſofern ſie noch für uns und die zukünftigen Geſchlechter Anſchauungsgegenſtände darſtellen, in ihrem jetzigen Zuſtande erhalten bleiben, und zwar auch ungeſtört durch gutgemeinte Verwertung zu modernen Zwecken, z. B. zu Denkmälern. Jede Verwiſchung des alten Charakters muß vermieden werden.

Die Vorſtellung großer gemeinſamer Feſte ermöglicht uns, zur Aufhellung weiterer erklärungsbedürftiger Erſcheinungen des germaniſchen Volkslebens zu gelangen. In den Annalen des Tacitus haben wir eine Schilderung des römiſchen Überfalls über die das Herbſtfeſt feiernden Marſer im Jahre 14. Dieſe Schilderung gewinnt nur dann hinſichtlich der ihr zugeſchriebenen Bedeutung eine gewiſſe Glaubwürdigkeit, wenn wir annehmen, daß ſich die Bevölkerung zur Zeit des großen Feſtes in weitgehendem Maße auf der Pilgerfahrt befand. Eine Beläſtigung der Zurückgebliebenen ſeitens ihrer germaniſchen Nachbarn brauchte nicht befürchtet zu werden. Wahrſcheinlich mußte während der Feſtzeiten jede Fehdehandlung innerhalb der zur Kultgemeinſchaft zuſammengeſchloſſenen Stämme und Gaue, ja auch wohl der in Feindſchaft lebenden Sippen ruhen. Der mittelalterliche „Gottesfrieden“ („treuga dei“) an beſtimmten Tagen zur Zeit des Fauſtrechts wird der mißlungene Verſuch der Wiederbelebung einer altgermaniſchen Sitte ſein.

Große Volkszuſammenkünfte erfordern organiſatoriſche Maßnahmen. Wenn die beſprochenen Wohnpodien zum geordneten Aufenthalt der Menge dienen konnten, ſo fand ich in der Nähe der Heiligtümer der Osningmark leicht umwallte Plätze, ſtets mit Waſſer, die nur als Lager für zuſammengehörige Feſtteilnehmer eine befriedigende Deutung finden. Auch die „Vorburgen“ können vielleicht ähnlich erklärt werden.

Und nun die mehrfachen Umwallungen der „Tieburgen“! Wenn dieſe, ſeien ſie mehr oder weniger mächtig, nicht in erſter Linie gegen

andringende feindliche Krieger gerichtet waren, dann können es wohl nur Schranken geweſen ſein, die dem zu den Feſten herbeikommenden Volke galten. Auch heutzutage kommen ja große Menſchenanſammlungen ohne Platzanordnung und Schranken nicht aus. Im kultiſchen Leben der Völker hat es erſt recht niemals an feſten Ordnungen für den Zutritt zum Heiligen gefehlt, bis hin zu den Schranken des Altars in Tempeln und in chriſtlichen Kirchen. Auch bei den großen germaniſchen Feſten muß Schranke und Wehr gegen Unordnung und zur Regelung der Teilnahme an den Feiern vorhanden geweſen ſein. Vielleicht hat auch die ſoziale Abſtufung der Feſtteilnehmer (Fürſten, Goden und ſonſtige Amtswalter, Freie, Liten und Knechte) dabei eine Rolle geſpielt. Man ſehe ſich die eigenartige, durch die Wälle erreichte Platzeinteilung an der Herlingsburg (Abb. S. 208) an, wie ſie ſich ganz gleichartig z. B. auch an der Altenburg bei Niedenſtein findet, ſo wird man ſchwerlich zu einer ausreichenden Erklärung kommen, wenn man an eine Torverwahrung denkt. Zur Altenburg bei Niedenſtein zieht ſich ein ſenkrecht auf den Ringwall gerichteter alter Wall hinauf; die gleiche Erſcheinung findet ſich an der Amelungsburg bei Lemgo; vielleicht ſind es auch Grenzſchranken für die Feſtpilger aus verſchiedenen Gauen. Dieſem Zwecke haben auf jeden Fall die Gebietsſchläuche an der Herlingsburg, am Köterberg und am Oſterberg ſüdlich des Kahlenaſten gedient. Hier haben ſich die Eigentumsgrenzen bis heute erhalten als unwiderlegliche Zeugniſſe für die Bergheiligtümer.

Mit dem pünktlichen Erſcheinen zu den Verſammlungen ſcheint es nach Tacitus bei unſeren Vorfahren nicht immer gut beſtellt geweſen zu ſein. Das lag gewiß meiſt daran, daß die kalendriſchen Hilfsmittel zur Zeitbemeſſung wie Ortungsmale am Horizont, Kalenderſtäbe und Nachrichtenvermittlung, nicht an allen Orten gleichmäßig genug geordnet waren und beachtet wurden. Wer etwa zu den Feiern zu früh kam, durfte wahrſcheinlich die vorgeſehene Schranke noch nicht überſchreiten.

Zum Schluſſe faſſe ich zur Vermeidung von Mißdeutungen zuſammen: Die in ihrer Anlage unverkennbaren, auf Bergeshöhe, an Hängen oder in der Ebene erbauten germaniſchen, d. h. vor 800 n. Zw. angelegten Wallburgen waren in erſter Linie die feierlich umhegten Stätten zur Gottesverehrung und für die mannigfach gearteten Feſtverſammlungen der zugehörigen Volksgemeinſchaft. Ein kriegeriſcher Nebenzweck, alſo die Aufgabe einer Burg als Verteidigungswerk, kann nur bei einer Minderzahl, und auch dann nur in ein-

geschränktem Sinne in Betracht kommen. Es gibt Ausnahmefälle; als solche können die Grenzfestungen gelten. Der auf mittelalterliche Zustände zurückführende Ausdruck „Fluchtburg" ist für die Verhältnisse der germanischen Zeit überhaupt unzutreffend.

Die richtige Wertung des in den germanischen Burgen uns gebliebenen vorväterlichen Erbteils vermag erhebliche Dienste zur Aufhellung des verschleierten germanischen Volkslebens zu leisten. Sie belebt die inneren Beziehungen zum Blut und Boden unserer Ahnen. Sie verknüpft unser Empfinden mit der germanischen Vergangenheit inniger, als wenn sich bei Besuch der von unseren Vätern hergerichteten Stätten die Gedanken nur auf Kriegsnöte und Blutvergießen, auf das Heranstürmen übermächtiger Feinde, auf Niederlage und Flucht beschränken müßten. So aber können wir auf Grund der vorliegenden Tatsachen die meist herrlichen, mit feinem Natursinn ausgewählten Plätze erfüllt denken mit buntem Volksleben zu ernstem und frohem Tun. Das gleichgültige Anschauen wandelt sich zu lebhafter innerer Teilnahme für das Geistesleben der Ahnen.

14. Germaniſche Aſtronomie

Das Fehlen germaniſcher Schriftdenkmäler für urgermaniſche Aſtronomie (ſie fehlen nicht für germaniſche Aſtronomie!) iſt kein Grund dafür, den Urgermanen aſtronomiſche Betätigung abzuſprechen. Das Fehlen iſt erſchwerend für die Forſchung, die um ſo mehr auf die Beachtung ſonſtiger Zeugniſſe angewieſen iſt. Wenn wir Zeugniſſe von germaniſcher Aſtronomie aus den ſpäteren und letzten Zeiten des Germanentums beſitzen, ſo wird unſer Recht, die volkseigene Entwicklung dieſes aſtronomiſchen Wiſſens mit allen uns zur Verfügung ſtehenden geſchichtlichen, ſprachlichen und ſonſtigen Mitteln bis ins Urgermanentum zurückzuverfolgen, uneingeſchränkt ſein. Es bleibt die Frage nach einer Abhängigkeit von fremden Einflüſſen. Eine ſolche Abhängigkeit iſt unbewieſen, und ihre Annahme beruht lediglich auf dem nackten Vorurteil gegen kulturſchaffende Geiſtesgaben der Germanen.

Unter Berufung auf die feſtſtehenden Grundſätze der Vererbungslehre kann heute geſagt werden, daß das körperliche und geiſtige Übergewicht der nordiſch-germaniſchen Raſſe, ebenſo wie es ſich in den geſchichtlichen Zeiten offenbart hat, bereits in der älteſten vorgeſchichtlichen Zeit vorhanden geweſen ſein muß. Beſtätigt iſt dieſer Satz bisher durch jeden Lichtſtrahl, der durch Funde oder ſonſtige wiſſenſchaftliche Arbeit in das Dunkel gefallen iſt, das über der germaniſchen Vergangenheit infolge der Verkettung ungünſtiger Umſtände lagert.

Die völlige Unterdrückung germaniſcher Aſtronomie und ihrer Überlieferung im ganzen Mittelalter iſt aus der ablehnenden Haltung maßgebender Kirchenväter verſtändlich. Der hl. Auguſtinus rechnete die aſtrologiſchen Künſte zu den ſataniſchen Künſten. Vom hl. Bonifatius wird berichtet, daß er über Vergil, den Biſchof von Salzburg, ergrimmt war und ihn beim Papſt Zacharias verklagte, weil er wie Beda und Iſidor die Kugelgeſtalt der Erde annahm und daraus auf die Exiſtenz von Antipoden ſchloß[1]).

Die aſtronomiſche „Wiſſenſchaft" iſt die anerkannt älteſte „Wiſſenſchaft". Sie begann ſchon in früheſter Zeit, als die Menſchen ſich nicht nur unwillkürlich und gelegentlich und nicht nur im Rahmen religiöſer Empfindungen, ſondern in einem erkennbaren ſachlichen Intereſſe der

[1]) Haack, Kirchengeſchichte 1, 568, 4.

Himmelskunde zuwandten. Es geſchah zu dem praktiſchen Zwecke der Zeitbeſtimmung für Schiffahrt, Viehzucht, Jagd, Ackerbau und alle möglichen Lagen des alltäglichen und kultiſchen Gemeinſchaftslebens (Kalender); es geſchah aber auch aus idealer Freude am Wiſſen ſelbſt.

Merkmale für den wiſſenſchaftlichen Charakter der himmelskundlichen Betätigung erblicken wir 1. in dem Streben nach immer größerer Richtigkeit der Beobachtungen, 2. in der die Fortſchritte des Wiſſens erſt ermöglichenden Übertragung der Kenntniſſe von Geſchlecht zu Geſchlecht ſowie 3. in der Erfindung von Hilfsmitteln für den Fortſchritt und für die Feſthaltung gewonnener Erkenntniſſe. Handgreifliche Beweiſe für die wiſſenſchaftliche Handhabung und den Fortſchritt der Himmelskunde bei den Germanen liegen in den Kalenderſtäben vor.

Dazu kommen literariſche Zeugniſſe: das eine iſt das aſtronomiſche Wiſſen eines Isländers Thorſtein ſurtr. Nach Ari, Libellus Kap. 4 (Golther, S. 8 f. und 29) hat Thorſtein ſchon im 10. Jahrhundert, alſo vor Einführung des Chriſtentums, die Schalttage auf Island eingeführt. Ohne dem würde die Unwiſſenheit der Bekehrer den Kalender der Isländer bald in eine ſchwer ſchädigende Verwirrung geführt haben. Ähnlich war ja auch infolge der Unwiſſenheit der Römer zur Zeit des Julius Cäſar (um 45 v. Zw.) das Kalenderjahr dem wirklichen Sonnenjahr um 90 Tage vorausgeeilt, ſo daß man den Frühlingsanfang zur Zeit der Winterſonnenwende feierte!

Die Erkennung der Notwendigkeit der Schalttage iſt eine Aufgabe von ausgeprägter wiſſenſchaftlicher Art, deren Löſung nur auf Grund der ſorgfältigen wiſſenſchaftlichen Beobachtung nicht eines einzelnen, ſondern vieler Geſchlechter möglich iſt. Die Kenntnis war aus der germaniſchen Überlieferung und Geiſtesarbeit herausgewachſen. Wenn die Sendboten einen anderen, den man „Sternenotto" nannte, anſtaunten und ihn für den Erfinder hielten, ſo zeigt das eine gewiſſe Ahnungsloſigkeit, mit der die welt- und naturfremden, wenn nicht naturfeindlichen Vertreter des damaligen Chriſtentums aſtronomiſche Aufgaben beurteilten. Man ſah in der Himmelskunde wahrſcheinlich auch Abgötterei und kümmerte ſich wenig um ihren ſachlichen Wert. Im ganzen Mittelalter bis ins 15. Jahrhundert hinein war die Aſtronomie im chriſtlichen Abendlande vernachläſſigt, ja man vertilgte auch viel von den Denkmälern des früheren Forſchergeiſtes (vgl. Dieſterweg, Himmelskunde, S. 411). Nur unter dieſer Vorausſetzung iſt es zu erklären, daß Galilei einem ſolchen Abgrund von Unwiſſenheit gegenüberſtand.

Das zweite Beiſpiel iſt die Nachricht des unteritalieniſchen Biſchofs Kaſſiodor (bei Jordanes) aus dem 6. Jahrhundert, daß die Gelehrſamkeit der Goten ſchon im 2. Jahrhundert v. Zw. die namentliche Kenntnis von 346 Sternen umfaßt und ſich auch auf den Lauf der Planeten und den Tierkreis bezogen habe. Die hohe Zahl der benannten, alſo ortsbeſtimmten Sterne, die im Altertum auch ſonſt als Maßſtab für große aſtronomiſche Gelehrſamkeit angegeben wird (bei Eratoſthenes ſind es 675, bei Hipparch 1022 Sterne), zeigt doch auch die große Sachliebe, die ſich bei dieſen Männern mit ihrer Wiſſenſchaft verband. Jordanes wollte jedenfalls die Gelehrſamkeit der Goten loben, ſelbſt wenn in ſeine Ausführungen eine Verwechſelung des Goten- und Getennamens hineinſpielt[1]).

Wenn ſolche vereinzelte Nachrichten, deren Herankommen an uns lediglich auf einem Zufall beruht, ein ſo helles Licht auf aſtronomiſche Wiſſenſchaft ſowohl der Goten, als auch der Isländer wirft, ſo darf uns im übrigen das Fehlen germaniſcher Schriftdenkmäler über eine von den Tagesereigniſſen fernab liegende aſtronomiſche Gelehrſamkeit in keiner Weiſe in der Beurteilung der Frage beeinfluſſen. Auch über die Aſtronomie der Griechen fehlen Schriftdenkmäler bis zur Entſtehung der Alexandriniſchen Schule mit ihren griechiſchen Gelehrten (um 300 v. Zw.) völlig, und doch wird niemand die davorliegende Entwicklung bis zurück zur Bronzezeit und weiter leugnen.

Was nun die von mir aus der Landſchaft entnommenen Beweiſe germaniſcher Aſtronomie anlangt, ſo iſt nicht der Sternhof in Oeſterholz Ausgangspunkt meiner aſtronomiſchen Nachforſchung, ſondern es ſind die Eggſternſteine. Ohne die Eggſternſtein-Tatſachen würde ich weder zu der Beobachtung weiterer aſtronomiſcher Anzeichen in der Landſchaft gelangt ſein, noch würde ich es gewagt haben, meine Theſe aufzuſtellen. Ehe an den Schlußfolgerungen gerüttelt werden kann, muß die Irrigkeit oder Unzulänglichkeit dieſer Tatſachen nachgewieſen werden.

Auch mit dem Ortungsſatze muß man ſich befaßt und abgefunden haben, ehe man an ein Endurteil über die vier übriggebliebenen Sternlinien des Gutshofs in Oeſterholz, die ja vielleicht eine einzelne, keine typiſche Leiſtung bedeuten, herantreten darf. Der Ortungsſatz aber hat durch Hermann Wirths Veröffentlichung der altisländiſchen Ortungs-

[1]) Letzteres wird von Jakob Grimm (Kl. Schriften III, S. 191) beſtritten, von Neckel jedoch angenommen.

technik (Urschrift der Menschheit, Lieferung I, S. 22) eine durchschlagende Bestätigung gefunden, so daß selbst der schärfste Gegner mit seiner Ablehnung der Ortung zurückgehalten haben würde, wenn Wirths Heft und das Buch „Himmelskundliche Ortung auf nordisch-germanischem Boden" von Prof. R. Müller[1]) schon in seinen Händen gewesen wären. Zudem bringe ich im Anhang Beispiele von Ortungserscheinungen, deren Beweiskraft bei unvoreingenommener Beurteilung kaum noch einer Steigerung fähig ist.

Ich möchte nicht versäumen, hier auch die Eggsternstein-Tatsachen in Erinnerung zu bringen. Sie umfassen die Eggsternsteine im allgemeinen als eine germanische Kultstätte, der die Bedeutung einer Hauptkultstätte im alten Sachsenlande beizumessen ist. Hier liegt eine nunmehr unwidersprochene geschichtliche Gewißheit vor. Die Tatsachen umfassen – von anderen wichtigen Denkmälern abgesehen – das Sazellum oben im Felsen 2 als einen später zur Kapelle umgewandelten germanischen Tempel, der auf Grund seiner positiven und negativen Eigenschaften nur als Gestirnheiligtum eine vernünftige, unseren sonstigen Kenntnissen entsprechende und ausgiebige Erklärung findet. Beachtenswerte Einwände hiergegen sind nicht vorhanden.

Das vorchristliche Vorhandensein der unteren Grotte ist durch das unter dem alten Verputz aufgefundene große Runenzeichen unwiderleglich bewiesen. Ihre Verwendung für den wintersonnenwendlichen Kultus ist nach Wirth im hohen Grade wahrscheinlich.

Gründe, die für das Gestirnheiligtum der Eggsternsteine und gegen einen ursprünglichen Kapellenplan sprechen, sind:

a) Die Auswahl eines Ortes im Kopf einer Felssäule von 30 Meter Höhe, unerreichbar für die älteren und nicht schwindelfreien Andächtigen. Der Raum kann wohl zum Betätigungsort für einzelne Beauftragte bestimmt gewesen sein, nicht aber für durchschnittliche Kirchenbesucher. Trotz festen Eisengeländers wird die Besteigung auch jetzt noch von vielen vermieden. In den Jahrhunderten der überstürzten Bekehrung des Sachsenlandes hatte die christliche Kirche ohnedem die schier nicht zu bewältigende Aufgabe, Kirchen und Kapellen dahin zu setzen, 1. wo die Bewohner der Ortschaften und Siedlungen zu versorgen waren, und 2. wo in Wäldern und auf Bergen usw. „heidnische" Kultstätten waren,

[1]) Prof. Dr. Rolf Müller, „Himmelskundliche Ortung auf nordisch-germanischem Boden". Verl. Curt Kabitzsch, Leipzig 1936.

die kaum anders unſchädlich gemacht werden konnten, als wenn man eine Kapelle darauf ſetzte.

Aber unbegreiflich töricht iſt der Gedanke, daß man damals an den Eggſternſteinen, wo man den letztgenannten Zweck bereits durch Weihe der unteren Grotte zu einer Kapelle erfüllt hatte, noch an die gänzlich ungeeignete Stelle im Felſenkopfe, wo ja nach Meinung der Gegner vorher keine heidniſche Kultſtätte geweſen ſein ſoll, für eine nicht vorhandene Bevölkerung eine zweite Kapelle geſetzt hätte, und zwar mit großem Aufwande, in vorſchriftswidrigen Formen und in einer unſinnigen Weiſe, indem man einen zum Zerfall ſich anſchickenden Felſen auswählte!

b) Die im Gegenſatz zu der kirchlichen Vorſchrift der Oſtorientierung gewählte ausgeſprochene Nordoſtrichtung. Sie iſt mit ihrer tatſächlichen Einſtellung als eine unter ſchwierigſten Umſtänden durchgeführte gute Leiſtung des Baumeiſters anzuſehen, der die Aufgabe hatte, den Raum auf Nordoſten, 135°, einzuſtellen. Es iſt die Linie der ſechsgeteilten kosmiſchen Hagalrune, zugleich Mittellinie für Sonnen- und Mondaufgang zu Zeiten des nördlichſten Punktes. Unzuläſſig iſt das zum Vergleich herangezogene vereinzelte Vorkommen von der Oſtrichtung abweichender Ortung chriſtlicher Kirchen und die Betonung der den alten Baumeiſtern bei der Oſtortung häufig unterlaufenen Meßfehler bis zu 14°. Damit jedoch iſt man (ſtatt auf 90°) immerhin nur bis zu 104°, nicht aber bis zu 137° gelangt! Dazu kommt, daß die Nordoſtrichtung als eine bewußt gewollte hervortritt, weil die natürliche Geſtaltung des Felſens dazu einlud, die Achſe des Raumes mehr nach Oſten zu richten.

c) Wir kommen zu der merkwürdigen Geſtaltung des aus reichem Felſenmaterial herausgehauenen ſchmalen Ständers unter dem kreisrunden Loch (Durchmeſſer 37 Zentimeter). Seine ſchmale Form und ſein ſenkrechtes Anſtoßen an die Außenwand, was dem Prieſter nur rechts oder links einen Platz gönnte, ſchließt ſeine urſprüngliche Beſtimmung als Altar einer chriſtlichen Kapelle vollkommen aus. Daß der Ständer bei der ſpäteren Umwandlung des Raumes als Notbehelf an Stelle eines Altars dienen mußte und vielleicht neu behauen wurde, darf auf unſer Urteil, daß er urſprünglich zu einem anderen Zwecke gedient haben muß, keinerlei Einfluß ausüben.

Auch der Einwand, daß der Ständer bei der Zerſtörung des Sazellums vorweg hätte zerſchlagen werden müſſen, beruht auf der abwegigen Vorausſetzung, daß gerade dieſer Ständer dem Zerſtörer bekannt und beſonders verhaßt geweſen ſein müßte. Ein ſolcher Einwand kennzeichnet

ſich doch wohl als Ausflucht, mit der man ſich dem auf das Geſtirnheiligtum hinführenden logiſchen Gedankengange entziehen möchte. Dieſer gegen den Begriff eines Altars ſich ſträubende Ständer unter dem kreisrunden Loch gewinnt ſofort ſeine einleuchtende Bedeutung, wenn an das Einfallen der Strahlen von Sonne und Mond in den Raum gedacht wird. Auch das Bedürfnis der Anbringung eines Schattenwerfers vor der Einfallsöffnung iſt wahrſcheinlich. Ein eingemeißeltes Loch ſcheint zur Aufſtellung gedient zu haben.

d) Der Meinberger Ausſichtsturm (Fiſſenknicker Mühle) und der Meinberger Steintiſchberg – beide gelegen auf dem Hügelrücken, 6½ Kilometer genau nordöſtlich der kreisrunden Öffnung des Sazellums –, die einerſeits die aſtronomiſch richtigen Merkſtellen der durch das Sonnenloch des Sazellums laufenden Linien des nördlichſten Sonnen- und Mondaufgangs ſind, zugleich aber auch vorgeſchichtlich gekennzeichnete Stätten!

Mit der Anerkennung, daß es ſich bei einem derartigen Zuſammentreffen für ein unvoreingenommenes Denken nicht um einen Zufall handeln kann, erhebt ſich die im Sazellum vorliegende Erſcheinung über die Beurteilung als bloße laienmäßige kultiſche Ortung hinaus und erfordert Zurückführung auf eine ſorgfältig-wiſſenſchaftliche aſtronomiſche Betätigung der Alten.

Trotzdem darf eine auf das Jahrhundert genaue Berechnung der Entſtehungszeit der Ortungserſcheinung ebenſowenig an den Eggſternſteinen wie in Stonehenge erwartet werden, weil die beiden großen (nach verſchiedener Methode meßbaren!) Himmelskörper ſo langſam ihre Himmelsörter verſchieben, daß die in Rechnung zu ziehende Fehlergrenze größer iſt als die Präzeſſion in Jahrtauſenden. Unter dem hierdurch bedingten Vorbehalt iſt von den Profeſſoren der Aſtronomie Rolf Müller, Hopmann und Riem die Entſtehung der Sazellumsortung auf die Jahrhunderte um die Zeitwende geſchätzt. Beſtätigend für dieſe Schätzung fällt ſchwer ins Gewicht, daß die älteſten Scherben, die Profeſſor Andree bei der Ausgrabung der Eggſternſteine in den Jahren 1934 und 1935 gefunden hat, aus den gleichen Jahrhunderten ſtammen.

Jeder Beurteiler ſteht, wie ich glaube, angeſichts der dargelegten Erſcheinungen vor dem Scheideweg: Soll er ſich verhalten, wie wenn eine ähnliche Nachricht aus Memphis oder aus Ur in Chaldäa käme? Darf ſein Denken gegenüber dieſen Erſcheinungen genau ebenſo vorurteilsfrei ſein wie z. B. gegenüber der Nachricht, daß Profeſſor Unger in Ur in Chaldäa zwei zuſammenliegende Tempelkomplexe aufgefunden habe, deren

einer durch eine von ihm ausgehende Straße seine Beziehung zum nördlichen Sonnenextrem, deren anderer ebenfalls durch eine Straße seine Beziehung zum nördlichen Mondextrem aufwiese, so daß dieser Doppeltempel sich als ein Sonnen- und Mondheiligtum darstelle? – Oder darf das Vorurteil gegen Germanenastronomie bewirken, daß die Nachricht aus Chaldäa angenommen, die Nachricht von den Eggsternsteinen aber abgelehnt wird, obgleich sie eine völlige Entsprechung aufweist und durch den georteten Raum mit dem kreisrunden Loch eine noch eindrücklichere Begründung hat?

Durch a bis d in Zusammenschau mit unserem sonstigen Wissen von germanischem Gestirndienst sind die Voraussetzungen für den Satz gegeben, daß es sich an den Eggsternsteinen um ein baulich-landschaftliches Zeugnis für wissenschaftlich-astronomische Betätigung in Germanien zur Zeit der Entstehung des Sazellums handelt. Auch ganz allgemein angesehen, wird von einem gerechten Urteil für diesen Satz dasselbe Recht gefordert, mit dem in altertumsgeschichtlichen Werken unzählige Behauptungen aufgestellt und anstandslos geglaubt werden. Es wird bestritten, daß z. B. manche chronologisch-ethnologische Bestimmung der in den Museen ausgestellten Fundstücke auf die gleiche Glaubwürdigkeit Anspruch hat, wie obiger Satz. Die Beweiskraft der Tatsachen und die Vernünftigkeit der Schlußfolgerung darf ihr Gewicht nicht verlieren, wenn es sich um die Aufweisung von Zeugnissen germanischen Geisteslebens handelt; denn deren Herstellung kann in gleicher Weise durch viele Jahrhunderte üblich gewesen sein, sie können Objekte des Handels, der zeitweisen Nachahmung oder vorübergehender Mode gewesen sein.

Der Befund an den Eggsternsteinen weckt notwendig die Frage nach weiteren Anzeichen astronomischer Betätigung in der Osningmark, vor allem nach einer Stelle, die Anzeichen aufweist, daß von ihr aus die für die Eggsternstein-Tatsachen unbedingt erforderlichen wissenschaftlichen Voraussetzungen geschaffen sein können.

Die Dinge haben sich so gestaltet, daß jemand, der zu den Eggsternsteinen ja gesagt hat, nicht mehr an den Tatsachen vorübergehen darf, die den Gutshof Oesterholz nicht nur als vorgeschichtlichen Wohnplatz erkennen lassen, sondern auch des weiteren als altgeheiligte Stätte erweisen – wenn auch zunächst einmal unabhängig davon, ob man sich mit der astronomischen Frage befassen will oder nicht.

15. Zur Ortungsfrage

Vorbemerkung. Unter der Überschrift „Orientation germanischer Stätten" habe ich 1929 in der ersten Auflage des Buches „Germanische Heiligtümer" meinen Ortungssatz in dieser Fassung veröffentlicht:

> „Es ist in weiten Teilen Germaniens der auf astronomischer Beobachtung beruhende Brauch einer Nord- und Osteinstellung heiliger Bauten und anderer öffentlicher Stätten in ihrem Verhältnis zueinander geübt worden."

Später kam die Erweiterung des Satzes auf die übrigen Örter der Sonne, des Mondes und von Sternen hoher Ordnung hinzu. Im Einvernehmen mit Eugen Weiß, dem vor Drucklegung seines Buches „Entrollte Germanenbilder" leider verstorbenen Entdecker des „Volks der Zimmerleute" (Jena, 1923), ließ ich das von Prof. Nissen-Bonn – der sich nur mit Tempelorientation bei den Mittelmeervölkern befaßt hat – gebrauchte Wort „Orientation" als unzutreffende Bezeichnung fallen, zugunsten des von mir vorgeschlagenen deutschen, den ganzen neuen Wissenschaftsbegriff erfassenden Wortes „Ortung" in dem oben von mir umschriebenen Sinne. Voraus und nebenher gingen die zur Sache gehörigen Erörterungen um Stonehenge, Schradins um Erscheinungen in Südwestdeutschland, Stephans um Odry, Timms um den Mecklenburger Steintanz. Es folgten Röhrigs „Heilige Linien durch Ostfriesland", Fritz Frickes vielseitige Arbeiten und eine sehr große Zahl von Zuschriften mit Beispielen, Hinweisen und Anregungen sehr verschiedenen Wertes. Von den Astronomieprofessoren nahmen sich Neugebauer, Riem, Hopmann und Rolf Müller der Sache an, und von letzterem erschien 1936 bei Kabitzsch in einem Buch von 88 Seiten die gründliche astronomische Nachprüfung mit dem Titel „Himmelskundliche Ortung", worin die Grundgedanken der Ortung ihre fachwissenschaftliche Bestätigung gefunden haben. Mittlerweile war 1934 das große, wertvolle Werk „Germanische Himmelskunde" von Dr. h. c. O. S. Reuter im Lehmannsverlag erschienen, und Prof. Herm. Wirth hatte 1931 im ersten Heft seiner „Heiligen Urschrift der Menschheit", S. 23, die urkundliche Nachricht gebracht, daß im alten Norwegen und auf den Färöern die Auf- und

Untergangspunkte der Sonne am Horizont in Acht-Teilung irgendwie, auch durch Steinpyramiden, gekennzeichnet wurden.

In der Ortungsfrage, in der es ſich um Anerkennung ihrer Vorausſetzungen, Prüfung der Methoden und Grundlagen der Beweisführung ſowie um Beſeitigung von Mißverſtändniſſen handelt, iſt an ſich jede ernſte Kritik zu begrüßen. Auch die Kritik in der Prähiſtoriſchen Zeitſchrift, XXI, 3/4, 1930, ſoll Anlaß zur Beſeitigung von Mißverſtändniſſen und zur Klärung einiger methodiſcher Fragen geben; aber der Verzicht des Kritikers auf Behandlung des Grundſätzlichen und die ſchwere Belaſtung ſeines Aufſatzes mit Irrtümern und Mängeln auf dem von ihm bevorzugten vermeſſungstechniſchen Gebiete führt leider an den Hauptfragen vorbei.

Es iſt einleuchtend, daß eine zur Ablehnung gelangende Kritik nicht an der in meinem Buche gegebenen Beweisführung, *daß die Ortung geradezu als eine Vorausſetzung des Lebens unſerer altgermaniſchen Zeit angeſehen werden muß*, vorbeigehen darf. Die Anerkennung oder Ablehnung dieſes Hauptſatzes muß ihren ſtarken Einfluß auch auf die Behandlung der methodiſchen Einzelfragen ausüben. Wer zugibt, daß die Siedlungen der Alten in ihren Thingplätzen und Kultſtätten die Mittelpunkte ihres öffentlichen und kultiſchen Lebens hatten und daß für ſie ein Bedürfnis nach Merkmalen am Horizont zur Erkennung der Jahreszeiten vorlag, für den liegt die Frage, ob, inwieweit und mit welchen Mitteln von uns noch die Spuren zu ihrer Wiedererkennung übrig geblieben ſind, ganz anders als für den, der zu einer Ablehnung der Vorausſetzung gelangt iſt.

In der Zurückweiſung jener Ausführungen[1]) muß ich mich im weſentlichen auf das beſchränken, was darin kritiſiert iſt.

Es wird beanſtandet, daß ich eine Unterſcheidung zwiſchen „Trigonometriſchen Punkten“ (mit Steinſetzung, auf den Karten Dreiecke) und „Höhenpunkten“ unterlaſſe. Die Bedeutung dieſer mir wohlbekannten Unterſcheidung für den geometriſchen Fachmann bleibt unberührt; aber H. hat nicht erwogen, daß beide Arten für *unſer* topographiſches und geſchichtliches Intereſſe die *gleiche* Bedeutung haben. Ihre Unterſcheidung würde daher eine ſtörende Belaſtung des Leſers, der nur von „Trigonometriſchen Punkten“ zu reden gewohnt iſt, bedeuten. Für uns

[1]) In der „Prähiſtoriſchen Zeitſchrift“.

kommt es nur darauf an, daß der moderne praktiſche Geometer und Topograph im Tal und auf der Höhe für ſeine Zwecke geeignete Merk- und Sichtſtellen ausgewählt hat, ohne jemals an die Herſtellung von geraden Linien durch die Punkte und an eine Ortung ſolcher Linien nach Himmelsrichtungen zu denken und daß er trotzdem nicht ſelten (aus guten Gründen!) auf geortete alte Stätten geraten iſt – auf Stätten, deren brauchbare Eigenſchaften ſchon in längſt vergangener Zeit vorhanden oder geſchaffen waren und genutzt wurden. Es wäre überaus verdienſtvoll geweſen, wenn die hieraus ſich ergebenden Fragen geſtellt und behandelt wären, als zum Beiſpiel die von mir aufgewieſene Wachtberglinie und die Umgebung der Geislerlehne („Germaniſche Heiligtümer", 4. Aufl., S. 218) einer Prüfung unterworfen wurde; einem fachmänniſchen Auge durfte ja die Auffälligkeit der Tatſachen nicht entgehen! Warum ſchweigt man hierüber? Oder hat man die Auffälligkeit gar nicht bemerkt? Holen wir die Erwägung an dieſem Beiſpiel nach!

In Anſehung des erwähnten, auch von ihm ſelbſt beſtätigten Umſtandes, daß der praktiſche Geometer und Topograph bei der Auswahl der Plätze nicht die Abſicht hat, die Punkte zu geraden Linien zu ordnen, geſchweige denn ſie nach irgendeiner Himmelsrichtung zu orten, verlangt unſer Denken in vorliegendem Einzelfalle nach einer einleuchtenden Erklärung dafür,

1. daß die Verbindungslinie zwiſchen zwei klar beſtimmten Berggipfeln des Glatzer Landes, die den Namen Wachtberg (bei Grochau) und den Namen Wachberg (ſüdöſtlich Neudeck) tragen, mit auffälligſter Genauigkeit außerdem drei geometriſche Punkte 477, 664 und 482 (2 T. P. und 1 H. P.) aufweiſt;
2. daß es ſich bei dieſer an ſich ſchon ſo merkwürdig zuſtande gekommenen Geraden nicht um eine beliebige Linie handelt, ſondern um den nahezu fehlerlos gemeſſenen Meridian;
3. daß die ſüdliche Fortſetzung dieſes Meridians in 3 km Entfernung noch obendrein auf einen dritten Wachtberg (bei Droſchkau) trifft.

Wir fragen: Iſt es denkbar, daß dieſe Erſcheinung ohne menſchliche Abſicht, durch bloßen Zufall zuſtande gekommen iſt? Kann angenommen werden, daß Gneiſenau, der im Jahre 1813 das Bedürfnis nach Wach- oder Wachtbergen in dieſer Gegend hatte, oder irgendein anderer Befehlshaber der geſchichtlich-chriſtlichen Zeit den Befehl zur Anlage der Stationen auf ſchnurgerader, aſtronomiſch georteter Nordſüdlinie gegeben hat?

Wenn dies undenkbar iſt, dann ſind es eben die bereits vorhandenen Eigenſchaften dieſer Höhenplätze geweſen, die zu ſolcher Benutzung den

Anlaß gaben! Damit aber ſind wir bei der Erklärung dieſer Linie durch den Ortungsbrauch angelangt.

Wir haben es hier mit einer Art von Fragen und Gedankengängen zu tun, die in der Landſchaftsforſchung ihr Recht verlangt und – mit aller Vorſicht verwendet – zu einem Mittel werden kann, bis an das Dunkel und in das Dunkel der vorgeſchichtlichen Zeit zu dringen. Auf dieſem Wege gelangen wir freilich nur bis zu Wahrſcheinlichkeitsbeweiſen und damit bis zur Grenze der Gewißheit – aber müſſen wir uns nicht auch ſonſt auf dem rechtlichen und geſamten geſchichtlichen, zumal auf archäologiſchem Gebiete immer wieder auf ſolche „Beweiſe" ſtützen, die niemals den Wert vollſtändiger mathematiſcher Beweiſe in ſich tragen? Da uns eine Erſcheinung entgegentritt, für die die geſchichtlich-chriſtliche Zeit keine Handhabe einer vernünftigen Erklärung bietet, haben wir das Recht, nach einer vernünftigen Erklärung aus dem Tun und den Verhältniſſen der vorchriſtlichen Zeit heraus zu fragen. Die wiſſenſchaftliche Pflicht, nach Möglichkeit trotz des Mangels an Urkunden die deutſche Vorgeſchichte aufzuhellen, fordert dabei von uns als erſtes eine Preisgabe der Meinung, als ob es (außer den Bodenfunden und etwaigen Siedlungs- und vermeintlichen Befeſtigungsreſten) in der deutſchen Landſchaft keine Spuren der Tätigkeit unſerer – als ziemlich ſtumpfſinnige und faule Bäuche gedachten – Vorfahren geben könne.

Da das uns gewiß gewordene Vorhandenſein auch nur einer einzigen Ortungslinie den Grundgedanken der ganzen Annahme als richtig beſtätigt – worauf es zunächſt ankommt –, ſo könnte ich mit dem Hinweis auf die nur durch die Ortung erklärbare Wachtberglinie meine Entgegnung beendigen. Aber ich halte es doch für wünſchenswert, im Intereſſe künftiger Erörterungen auf die techniſchen Mängel und Fehler der Kritik hinzuweiſen, die alles weitere beherrſchen und alle Bemühungen entwerten.

1. Der Kritiker hat mein der Aufgabe angepaßtes Verfahren, die Entfernungen der Punkte voneinander und, wo die Meßpunkte eng genug begrenzt ſind, die Winkel der Abweichung vom Meridian anzugeben, verlaſſen. Er hat ſtatt deſſen Grade, Gradminute und Gradſekunde der Ortslage und dazu die Meterentfernung des Punktes von der gewählten Meridianlinie mitgeteilt. Dies unterrichtet uns nicht über das, was wir wiſſen müſſen; und was noch ſchlimmer iſt, es unterrichtet irreführend über die Bedeutung der Abweichung! Denn ein großer Abſtand kann bei großer Entfernung einen winzigen, bei kleiner Entfernung einen großen Meßfehler anzeigen. Hält ſich der Meßfehler (bei angenommener

Ortungsabſicht) in der erträglichen Grenze bis etwa 1° oder nicht? Das iſt die Frage, die uns intereſſiert, und ſie bleibt unbeantwortet.

Hierdurch wird der nun folgende ſchwere Irrtum offenbar:

2. Der Kritiker geht bei der Prüfung der Linien ſo vor, als ob die Alten Landkarten gehabt hätten, d. h. als ob ſie ihre Ortungsabſichten durch kartengemäße ſchöne gerade Linien über Berg und Tal weithin durchs Land hätten planen und durchführen können – und als ob wir nun die Linien nach ihrer kartenmäßigen Stimmigkeit oder Unſtimmigkeit zu dem Soll der Ortung als annehmbar oder unannehmbar beurteilen dürften! Man ſehe ſich die von ihm ſelbſt zwecks Erweiſung ihrer Unmöglichkeit erdachte Fortſetzung des Zobten-Meridians an!

In Wirklichkeit konnten natürlich alle alten Ortungslinien, die mehrere Meßpunkte benötigten, keine Geraden, ſondern nur gebrochene Linien ſein infolge der von Meßpunkt zu Meßpunkt unterlaufenen tatſächlichen kleinen Fehler!

3. Das Haupt- und Schlußſtück der Kritik iſt eine ſtarke Entgleiſung. Wenn ein Kritiker, anſtatt ſich an die gegebenen Sätze zu halten, eigene Sätze aufſtellt, ſie als Folgerung aus den Anſichten des Gegners erſcheinen läßt und dann kräftig bekämpft, ſo iſt das ein unerfreuliches Vorgehen. Dazu kommt in vorliegendem Falle, daß die zu 1 und 2 dargelegten Fehler die Ausführung in voller Schwere belaſten und methodiſch wertlos machen. Sie hat eine bis in die Slowakei reichende 170 km lange Nordſüdlinie des Zobten als wünſchenswert von ſich aus angeſetzt und führt als Beweis ihres Nichtvorhandenſeins 54 Punkte und Ortſchaften mit genauer geographiſcher Lage auf, die erheblich rechts und links des auf der Karte kurzerhand durchgezogenen Meridians liegen.

Es mag damit der Erfolg erzielt ſein, daß der mit meinen Sätzen und ihren techniſchen Erforderniſſen weniger vertraute Leſer einen ſchlimmen Eindruck von der Torheit und Unhaltbarkeit der ganzen Sache erhalten hat. Aber es iſt eine vollendete Irreführung. Schade um die erhebliche Mühe, die man ſich mit den 54 abſeits liegenden Punkten gemacht hat; man hätte die Mühe beſſer auf die wirklich vorhandene und auch in die Augen ſpringende Nordſüdortung vom Zobten verwenden ſollen, die ich der Kritik darbiete, und nicht ein eigenes, völlige Verſtändnisloſigkeit offenbarendes Machwerk!

Mit ſolchem Vorgehen iſt der Zobten keineswegs erledigt. Hier die Tatſachen, die für andere Anlaß zu ergebnisreichen Studien geworden ſind:

Der Zobten, auf deſſen Gipfel eine berühmte chriſtliche Wallfahrtskapelle ſteht, hat unbeſtritten eine bis in die heidniſche Zeit zurückreichende kultiſche Bedeutung. 3 km ſüdlich liegt der Geiersberg, deſſen Gipfel eine ebenfalls von niemand beſtrittene alte Kultſtätte aus vorchriſtlicher Zeit trägt. Zieht man die Verbindungslinie zwiſchen beiden Punkten, ſo hat man den Meridian mit nahezu völliger Genauigkeit. Daß die Ortung keine zufällige, ſondern eine gewollte geweſen iſt, wird in vorliegendem Falle in ſeltener Weiſe durch eine auffällige Zuwegung zur Geiersbergſtätte, von Norden und von Süden her, ſcharf bezeichnet. Dieſe Zuwegung oder Schneiſe deckt ſich mit der Nordſüdlinie ohne bemerkbare Abweichung. Sie beginnt im Tal zwiſchen den beiden Bergen, geht ſüdwärts über die Geiersbergſtätte hinweg geradlinig weiter bis zu einem auf der nächſten Höhe gelegenen, mit Df 500 ausgezeichneten merkwürdigen Punkte, um als Weg dann bei ſtreng innegehaltener Richtung, aber in nunmehr etwas geſchlängelter Form bis zu einer großen Wegekreuzung in Langenſeifersdorf ſich fortzuſetzen.

Man muß hier beachten, daß die Ausſtattung mit der den Meridian darſtellenden Zuwegung nicht dem Zobten als einem Wallfahrtsziel der chriſtlichen Zeit, ſondern dem Geiersberg mit ſeiner rein heidniſchen Bedeutung zuteil geworden iſt. Danach iſt nach der Urentſtehung des auf den Karten deutlich hervorgehobenen Schneiſenweges zu fragen – alſo nicht nach ſeiner forſtmäßigen jetzigen Geſtaltung, die möglicherweiſe ganz jung iſt, ſondern nach den Gründen, warum bei der Anlage der Schneiſe ſo merkwürdige Eigenſchaften herausgekommen ſind, daß ſie nicht nur der Luftlinie zwiſchen den beiden Kultſtätten entſpricht, ſondern zugleich auch den Meridian darſtellt. Ein Zweifel darüber, welche genauen Punkte auf den beiden breiten Gipfeln als Richtpunkte bei der Anlage genommen ſind, kann bei dieſer Anlage nicht aufkommen. Forſtakten und ſonſtige Urkunden können keine Auskunft darüber geben, was vor der Anlage da war und Veranlaſſung zu der jetzigen Geſtaltung gegeben hat. Wer vorhergehende Gründe durchaus leugnen und alles der zufälligen Idee eines Förſters zuſchreiben möchte – wobei jedoch der Zweck eines Aufſtieges für dir chriſtlichen Zobtenpilger gar nicht in Betracht kommen kann –, der muß doch ratlos bleiben, wenn ihm die aſtronomiſche Weiterverfolgung der Nordſüdrichtung über Df 500 hinweg ebenfalls als Weg vor Augen tritt. Nordwärts hat der Meridian (Langenſeifersdorf–Df 500–Geiersbergſtätte–Zobtenkirche) ſeine Fortſetzung bis zu dem mit der Ortskirche zu einem Gebäude vereinigten Schloß

Gorkau in 3 km Entfernung. Ein Meßfehler der den Weſtflügel überquerenden Linie iſt nicht feſtzuſtellen. So haben wir eine mit eindrücklicher Deutlichkeit und Genauigkeit ausgeprägte Ortungslinie des Zobten, die uns im Verein mit der oben aufgewieſenen anderen Linie durch die drei Wachtberge das Recht gibt, den Ortungsſatz für Schleſien als erwieſen anzuſehen.

Zu der beachtenswerten Arbeit Dr. Röhrigs iſt folgendes zu bemerken: Die Bearbeitung Oſtfrieslands erweiſt ſich als von ganz beſonderem Wert. Sie hat Beiſpiele von ſo ſchlagender Kraft zutage gefördert, wie ſie durchſchnittlich aus anderen Gegenden unſeres Vaterlandes, wo es Berge und Hügel gibt, nicht aufgebracht werden können.

Wenn die Bewohner Oſtfrieslands Stätten mit weithin reichender Sichtbarkeit haben wollten, ſo mußten ſie ſich dieſelben erſt künſtlich ſchaffen. Die ſo geſchaffenen Hügel ſind bis zum heutigen Tage widerſpruchsfrei als Menſchenwerk erkennbar. So haben wir denn außer den Warfen, die überall im Lande um der Überflutungsgefahr willen als Träger der Höfe, Gebäude und Friedhöfe aufgeworfen werden mußten, noch große Hügel, deren Zweck bisher rätſelhaft geblieben iſt, da auch ihre Erklärung als Begräbnisſtätten verſagte. Nunmehr erweiſen ſie ſich als geortete Punkte und müſſen als Kultſtätten des alten germaniſchen Glaubens angeſehen werden.

Der Upſtalsboom bei Aurich, der ſtets als uralter Verſammlungsplatz der Frieſen gegolten hat und der ein dies bezeugendes Denkmal aus dem Jahre 1832 trägt, nimmt einen Hauptplatz im Ortungsſyſtem ein. Er ſowohl als der haushohe Plytenberg bei Leer, der Rabbelsberg bei Dunum, der rechteckige Hügel bei Utarp und andere heilige Stätten, die ich, von der Nordſee zurückkehrend, mit Dr. Röhrig beſuchen konnte, machen auf den Beſucher einen ſtarken Eindruck.

Dazu kommen die alten ſog. Konrebberswege, deren Zweck bisher rätſelhaft blieb, weil ſie keine Verkehrspunkte verbunden haben können und z. T. durch ſtets unwegſam geweſenes Land führen; jetzt erweiſen ſie ſich als Verbindungslinien zwiſchen georteten Punkten.

Die bisherigen günſtigen Erfahrungen ermutigen zu weiteren Unterſuchungen, freilich nur unter der Bedingung großer Sorgfalt und Zurückhaltung. Denn:

1. Jede Linie, wenn ſie lang genug gezogen wird, muß auf allerlei

auffällige Punkte treffen – je mehr, je dichter das Land beſiedelt iſt. Ich will zuſammenfaſſend ſolche Punkte aus manchen Gründen „Kreuzungspunkte" nennen. Auch ſolche Kreuzpunkte, deren Bedeutung mit guten Gründen bis in die vorgeſchichtliche (vorchriſtliche) Zeit zurückverlegt werden kann, müſſen rein zufällig auf den Linien erſcheinen. Die Zufälligkeit muß ſo lange angenommen werden, bis dies aus anderen guten Gründen unwahrſcheinlich wird.

2. Es iſt eine unzutreffende Meinung, daß alle Stätten, an denen unſere Vorfahren zu ſchaffen hatten, geortet geweſen ſein müßten.

3. Die Arbeit würde ſich jetzt in uferloſem Suchen verlieren, wenn der Neigung nachgegeben würde, alle Ortungsverhältniſſe (z. B. Sternlinien) aufzuſuchen, für die eine gewiſſe Begründung herangezogen oder ausgedacht werden kann.

4. Faſt wertlos, jedenfalls nur als vorbereitend anzuſehen, iſt jede Arbeit, die nur auf Karten 1 : 100 000 und nicht auf einer Berückſichtigung der Meßtiſchblätter 1 : 25 000 beruht. Erſt dieſe genügen für die Erkennung der Lage eines Platzes, und oft zeigen erſt ſie die wertvollſten Punkte.

Ohne die Zurückhaltung, wie ſie durch obige Sätze geboten iſt, muß bei den Unterſuchungen ein Zuviel, ein Gemiſch von Richtigem und Unrichtigem herauskommen, in dem die Sache erſtickt. Auch unter dem Geſichtspunkte der allgemeinen Anerkennung der Ortungstatſache ſeitens der Wiſſenſchaft und der denkenden Laien, auf die es zunächſt durchaus ankommt, muß eine ſtarke Selbſtbeſchränkung empfohlen werden. Je verwickelter und ſchwerer nachprüfbar die aufgewieſenen Erſcheinungen ſind und je mehr damit das uns Heutigen gewohnte Denkgebiet verlaſſen wird, um ſo mehr Hinderniſſe werden der grundſätzlichen Anerkennung in den Weg gelegt.

Die Unterſuchung der Südnord- und Weſtoſtlinien iſt einfach und von jedermann ausführbar. Schon die Sonnwendlinien erfordern aſtronomiſche Berechnung und Beratung. So verlockend für den Finder die Aufweiſung noch darüber hinausgehender – wirklicher oder vermeintlicher – Erſcheinungen ſein mag, ſo ſtörend iſt ſie im gegenwärtigen Stand der Dinge.

16. Der Burghof in Oeſterholz

Die Oeſterholzer Mark mit ihrem Gutshof („Haus Oeſterholz", ſpäter Gierken) macht die Oſtecke des weiten flachen Heidegebietes der Senne aus, deren ganzer an den Hang des Teutoburger Waldes heranreichender Nordoſtrand eines der bedeutendſten Hünengräberfelder Deutſchlands iſt. Die großen Hügelgräber ſtammen aus der Bronze- und älteſten Eiſenzeit und ſind z. T. noch älter.

Hier hat der Beſiedlungseifer nach dem Weltkriege eingeſetzt, zum Kummer der Natur- und Altertumsfreunde, die mit der Naturſchönheit und Einſamkeit auch die Hünengräber noch mehr dahinſchwinden ſehen. Durch Mittelalter und neuere Zeit waren nur zwei Höfe und drei Kotten (Arbeiterſtätten) in Oeſterholz vorhanden. (S. Abb. S. 209.)

Eine Wanderung zu den Gräberfeldern 1925 ließ mich 300 m abſeits der Fürſtenallee den wie ein anſehnliches Waldſtück ausſehenden wenig bekannten Gutshof ſozuſagen „entdecken", der im Schatten ſeiner damals noch vorhandenen alten Eichen und Buchen ſein Geheimnis verbarg. Der freundliche Beſitzer, der den gegen Kriegsende gekauften verwahrloſten Hof zu einem Sommerſitz umwandelte, hatte bereits eine hübſche Schrift mit Aquarellen über den Hof und ſeine Geſchichte in der neueren Zeit zuſammengeſtellt und befaßte ſich auch – vergeblich – mit der Frage, was wohl der mit Wällen und Mauern umfriedete alte Platz bei ſeiner erſten Anlage bedeutet haben möge; ob Bauernhof, Herrenſitz, Förſterei, gewerblicher Platz, Fluchtburg oder Kloſter, nichts wollte ſtimmen. Der Beſitzer klagte, daß Perſonal aus der Umgebung nicht zu erhalten ſei wegen des Verrufs und der Spukgeſchichten, die mehrfach auch an mich herangetreten ſind.

Die in der Folgezeit geſammelte anſehnliche Zahl urkundlicher Nachrichten führten unter vorſichtiger Zuhilfenahme logiſcher (denkrichtiger) Schlüſſe zu einem faſt lückenloſen Bilde der mittelalterlichen Gutshofgeſchichte bis zurück in die Zeit um 830 n. Zw.

Geſichert iſt die Tatſache, daß der Gutshof im Mittelalter Paderborner Lehen war. Eine Nachricht von 1002 beſagt, daß eine Nonne des Kloſters Geſeke, namens Oda, ihr Erbgut in Oeſterholz an Paderborn verſchenkte. Da es, wie geſagt, in Oeſterholz außer den drei Kötterſtätten nur zwei Höfe gab, von denen die ſpätere gräfliche Meierei lehnsfrei war, ſo kann

es ſich bei dem Geſchenk wiederum nur um unſeren Gutshof gehandelt haben. Paderborn verlehnte ihn an die Familie Schwarz in Braunenbruch bei Detmold; man iſt nicht ſicher, wann es geſchah, aber in dem Lehnsbrief vom Jahre 1482 heißt es bei der Verlehnung „wie ſchon immer". Da Schwarz einen Meier auf den Hof ſetzte, hieß er von da ab durch lange Zeiten bis zum Verkauf an die lippiſchen Grafen 1493 darüber hinaus „Schwarzmeiershof". Die geiſtliche Hand über dem Hofe iſt unleugbar und bedeutſam. – Eine ſehr beſtimmt ausgeſprochene Nachricht des als unzuverläſſig geltenden, aber beſten Kenners der Corveyer Kloſterbibliothek vor ihrem fünfmaligen (!) Brande im Dreißigjährigen Kriege betrifft einen teſtamentariſchen, aus der Zeit zwiſchen 826 und 852 ſtammenden Anſpruch Corveys auf die Oeſterholzer Beſitzung Bevos, eines Sohnes des Herzogs Ekbert; nur unſer Gutshof kann gemeint ſein. Gleichgültig, ob der Anſpruch erſchwindelt iſt oder nicht, jedenfalls ſind Beziehungen, die zwiſchen dem Gutshof und dem weit entfernten Corvey beſtanden, höchſt beachtlich im Blick auf die Hethiangelegenheit, auf die wir unten zurückkommen werden.

Zu den umgebenden Gräberfeldern iſt noch zu ſagen, daß die öſtlich bis an die große Straße gelegenen noch kartenmäßig nachzuweiſen, aber im Acker verſchwunden ſind. 1200 m ſüdöſtlich liegt die von Gräbern durchſetzte Schwedenſchanze. Ebenſoweit ſüdweſtlich das große Gräberfeld „Auf der Horſt". Von da an ſind die Gräber über den Weſt- und Nordbogen bis zum Forſthaus Naſſeſand, im Nordoſten z. T. nahe an den Gutshof herankommend, verſtreut. Während der Dampfpflug über die ſüdliche, 150 m bis an den Gutshof heranreichende Heide ging, war ich 1926 Zeuge, als Schwanold einige ſpäteiſenzeitliche Gräber (ohne Beigaben) öffnete.

Wenn ſich eine vorgeſchichtliche Burg ſo auffällig in ein dem Volke geheiligtes vorgeſchichtliches Gräbergebiet einſchiebt, ſo muß eine unſerer Frageſtellungen dahin gehen, ob nicht ein innerer Zuſammenhang zwiſchen beiden gefunden werden kann. Dabei darf auch nicht achtlos beiſeitegeſchoben werden, daß in einer Aufzählung lippiſcher „Antiquitäten" durch Waſſerbach 1650 zu leſen iſt: „fanum Ostarae deae prope Oesterholt" (ein Heiligtum der Göttin Oſtera nahe bei Oeſterholz). Es ſind merkwürdige Genoſſen in Wiſſenſchaft und Kirche, die wie Verbündete erſcheinen, um den Oſterabegriff der germaniſchen Mythologie, ja auch den Namen auszumerzen, und es iſt ihnen außer beim Oſterfeſte nahezu gelungen. Eine proteſtantiſche Realenzyklopädie, die 13000 Seiten zählt, verweiſt im Stichwörterverzeichnis auf „Paſſah"!

Wenn die geſchichtlichen und ſonſtigen Nachforſchungen ſich überaus dankbar erweiſen und ein allmähliches Eindringen in das Geheimnis des Gutshofes erwarten ließen, ſo hielten ſich die damaligen Grabungsverſuche in ganz unzulänglichen Grenzen. Der verſtorbene Landespfleger, Schulrat Schwanold, der mir damals freundlich half, mußte ſich mit vier kleinen Einſchnitten in die Wälle begnügen. Aus ihnen ergab ſich wenigſtens, daß unter der jetzigen Form noch ein älterer Zuſtand der Wälle vorhanden war, und daß der weſtliche Teil derſelben von einem Spitzgraben begleitet geweſen iſt, ſo daß der Gedanke an ein römiſches Kaſtell auftauchte. Er mußte jedoch aus mehreren anderen widerſprechenden Gründen wieder aufgegeben werden. Schuchhardt hatte damals auf Grund einer kurzen Oberflächenbeſichtigung, von der wir erſt nachträglich erfuhren, das Alter der Wälle auf das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges angegeben, ein anderer hat noch im Frühjahr 1935 geglaubt, als geſichertes Ergebnis ſeiner eingehenden archivaliſchen Forſchungen noch jüngeres Alter der Umhegung feſtſtellen zu können.

Einen weſentlichen Fortſchritt in der Beurteilung des Gutshofes Oeſterholz haben die umfangreichen Ausgrabungsarbeiten Prof. Dr. Reinerth's im Sommer 1935 gebracht. Vor allem bewirkten ſie die endgültige Beſeitigung der Zweifel an dem vorgeſchichtlichen Alter der Umhegungswälle des Gutshofes. Der maßgebende Grabungsbericht iſt noch nicht veröffentlicht.

Nach mündlicher Auskunft, die mir Prof. Reinerth nach dem Durchſtich des beſterhaltenen Walles III gab, fällt die Entſtehungszeit ſolcher germaniſchen Wälle mit Holzkonſtruktion, wie ſie hier durch die Färbung im ſandigen Boden aufs deutlichſte ſich zeigte, in die weite Zeitſpanne zwiſchen 800 vor und 800 nach Zeitwende. Da ausreichende Funde nicht gemacht wurden, wie es bei den Wallburgen ſehr oft vorkommt, iſt eine zuverläſſige nähere Zeitbeſtimmung nicht möglich. Für die Geſamtbeurteiluug der Burg macht der Mangel einer genaueren Zeitbeſtimmung nichts aus, da es nicht immer feſtſtellbar iſt, ob nicht eine andersartige Umhegung des Platzes vorangegangen iſt.

Die Ergrabung eines Befeſtigungswerkes in der Bauart der Wälle oder Mauern mit Holzkonſtruktion, wie ſie als vorgeſchichtlich von der Wiſſenſchaft bei zahlreichen germaniſchen oder keltiſchen Burgen in Deutſchland feſtgeſtellt ſind, gelegen in dieſer vorgeſchichtlich ſo hochbedeutſamen Gegend in der Oeſterholzer Mark, iſt ein Erfolg von ſo erheblicher Bedeutung, daß die Weiterforſchung auf den Plan gerufen wird.

Das Oeſterholzer Grabungsergebnis führt zu Schlußfolgerungen und Erwägungen, die ich nunmehr in folgenden Sätzen zuſammenfaſſen will.

a) Fundarchäologisch ist der Gutshof Oesterholz mit seiner Umgebung als eine Stätte gekennzeichnet, die von der Steinzeit und ältesten Bronzezeit her durch Römerzeit und alle Perioden der Eisenzeit bis heute benutzt war.

b) Topographisch und siedlungstechnisch hat der Platz die Eigenschaften, die nachweislich von den Siedlern der Bronzezeit und schon früher benutzt wurden (Wasserverhältnisse, Bodenbeschaffenheit und Lage am Rande der Heide und eines großen waldigen Jagdgebietes).

c) Geschichtlich und archivalisch reiche Nachrichten, die sich mit zwingender Notwendigkeit auf eben diesen Gutshof beziehen, weisen bis in allerfrüheste geschichtliche Zeit zurück. Sie zeigen ihn von Anfang an als einen aus öffentlicher Hand kommenden Besitz, da der als erster genannte Besitzer Bevo ein Sohn des Sachsenherzogs Ekbert, eines Angelsachsen, war und dieses Stück eines Markengebietes nur (unmittelbar oder mittelbar durch seinen Vater) vom König erhalten haben konnte. Vom Jahre 1002 blieb das Besitztum ein Lehen der Paderborner Kirche bis zum Jahre 1591. Nur der Schwarzmeiershof, jetzt Sternhof, kommt für die Schenkung der Nonne Oda vom Jahre 1002 in Frage; denn in Oesterholz war nur er Paderborner Lehen, und zwar gemäß dem ältesten Lehnsbrief (1492) „schon immer". Der mehrfach verbreitete Einwand, der Hof sei erst wenige hundert Jahre alt, ist eine glatte Umkehrung der geschichtlichen Wahrheit.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit war der Hof in den Jahren 815–822 der Schauplatz einer Klostergründung (Hethi), die durch ihre Einzelheiten den Verdacht, daß hier ein germanisches Heiligtum gewesen sein müsse, noch aufs äußerste steigert. (Siehe S. 148 ff.)

d) Von größter Bedeutung für den kultischen Charakter des Gutshofes ist seine Lage inmitten eines auffälligen Markengebietes, das seine kultische Sonderstellung durch eine Häufung von anderen Heiligtümern erweist (heilige Haine, ungezählte Hünengräber, Gerichtsstätte, „Hünenkirche").

Als geschichtliche Urkunde ist die von Wasserbach (um 1690) gebrachte Nachricht von einem „fanum Ostarae Deae prope Oesterholz" hoch zu werten. Dazu kommt allerlei zu Spukgeschichten gewordene mündliche Volksüberlieferung.

e) Sprachlich und namenkundlich dürfen die in engem Raum zu Oesterholz hinzukommenden Namen Hünnen- und Heidenkirche, Dedingerheide, Gudenslau und die Namen der umwallten Haine Königslau, Langelau und Eckelau u. a. von niemand übersehen werden, der die eigenartigen Verhältnisse dieser Oesterholzer Mark auf sein Urteil auch in den sich an den Gutshof anknüpfenden Fragen einwirken lassen will.

f) Der Gutshof hat eine merkwürdige festungsartige, teils aus Wällen mit Stützmauern, teils nur aus Mauern bestehende Umhegung, die sowohl den landwirtschaftlichen als auch den militärischen Sachverständigen als ein Rätsel erscheint, weil weder militärische Rücksichten zu irgendeiner Zeit, noch landwirtschaftliche Bedürfnisse, noch sonstige Gesichtspunkte die Anlage des Gutshofes in dieser Größe, Ausgestaltung und Lage rechtfertigen. (S. Abb. S. 206.)

Es ist also nicht ein beliebiger gleichgültiger Gutshof, sondern ein hochwertiges vorgeschichtliches Objekt in auffälligster Umgebung, zu dessen Eigenschaften sich der merkwürdige astronomische Befund hinzugesellt. Meine Beobachtung, daß einige Richtungen himmelskundlich gewertet werden könnten, war eine mehr zufällige, wenn auch durch die frischen, später restlos bestätigten Eggsternsteinerfahrungen angeregt. Die Verhandlungen mit meinen Beratern im astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin haben zu der Feststellung geführt, daß vier Linien eine zeitlich zusammenstimmende Gruppe von Fixsternazimuten mit mythologischer Bedeutung bildeten. Daraus ergab sich dann nach eingehenden Erwägungen des Für und Wider das bekannte Gutachten betreffend die astronomische Bedeutung des Gutshofes. Seine theoretisch-wissenschaftlich richtige Grundlage ist seither unangetastet geblieben und schließlich von dem Direktor der Leipziger Sternwarte noch weiter ausgebaut worden. Neugebauer, erster Spezialist auf dem Gebiete der astronomischen Chronologie, hat den Einwand, daß die Zeitberechnung der Oesterholzer Erscheinung nicht eindeutig genug sei, durch eine umfassende Berechnung aller in Betracht kommenden hellen Sterne als irrig erwiesen (Mannus XX, 1–3, S. 222). Seine Feststellung, daß in der Zwischenzeit zwischen — 4000 und + 1800 (Goethes Zeit) eine auf Oesterholz passende Konstellation in Betracht kommender heller Sterne nur in der Periode um — 1850 stattgefunden hat, ist natürlich von ganz erheblicher Bedeutung. Es ist als eine besondere Gunst der Umstände anzusehen, daß so verblüffende Konstellationen wie in Oesterholz tatsächlich nicht öfter eingetreten sind, obgleich sie theoretisch natürlich möglich gewesen wären. Wenn sie häufiger eingetreten wären, so würde die Beweiskraft der Oesterholzer Erscheinung in gleichem Maße vermindert sein; aber sie sind eben überhaupt nicht eingetreten.

Die gebrochene umstrittene (Sonnen-)Linie 1 des Katasterauszuges erwies sich als niemals in der Form eines Walles vorhanden, so daß die alte Umhegung nicht ein Sechseck, sondern ein Fünfeck gewesen ist.

a) Fundarchäologiſch iſt der Gutshof Oeſterholz mit ſeiner Umgebung als eine Stätte gekennzeichnet, die von der Steinzeit und älteſten Bronzezeit her durch Römerzeit und alle Perioden der Eiſenzeit bis heute benutzt war.

b) Topographiſch und ſiedlungstechniſch hat der Platz die Eigenſchaften, die nachweislich von den Siedlern der Bronzezeit und ſchon früher benutzt wurden (Waſſerverhältniſſe, Bodenbeſchaffenheit und Lage am Rande der Heide und eines großen waldigen Jagdgebietes).

c) Geſchichtlich und archivaliſch reiche Nachrichten, die ſich mit zwingender Notwendigkeit auf eben dieſen Gutshof beziehen, weiſen bis in allerfrüheſte geſchichtliche Zeit zurück. Sie zeigen ihn von Anfang an als einen aus öffentlicher Hand kommenden Beſitz, da der als erſter genannte Beſitzer Bevo ein Sohn des Sachſenherzogs Ekbert, eines Angelſachſen, war und dieſes Stück eines Markengebietes nur (unmittelbar oder mittelbar durch ſeinen Vater) vom König erhalten haben konnte. Vom Jahre 1002 blieb das Beſitztum ein Lehen der Paderborner Kirche bis zum Jahre 1591. Nur der Schwarzmeiershof, jetzt Sternhof, kommt für die Schenkung der Nonne Oda vom Jahre 1002 in Frage; denn in Oeſterholz war nur er Paderborner Lehen, und zwar gemäß dem älteſten Lehnsbrief (1492) „ſchon immer". Der mehrfach verbreitete Einwand, der Hof ſei erſt wenige hundert Jahre alt, iſt eine glatte Umkehrung der geſchichtlichen Wahrheit.

Mit hoher Wahrſcheinlichkeit war der Hof in den Jahren 815–822 der Schauplatz einer Kloſtergründung (Hethi), die durch ihre Einzelheiten den Verdacht, daß hier ein germaniſches Heiligtum geweſen ſein müſſe, noch aufs äußerſte ſteigert. (Siehe S. 148 ff.)

d) Von größter Bedeutung für den kultiſchen Charakter des Gutshofes iſt ſeine Lage inmitten eines auffälligen Markengebietes, das ſeine kultiſche Sonderſtellung durch eine Häufung von anderen Heiligtümern erweiſt (heilige Haine, ungezählte Hünengräber, Gerichtsſtätte, „Hünenkirche").

Als geſchichtliche Urkunde iſt die von Waſſerbach (um 1690) gebrachte Nachricht von einem „fanum Ostarae Deae prope Oesterholz" hoch zu werten. Dazu kommt allerlei zu Spukgeſchichten gewordene mündliche Volksüberlieferung.

e) Sprachlich und namenkundlich dürfen die in engem Raum zu Oeſterholz hinzukommenden Namen Hünnen- und Heidenkirche, Dedingerheide, Gudenslau und die Namen der umwallten Haine Königslau, Langelau und Eckelau u. a. von niemand überſehen werden, der die eigenartigen Verhältniſſe dieſer Oeſterholzer Mark auf ſein Urteil auch in den ſich an den Gutshof anknüpfenden Fragen einwirken laſſen will.

f) Der Gutshof hat eine merkwürdige festungsartige, teils aus Wällen mit Stützmauern, teils nur aus Mauern bestehende Umhegung, die sowohl den landwirtschaftlichen als auch den militärischen Sachverständigen als ein Rätsel erscheint, weil weder militärische Rücksichten zu irgendeiner Zeit, noch landwirtschaftliche Bedürfnisse, noch sonstige Gesichtspunkte die Anlage des Gutshofes in dieser Größe, Ausgestaltung und Lage rechtfertigen. (S. Abb. S. 206.)

Es ist also nicht ein beliebiger gleichgültiger Gutshof, sondern ein hochwertiges vorgeschichtliches Objekt in auffälligster Umgebung, zu dessen Eigenschaften sich der merkwürdige astronomische Befund hinzugesellt. Meine Beobachtung, daß einige Richtungen himmelskundlich gewertet werden könnten, war eine mehr zufällige, wenn auch durch die frischen, später restlos bestätigten Eggsternsteinerfahrungen angeregt. Die Verhandlungen mit meinen Beratern im astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin haben zu der Feststellung geführt, daß vier Linien eine zeitlich zusammenstimmende Gruppe von Fixsternazimuten mit mythologischer Bedeutung bildeten. Daraus ergab sich dann nach eingehenden Erwägungen des Für und Wider das bekannte Gutachten betreffend die astronomische Bedeutung des Gutshofes. Seine theoretisch-wissenschaftlich richtige Grundlage ist seither unangetastet geblieben und schließlich von dem Direktor der Leipziger Sternwarte noch weiter ausgebaut worden. Neugebauer, erster Spezialist auf dem Gebiete der astronomischen Chronologie, hat den Einwand, daß die Zeitberechnung der Oesterholzer Erscheinung nicht eindeutig genug sei, durch eine umfassende Berechnung aller in Betracht kommenden hellen Sterne als irrig erwiesen (Mannus XX, 1–3, S. 222). Seine Feststellung, daß in der Zwischenzeit zwischen — 4000 und + 1800 (Goethes Zeit) eine auf Oesterholz passende Konstellation in Betracht kommender heller Sterne nur in der Periode um — 1850 stattgefunden hat, ist natürlich von ganz erheblicher Bedeutung. Es ist als eine besondere Gunst der Umstände anzusehen, daß so verblüffende Konstellationen wie in Oesterholz tatsächlich nicht öfter eingetreten sind, obgleich sie theoretisch natürlich möglich gewesen wären. Wenn sie häufiger eingetreten wären, so würde die Beweiskraft der Oesterholzer Erscheinung in gleichem Maße vermindert sein; aber sie sind eben überhaupt nicht eingetreten.

Die gebrochene umstrittene (Sonnen-)Linie 1 des Katasterauszuges erwies sich als niemals in der Form eines Walles vorhanden, so daß die alte Umhegung nicht ein Sechseck, sondern ein Fünfeck gewesen ist.

Außerdem hatte die alte Wall-Linie 11 eine um mehrere Grad abweichende, geometriſch bis jetzt noch nicht vermeſſene Richtung. Als Grundlage der aſtronomiſchen Berechnung der Zeitſpanne, in der die Richtungen der vier Wälle als Firſternazimute gültig waren, ſind in dem aſtronomiſchen Gutachten die beiden wegfallenden Linien niemals gewertet worden.

Neckel ſetzt voraus, daß eine völkermythologiſche Bedeutung der Oeſterholzer Sterne eine unentbehrliche Grundlage des Oeſterholzer Satzes ſei, deren Wegfall auch den Fall der Theſe zum Gefolge hätte. Dies iſt jedoch unzutreffend. Das ergibt ſich ſchon daraus, daß bei der Aufſtellung der Theſe von dem Berliner Aſtronomen und mir lediglich auf die beachtenswerte Tatſache hingewieſen iſt, daß es ſich in Oeſterholz um dieſelben Geſtirne handele, die in der orientaliſchen Aſtromythologie die erſte Rolle ſpielen. Das iſt doch wohl erlaubt? Dem habe ich ſpäter als wertvolle Beſtätigung hinzufügen können, daß alle vier inmitten eines „fanum Ostarae Deae prope Oesterholz“ zur Geltung gebrachten Firſterne im Orient zu den Beigaben der weiblichen Gottheit gehört haben, alſo einer Gottheit, deren Namen Iſtar und Aſtarte den verdächtigen Anklang an den Namen Ostara aufweiſt. Um der Meinungsverſchiedenheit willen, die über dieſe Frage etwa noch obwaltet, darf der Hinweis auf ein ſolches Zuſammentreffen, dem gegebenenfalls höchſte Beweiskraft zugemeſſen werden muß, jedenfalls nicht fehlen.

Aber in ihrer Grundlage ſteht unſere Oeſterholzer Theſe unabhängig von ſolchen orientaliſchen Entſprechungen da, ja auch unabhängig von jeder mythologiſchen Einſchätzung, wohlbegründet ſchon durch den ſchlichten, hier in Germanien ſich vorfindenden Tatſachenbeſtand.

Dieſer beſteht darin, daß die Oeſterholzer Geſtirne, auch rein aſtronomiſch betrachtet, eine feine Ausleſe darſtellen: Sirius, Kapella, Orion, Zwillinge. Nach Neugebauer (Mannus XX, 1, S. 222) gibt es nur 16 nicht interpolare, helle Sterne; vier bis ſechs von ihnen fallen fort, weil ſie mit bereits gezählten in einem Sternbilde ſtehen. Die Weglaſſung der in der ſonſt wortreichen orientaliſchen Aſtronomie kaum einmal erwähnten Sterne Praeſepe und Formalhaut dürfte auch kaum einem Widerſpruch begegnen. Es kommen alſo, da Sonne und Mond wegfallen, nur noch acht bis zehn Sterne in Betracht. Daß es in den 58 Zeitperioden (je 100 Jahre) ſeit −4000 nur eine Zeitperiode gegeben hat, und zwar die um −1850 (und dann erſt wieder um +1800) in der der Horizontort von vier dieſer acht bis zehn Sterne durch Oeſterholzer Azimute getroffen wurde, dieſer

unleugbare Tatbeſtand läßt auch ohne den Nachweis mythologiſcher Bedeutung die Erklärung durch Zufall als eine gewagte Ausflucht erſcheinen!

Wenn weder ſprachlich noch begrifflich an den Zuſammenhang von Oſtara und Iſtar (vielleicht als Rückſtand aus einſt gemeinſamen Urvorſtellungen der Völker) zu glauben iſt, wenn die Ziege Heidrun mit dem Kapellaſtern nichts zu tun hätte, und wenn die Spindel der Freya von den Gürtelſternen des Orion getrennt werden ſoll – auch dann blieben die aſtronomiſchen Grundlagen des Oeſterholzer Satzes unangetaſtet. Es fielen aber einige annehmbare und einleuchtende Erklärungsverſuche dahin.

Wenn ich demnach glaube, daß derartige, eine Nebenrolle ſpielenden Umſtände nicht ſo ſtark betont werden dürfen, geſchweige denn zu einer Verweigerung der Zuſtimmung führen dürfen, ſo läßt doch Neckels abſchließender Satz zur aſtronomiſchen Frage erkennen, daß für ihn die ſich aus meinen Beobachtungen ergebende germaniſche Aſtronomie keineswegs abgetan iſt. Er ſchreibt: „Die Beobachtungen am Sazellum des Eggſteinſteines und ebenſo die von Teudt an mehreren Stellen vorgetragenen über ‚heilige Linien' und ähnliches fordern Gedanken wie die ſeinigen bei jedem heraus, der die Frage denkend und vorurteilslos betrachtet."

Schließlich kommt beim Oeſterholzer befeſtigten Hof noch ein Geſichtspunkt in Betracht, deſſen Bedeutung zwar von manchem nicht empfunden werden wird, weil ſeine Berechtigung überhaupt nicht materiell erweisbar iſt. Aber für viele andere ſind ſolche pſychologiſchen (ſeelenkundlichen) Unwägbarkeiten erſt recht von Bedeutung. Das iſt die Lage des Hofes in einer Umgebung von Ahnengräbern, die ihn einſt rings umſchloſſen. Dieſe Lage läßt eine rein kriegeriſche Aufgabe als unmöglich erſcheinen, wenn an germaniſchen Urſprung gedacht wird, was bei Kulturwerken auf germaniſchem Boden bis zum Gegenbeweiſe die Regel ſein muß.

Die Annahme eines mit erheblichem Zeitaufwande für die Dauer geſchaffenen Römerlagers jedoch ſtößt nicht nur nach meiner Kenntnis der Römerkriege auf die Unvereinbarkeit mit den jeweiligen Aufgaben der Feldherren, ſondern wird auch von dem Gewicht des nachſtehenden militäriſchen Gutachtens betroffen.

Wenn aber die Sachſenkriege (alſo faſt 800 Jahre ſpäter!) als Erbauungszeit auch noch in Erwägung gezogen werden, ſo würde es ſich nach Lage der Dinge in der ganzen Regierungszeit Karls ausſchließlich um den Bau einer Zwingburg oder den Umbau einer ſchon vorhandenen Kultburg zu einer Zwingburg handeln zwecks Unterdrückung der Zuſammenkünfte des Volkes an den feſtlichen Stätten des Ahnen- und Gottesdienſtes zwiſchen

Dedingerheide im Süden, Gudenslau, Langelau, Königslau im Norden und Nordweſten und den Eggſternſteinen 7 Kilometer nordöſtlich. Aber es liegt bis jetzt kein Grund vor, die überlieferte Annahme beiſeite zu ſchieben, daß die von Karl erbaute Wohnburg ſich in Lippſpringe, und zwar an der Stelle befand, wo ſich über der mit reichlichem Waſſer ſtrömenden Hauptlippequelle eine mächtige Burgruine unbekannten Urſprungs erhebt. Es wäre ein hochverdienſtliches Werk, mit den Mitteln unſerer neuzeitlichen Ausgrabungskunſt endlich Licht in das Dunkel der Entſtehungsgeſchichte dieſer Lippſpringer Ruine zu bringen.

Über die Wahl des Platzes des Oeſterholzer Gutshofes zu einer rein kriegeriſchen Zwecken dienenden Feſtung haben zu Anfang meiner Unterſuchungen zwei dazu beſonders befähigte militäriſche Sachverſtändige das nachfolgende Gutachten ausgeſtellt, zu dem ſpäter der Feſtungsbauer General Haenichen in den weſentlichen Punkten beſtätigend ſich äußerte. Das Gutachten lautet:

Detmold, den 29. Mai 1927

„Nach Beſichtigung der Anlagen bei Haus Gierken komme ich zu folgendem Urteil in militäriſcher Beziehung: Zu rein militäriſchen Zwecken iſt die Umwallung der 32 Morgen Land offenbar urſprünglich nicht angelegt worden. Sie wird von Vorgelände überhöht, mit Ausnahme der Front, die ſumpfigen Boden zeigt. Eine Feſtungsanlage an dieſer Stelle beherrſchte überdies weder den Gebirgsübergang der Gauſeköte, noch den Übergang von Kohlſtädt. Weshalb ſollte man ſonſt in dieſe Gegend eine ſo ſtarke Beſatzungstruppe von 500 bis 600 Mann legen, wie die Verteidigung von 1150 Meter Länge es erforderte? Dem ſteht nicht entgegen, daß die ausgeführten Grabungen an zwei Fronten einen Spitzgraben nach römiſcher Art vor dem Wall erkennen laſſen ſollen. Römiſche Truppen können vorhandene Wallanlagen zu vorübergehendem Aufenthalt ausgenutzt und nach ihrer Art militäriſch-techniſch vervollſtändigt haben. In dem umſchloſſenen Raume befinden ſich einige Quellen und ein langgeſtrecktes offenes Waſſerbecken, das als Viehtränke Verwendung finden kann. Wenn Haus Gierken in unruhigen Zeiten als Schutzburg zur Aufnahme der umwohnenden Bevölkerung mit ihrem Vieh dienen ſollte, ſo mußte es ſich ſchon um eine Bevölkerung von mindeſtens 1500 bis 1800 Menſchen handeln, um die nötigen Verteidiger zu ſtellen; eine Bevölkerung, die in der näheren Umgebung nach unſerer Kenntnis in hiſtoriſcher Zeit ſchwerlich geweſen iſt. Daß der Hof aber nicht als

Fluchtburg angelegt sein wird, ist bereits erkennbar gemacht. Unter militärischem Gesichtspunkt bildet die Veranlassung der ganzen Anlage ein Rätsel, mögen wir dabei eine Zeitperiode ins Auge fassen, welche wir wollen."

gez. Schröder
Oberstleutnant a. D.

gez. Wittenstein
Oberstleutnant a. D.

Es ist nicht zu vermeiden, daß die Ansichten über die militärische Bedeutung des Gutshofes auseinandergehen. Aber ich möchte durch den Abdruck des Gutachtens verhindern, daß die Frage ohne weiteres im Sinne eines reinen Befestigungswerkes als erledigt angesehen wird. Ein Befestigungswerk, bei dessen Bau man weniger an den Kampf mit einem andringenden Feinde gedacht hat, als an eine möglichst stattliche und eindrucksvolle Umhegung eines geweihten Platzes zur Ehre der Gottheit und zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der heiligen Scheu vor dem Unerforschlichen, können wir „Kultburg" nennen. Der Kultburggedanke ist nicht neu, sondern ist von allen Burgenforschern in besonders eindrücklichen Fällen zum Ausdruck gebracht, meist unter Betonung der negativen Seite, also des Mangels an kriegerischer Brauchbarkeit. Aber der Kultburggedanke hat weder bei Gelehrten ausreichende Beachtung gefunden, noch ist die Volksmeinung von den Ringwällen und Burgen durch ihn irgendwie beeinflußt. Nach wie vor wird bei jedem alten Ringwall und jeder Wallmauer nur an Kampf und Kriegsgeschrei gedacht, und nicht an die Scharen der Wallfahrer, die zum Heiligtum ziehen. Die Bedeutung des Kultburggedankens für die Germanenkunde, besonders für unser Wissen von dem Einfluß, den der religiöse Glaube auf das Leben, auf das praktische und ideale Tun und Lassen unserer Vorväter ausübte, ist unverkennbar, und das hohe völkische Interesse an einer Klärung dieses ganzen Fragenkreises, an dem sämtliche vorgeschichtlichen Wissenszweige beteiligt sind, kann gar nicht überschätzt werden.

Die unwillkürlichen Voraussetzungen und die willkürlichen Fragenstellungen, mit denen ein Forscher an eine Einzelaufgabe herantritt – unvermeidlich und berechtigterweise –, bilden den Grundzug einer wissenschaftlichen Untersuchung und üben ihren Einfluß auf deren Art und Gang.

Nachdem seit Reinerths Grabungsergebnis die Erforschung des Oesterholzer Gutshofes zunächst auf die Burgenfrage eingestellt ist, d. h. ohne Ablenkung nach der astronomischen Seite hin, besteht die Hoffnung, daß die mit völkischem Grundzuge nach den bewährten Grundsätzen deutscher Wissenschaft fortzuführenden Untersuchungen endgültige Klärung bringen werden.

17. Eine mißlungene Kloſtergründung

I. Hethi-Corvey.

In dieſem Abſchnitt bitte ich den Leſer, mich auf den Pfaden einer rein geſchichtlich-quellenkritiſchen Unterſuchung zu begleiten. Der Gang wird ſich lohnen; denn er wird uns in den Stand ſetzen, einen mönchiſch verdunkelten Vorgang der Bekehrungszeit blitzlichtartig aufzuhellen.

Hethi iſt der verſchwundene Name eines bisher unerwieſen gebliebenen Ortes im alten Sachſenlande, wo im Jahre 815 der vergebliche Verſuch einer Kloſtergründung gemacht worden iſt. Erſt 822 kam die Gründung endgültig zuſtande, und zwar in Corvey a. d. W. Die geheimnisvolle Sache gewinnt für uns eine erhebliche Bedeutung im Intereſſe der Aufklärung des Schickſals des Gutshofs Oeſterholz, gewährt aber auch einen wertvollen Einblick in die ſo dunklen Zuſtände der Zeit des Übergangs vom alten Glauben in den neuen Glauben.

Als Geſchichtsquellen für die ganze Angelegenheit dienen uns die in der Fußnote[1]) angegebenen Stücke meiſt Corveyſcher und Paderbornſcher Geſchichtsſchreiber, denen ihrerſeits noch Quellen zur Verfügung ſtanden, die für uns beſonders durch den fünfmaligen Brand des Kloſters Corvey während des Dreißigjährigen Krieges verloren gegangen ſind. Angeſichts

[1]) Quellenangabe. Monumenta Germaniae Historica (Pertz), Hannover 1829, Historia Translationis, S. Viti, S. 577–580. – Letzner: Chronika (Leben, Hendel, Thaten Ludowici Pii), Hantzſch, Hildesheim 1604, S. 3, 7, 12, 41–46, 48, 77–79, 95 (zu leſen ſtatt 65), 100 (ſtatt 70), 105 (ſtatt 75) ff. – Monumenta Paderbornensia Editio altera priori auctior, Amsterdami 1672 (Karte). – F. v. Fürſtenberg: Denkmale des Landes Paderborn (Monumenta Paderbornensia, überſetzt durch Micus), Jungfermannſche Buchhandlung, Paderborn 1844, S. 325 ff., 332. – R. P. Nic. Schaten: Kurtze Verfaſſung hiſtoriſcher Jahr- und Kirchengeſchichten von dem erſten Urſprung des Chriſtentums, Jungffermann, Paderborn 1768, S. 17 ff., 34, 44–61. – Schaten: Annales Pad. in den Berichten über die unſere Sache betreffenden Jahre. – P. Wigand: Der Corveyſche Güterbeſitz, Meyerſche Hof-Buchhandlung, Lemgo 1831, S. 150. – P. Wigand: Geſchichte der gefürſteten Reichsabtei Corvey, Vohn, Hörter 1819, S. 34–48, 68 ff., Fußnoten 56–66. – P. Wigand: Die Corveyſchen Geſchichtsquellen, Brockhaus, Leipzig 1841, S. 2, 21, 22. – Meibom: Chronic. Corb., S. 755. – W. Wattenbach: Deutſchlands Geſchichtsquellen, I. Band, Hertz, Berlin 1885 (Beſſerſche Buchhandlung), S. 235 f.

der Verworrenheit und der Widersprüche der Schriftsteller untereinander und zum Teil auch innerhalb der eigenen Berichte ist ein sorgfältiges, vergleichendes und kritisches Studium wenigstens der angegebenen Stücke erforderlich. Den einzelnen Erkenntnissen müssen jeweils mehrere Quellen dienen, und ihre Zusammensetzung ergibt dann einen Zug des Gesamtbildes nach dem anderen. Wichtige Zitate füge ich in den Text ein.

Der Bau einer Kirche und die Begründung kirchlicher Ordnung an einem geeigneten Orte der Gegend an den Lippequellen, wo sein Hauptquartier sein sollte, mußte nach Lage der Dinge eine der ersten Sorgen des Kaisers Karl sein, sobald die Verhältnisse es irgend zuließen. Im Jahre 785 schien ihm die Zeit dazu gekommen. Als Platz für die erste Kirche wurde die Paderquelle erwählt, wodurch höchstwahrscheinlich zugleich ein germanisches Quellenheiligtum beseitigt worden ist.

Karl gab dem Ort nach seiner von Adam von Bremen berichteten Gewohnheit einen neuen Namen und nannte ihn Paderborn (Padrabrunna). Die Kirche wurde dem Bischof von Würzburg unterstellt, der sie bis zur Bistumserhebung Paderborns im Jahre 795 behielt. Als erster Bischof zog Hathumar in Paderborn ein.

Da die den Bischöfen zur Verfügung stehenden Priester und Sendboten zur Verchristlichung dieser ebenso wichtigen als hartnäckigen Gegend nicht ausreichen wollten, wurde schon während der Sachsenkriege der Gedanke der Begründung eines Mönchsklosters mehrfach ernstlich erwogen. Denn die Einsetzung einer größeren Zahl stets frei verfügbarer Mönche und die Arbeit der Klosterschulen hatte sich ja längst als wirksam bewährt. Aber innere und äußere Schwierigkeiten standen im Wege, vor allem wohl, daß die Erziehung einheimischer *sächsischer* Mönche, deren Mitarbeit in ihrer Heimat als unerläßlich angesehen wurde, zwar eifrig betrieben, aber noch nicht weit genug vorgeschritten war. Dazu kamen die noch immer wieder aufflackernden Aufstände.

An die Ausführung konnte man erst herantreten, als nach dem sog. Friedensschluß von Salza 804 die Unterwerfung als eine endgültige angesehen werden konnte. Durch weitere Hinderungsgründe zögerte sich dann die Klostergründung noch um elf Jahre bis in das erste Regierungsjahr Ludwig des Frommen hinaus. Der Karl befreundete Bischof des in Frankreich gelegenen Klosters Corby, Adalhard, aus sächsischem Blute stammend, war es besonders, der mit seinem Bruder Wala und einem anderen sächsischen Verwandten Theodrad die Klostergründung betrieb, auf des letzteren Vorschlag den Platz (multum aptus ad hoc opus, vorzüglich

geeignet zu dieſem Werk!) beſtimmte, und auch der erſte verantwortliche Abt des neuen Kloſters unter Beibehaltung ſeines bisherigen Kloſters wurde. Der Platz gehörte dem Vater Theodrads. Theodrad ſcheint einer der vielen Söhne des Herzogs Ecbert geweſen zu ſein, den Karl zu ſeinem ſtellvertretenden Regenten im unterworfenen weſtlichen Sachſenlande gemacht hatte, und der wahrſcheinlich in der (nach Fürſtenberg) über Alliſo erbauten Zwingburg, wo ſich ſpäter die Biſchöfe ihr Schloß erbauten, reſidierte. Das neue Kloſter wurde Hethi genannt.

Von großer Wichtigkeit für uns ſind die Zeugniſſe, daß Hethi nicht außerhalb, ſondern innerhalb des Bistums Paderborn gelegen hat. Denn bisher hat man ganz allgemein, der Behauptung Letzners in ſeiner Corveyſchen Chronik (1604) folgend, den Ort in den Solling verlegt und bei Neuhaus, einem Jagdſchloß der Herzöge von Braunſchweig, zu finden vermeint. Ein genaueres Studium der einſchlägigen Urkunden führt jedoch zu einem ganz anderen Ergebnis.

Fürſtbiſchof Ferdinand v. Fürſtenberg von Paderborn und Münſter, der wegen ſeiner neunjährigen vatikaniſchen Studien und auch ſonſt als der beſtunterrichtete Schriftſteller des alten Weſtfalens anerkannt werden muß, erwähnt zwar auch die Meinung Letzners und ſagt auffällig kurz, daß Letzner Hethi in den Solling verlege, beweiſt uns aber dann in ſchlechthin überzeugender Weiſe, daß ſowohl Hethi als auch Corvey „von ſeinem erſten Beginne an" im Paderborniſchen Diſtrikt gelegen habe. Ob Ferdinand noch mehr über Hethi gewußt hat, iſt uns unbekannt; aber es iſt überaus wertvoll für uns, daß er ſich wenigſtens für die Zuſtändigkeitsfrage ſo lebhaft intereſſiert hat, um allerlei Einzelheiten über den Umzug von Hethi nach Corvey zuſammenzuſtellen.

Mit dem Fehlſchlag der Kloſtergründung Hethi iſt der Name ſpurlos verſchollen. Über genauere Lage und Beſchaffenheit des Ortes liegen keine weiteren Nachrichten vor. Jedoch ſind die anderen, gleichſam durchgeſchlüpften Mitteilungen und charakteriſtiſchen Züge geeignet, uns unter Zuhilfenahme geſchichtlicher Kenntniſſe und logiſcher Schlüſſe auf die Spur der Wahrheit zu bringen.

Sowohl Ferdinand als alle anderen Schriftſteller ſind angewieſen auf die älteſte und als einwandfrei anerkannte urkundliche Quelle unſerer Kenntniſſe über das Hethiereignis; das iſt die Historia Translationis S. Viti, wiedergegeben in den Monumenta Germaniae. Sie hat als Verfaſſer einen ungenannten Corveyer Mönch, der nur wenige Jahrzehnte nach dem Ereignis, etwa um 850, geſchrieben hat. Die Translatio weiß

vom Solling noch nichts. Und dann folgen ſieben bis acht Jahrhunderte, in denen die Literatur über den an ſich ja unbedeutenden ſechsjährigen Hethizwiſchenfall überhaupt nichts bringt; es lag kein Intereſſe vor, an ihn zu erinnern, eher umgekehrt. Erſt der neuerwachte Wettſtreit zwiſchen Corvey und Paderborn ſcheint die Aufmerkſamkeit Corveys auf das Ereignis gelenkt zu haben. Und Letzner hat es unternommen, den Ort öſtlich der Weſer als Hethi glaubhaft zu machen.

Wenn auch die Paderborner nichts dagegen einzuwenden hatten, ſo ließen ſie ſich doch nicht verblüffen, ſondern Schaten (1693) erklärte kurzweg: „quod argumento est, jurisdictionem sacram Episcopi Paderbornensis late per eas oras, ut Karolus Magnus descripserat, sese porrexisse“ („dieſes dient zum Beweiſe, daß die Macht des Paderborner Biſchofs weit über die Grenzen hinausgeragt habe, wie ſie Karl der Große vorgeſchrieben hat“). In der Folge zeigen denn auch die Karten die Grenze Paderborns noch ein Stück öſtlich der Weſer, während der hierin ſicherlich zuverläſſige Biſchof Ferdinand in ſeiner von Micus gebrachten Karte der Diözeſangrenzen Paderborns, welche ausdrücklich auf die Zeit der fränkiſchen und ſächſiſchen Kaiſer (800–1200) bezogen iſt, aufs klarſte die Weſer als die von Karl beſtimmte öſtliche Grenze aufweiſt.

Letzner nun bringt, abgeſehen von einem Hinweis auf Mauerreſte, der allſeitig als gänzlich hinfällig angeſehen wird, als einzigen Beweis für Neuhaus, daß es dort mehrere auf ein Kloſter bezügliche Flurnamen gebe, und die Späteren haben den Beweis ſo hingenommen.

Letzner wird von Wigand, dem kritiſchen Geſchichtsſchreiber Corveys (1819), als ein ſeichter, leichthin auf Grund von Gerüchten ſchreibender Schwätzer eingeſchätzt; eine gewiſſe Berechtigung dieſes Urteils wird jeder Leſer empfinden. Ich glaube nicht, daß er der Erfinder der ganzen Sollingtheſe iſt, ſondern daß er nur für eine ſchon länger in Corvey beſtehende Meinung, Hethi habe im Solling gelegen, Beweiſe herbeizuſchaffen bemüht geweſen iſt. Denn für die Corveyer lag es ja von Anfang an nahe, den „unfruchtbaren“ Ort ihrer erſten Kloſtergründung, den ſie in ihrer Nähe gern haben wollten, in der Öde des Sollinger Waldes zu vermuten. Wir aber haben ſehr viel Anlaß, die Sache kritiſcher zu behandeln.

Wenn man Dinge der alten Geſchichte ausſchließlich durch das Vorkommen von Flur- und Ortsnamen beweiſen will, ſo müſſen ſchon ſehr überzeugende Verhältniſſe und enge Verkettungen vorliegen. Handelt es ſich aber lediglich um einige auf ein Kloſter bezügliche Namen, wie ſie

Letzner aufführt, Namen die infolge der weit verſtreuten unzähligen Kloſtergüter in Deutſchland überaus zahlreich vorkommen, dann kann daraus noch nicht das einſtige Beſtehen eines Kloſters an dieſer Stelle geſchloſſen werden. Und wenn ein Kloſter da war, ſo iſt es, wie wir ſehen werden, nicht Hethi geweſen. Aber auch um die Neuhauſer klöſterlichen Flurnamen iſt es ſchlecht beſtellt.

Bei einem perſönlichen Beſuche in Neuhaus ſtellte ich feſt, daß man dort von den ſämtlichen ins Feld geführten Kloſternamen – Mönchsbreite, Kloſterholz, Kloſterteich, Abtswieſe – nichts weiß, auch nicht der frühere Bürgermeiſter, ein älterer Mann in den ſechziger Jahren. Der Ortslehrer, Herr H. Fricke, der ſich im Intereſſe der Ortsgeſchichte auch ſchriftſtelleriſch betätigt hat, ſchrieb mir: „Letzners, Hamelmanns und Falkes klöſterliche Flurnamen von Neuhaus ſind mir nicht bekannt. Der Mönnekendamm zwiſchen Neuhaus und Fohlenplacken iſt nach Steinacker (Bau- und Kunſtdenkmäler des Kreiſes Holzminden, S. 93) unter Einfluß der geſchichtlichen Auffaſſung verderbt aus Metkendamm.“ Da nicht angenommen werden kann, daß vier Namen ausnahmslos aus einer Flur verſchwinden, ſo dürften ſie niemals vorhanden geweſen ſein, und das ganze Gerede wird auf Kloſterwünſche zurückzuführen ſein.

Letzner und ihm nach andere führen auch einen Rotenbach oder rotes Waſſer in Neuhaus auf. Damit hat es folgende Bewandtnis. Eine der Erklärungen für die Preisgabe Hethis iſt ein berichtetes Unwetter mit Erdbeben, infolgedeſſen ein Bach, der nach Letzner vorher Langenbach hieß, plötzlich verſunken ſei, um in gewiſſer Entfernung als unbrauchbares rotes Waſſer, als Rotenbach wieder zutage zu kommen. Von geologiſcher Seite wird es bezweifelt, daß in dem Sandſteingebirge des Sollings Sinkbäche entſtehen können. Nun iſt auch der Name Rotenbach oder rotes Waſſer den alten Leuten in Neuhaus unbekannt, während einige jüngere, die über die Hethiſache unterrichtet waren, meinten, daß der Name auf den Dorfteich zu beziehen ſei. Die 5 Kilometer weſerwärts jenſeits eines Berges gelegene Quelle eines Rothenbachs wird Letzner benutzt haben, um Neuhaus mit einem roten Waſſer auszuſtatten. Ein als Beiſpiel genanntes Dorf Marchshauſen iſt nicht aufzufinden.

Die „Translatio“ berichtet, daß Hethi zwei Quellen gehabt habe – locus, ubi ex utraque parte fons vivus emanat –, ein Ort, wo auf beiden Seiten eine lebende Quelle entſpringt. In Neuhaus iſt kein Platz mit zwei Quellen vorhanden; der durchfließende Bach iſt die Holzminde.

Ganz verworren werden die Dinge, wenn dieſer berichtete Quellen-

reichtum des Ortes und das rühmende Geſamturteil (der erwählte Ort ſei „multum aptus ad hoc opus“) zuſammengehalten wird mit der herzbewegenden Schilderung des Hauptgrundes für die Preisgabe Hethis, nämlich daß dieſer Ort ſo dürre geweſen ſei, daß man daſelbſt weder Nahrung noch Kleidung gewinnen konnte! Lat.: „nam locus ita aridus erat, ut nec victum nec vestimentum ibidem invenire possent, nisi quantum praefatus abba a monasterio proprio deferri faciebat“. Natürlich wird man mißtrauiſch, ob nicht das Erdbeben nebſt Quellenſchwund zwecks Wegräumung des Widerſpruchs erfunden ſei (obgleich ja auch dann eine Quelle und ſicherlich die Holzminde übrig blieb!); aber wir haben Grund, anzunehmen, daß Letzner die ihm bekanntgewordene mündliche, vielleicht auch ſchriftliche Überlieferung, in der ſich wirkliche Erinnerung an den wirklichen Ort Hethis befand, als Bauſteine für ſeine Darſtellung der Dinge benutzt hat. Jedenfalls darf Erdbeben und Sinkbach nicht unbeachtet bleiben.

Auch ohne den Widerſpruch zwiſchen Quellenreichtum und „aridus“, zwiſchen „multum aptus“ und völliger Untauglichkeit muß es als unglaubwürdig angeſehen werden, daß die klugen, geſchickten und ortskundigen Männer, die nach jahrelangem Verhandeln und Zögern den Platz auswählten, es vergeſſen haben ſollten, nach der Bodenbeſchaffenheit zu fragen. Wir werden uns nach anderen Gründen umſehen müſſen, die das Verlaſſen Hethis erklärlich machen.

Nun aber bringt die Translatio noch eine ſehr beſtimmte Nachricht, durch die Neuhaus als der Ort Hethis völlig ausgeſchloſſen wird. Mon. Germ. I p. 578 iſt wörtlich zu leſen (vorher iſt die Rede von der Auserwählung des neuen Platzes bei Höxter und ſeiner vorläufigen Weihe durch den Paderborner Biſchof Baduard): „Quod factum esse octavo Kalendas Septembris 822 constat. Et eadem die coeperunt, qui aderant, aedificia erigere – erant tamen pauci numero – usque ad diem sextam Kalendas Octobris. Septimo Kalendas namque eiusdem mensis surrexerunt a loco quo usquequaque habitaverant, cum omni suppellectili sua, senes et pueri, et alia die venerunt ad locum destinatum.“

Zu deutſch: „Es ſteht feſt, daß dieſes am achten Tage der Kalenden des Septembers geſchehen iſt. Und an demſelben Tage begannen diejenigen, welche dabei anweſend waren – es waren aber dennoch an Zahl nur wenige –, Gebäude zu errichten bis zum ſechſten Tage der Kalenden des Oktobers. Am ſiebten Tage der Kalenden desſelben Monats machen ſich die Älteren und die Kloſterſchüler auf den Weg von dem Orte, wo ſie ihre

Dauerwohnung gehabt hatten, mit aller ihrer Habe, und an einem der folgenden Tage kamen ſie zum Zielort."

Dieſe nicht zu überſehende Nachricht iſt deswegen ſo wichtig, weil Neuhaus im Solling von Corvey nur 11 Kilometer entfernt liegt, alſo in 2½ bis 3 Stunden bequem zu erreichen iſt. Es iſt ausgeſchloſſen, daß man ſich für einen Umzug, der in wenigen Stunden bewerkſtelligt werden kann, ſo einrichtet, daß man eine Nacht im Walde verbringen muß!

Falke, der ſehr für alles ſtreitet, was im Intereſſe Corveys liegt, hat die durch dieſe Nachricht offenbarte Unmöglichkeit der Neuhausthese erkannt. Er iſt darüber ſo aufgebracht, daß er daraus auf die Unechtheit der ganzen Translatio ſchließen will! Wigand aber, der keinen Verdacht geſchöpft hat und nur von Neuhaus als Hethiort etwas wußte, hat ſich die Ausflucht zurechtgedacht, „man konnte am erſten Tage aufbrechen, das Gepäck vorausſchicken und den zweiten Tag folgen." Auch ſeine ſachlichen Behauptungen bedürfen ſehr der Kritik. Wigands Wiſſen beruhte auf den gekennzeichneten Nachrichten Letzners, Hamelmanns und Falkes, wie er ausdrücklich zugeſteht. Falke hatte dasſelbe Material vor ſich wie Letzner, und Hamelmann arbeitete auf Grund der gleichen Kenntniſſe. So kommt es, daß ſich die geſamte Geſchichtsſchreibung eine falſche Nachricht zu eigen gemacht hat.

Zu allem kommt nun hinzu, daß ſich Letzner mit ſeinen Behauptungen über den Ort Hethis nach verſchiedenen Richtungen hin in auffälliger Unſicherheit bewegt. Dreimal ſagt er, daß Hethi „etwan" im Solling gelegen habe. Er ſagt: „Dieweil ich dann befinde, daß einer Adelhardus genannt, abbas ex aurea Corbeia, daß andere und neve Corbeia auffm Sollinger Walde (wie man das nach dem gemeinen Wahn der Leut alſo nennet, unnd doch domals noch keinen ſonderlichen Namen gehabt hat) auf der neveſtadt, an der Langenbach, itz undt das Rote Waſſer genanndt, anfenglich zubawen ſoll angefangen haben, unnd aber desſelben Anticeſſor in Aurea Corbeia auch Adelhardus geheißen, unnd daher der einerley Namen halben, und was die Zeit anlanget, leichtlich kann geirrt werden." „Das aber andere den Anfang beider Clöſter auffm Sollinger walde und daß an der Weſer anderſt ſetzen" u. a. m.

Nachdem wir uns davon überzeugt haben, daß Hethi auf keinen Fall zu Neuhaus im Solling gelegen haben kann, kehren wir zu Fürſtenberg zurück und wollen uns einen Einblick in die Umſtände und Gründe zu verſchaffen ſuchen, die zu dem uns als überſtürzt dargeſtellten Verlaſſen Hethis

geführt haben; überſtürzt, denn Auswahl des neuen Ortes, vorläufige Weihe durch den Biſchof, Bau von Notwohnungen für die Inſaſſen des Kloſters umfaßte nur die Zeit von wenigen Wochen.

Ferdinand ſchreibt über Hethi auf Grund der Translatio: „In dem Orte, den man Hethi nennt, fing er (Hathumar oder Adalhard) an zu bauen. Da man hier nun ſechs Jahre und mehr gearbeitet hatte, ſo konnte man nichts weiter zuſtande bringen, als daß die heilige Religion gelehrt wurde. Jedoch vermehrte ſich täglich die Zahl der Mönche aus dem edelſten Geſchlechte der Sachſen; auch wurden Knaben von guter Anlage auf das beſte erzogen.“ Die Translatio ſagt ſogar: „sicque factum est, ut ab ea die et deinceps religio monachorum etiam in regione Sachsonica succresceret atque proficeret.“ Alſo ſofortiger Beginn der geiſtigen Kloſterarbeit einſchließlich der Kloſterſchule für die Knaben und ein ſehr kurzfriſtiges Aufblühen in den erſten drei bis vier Jahren. Das Bauen galt dem anfänglichen Zuſtrom der Mönche und Knaben.

In Ferdinands Darſtellung kommen hier Lücken. Die Mönche begeben ſich am 6. Auguſt nach Höxter zur Beſichtigung des neuen Ortes, der ein unbebauter Platz geweſen ſein muß.

„Sie betrachteten denſelben von allen Seiten, gingen um ihn rings herum und warfen ſich nieder zum Gebete und ſangen die auf dieſe Zeremonie bezüglichen Pſalmen ab; ... ſie zogen eine Linie und ſchlugen Pfähle ein, und ſie begannen abzumeſſen zuerſt einen Tempel“ uſw. Man kehrte nach Hethi zurück, vollzog den Umzug, und vom Weihetage heißt es weiter: „Man errichtete ein Zelt, trug die Kreuze und Reliquien hinein und weihete den Ort zur Ehre und im Namen des hl. Stephanus.“

Hierzu nehmen wir ein anderſeitig mehrfach berichtetes Ereignis, nämlich daß Adalhard auf Grund ſchwerer Anſchuldigungen in jener Zeit ſeines Amtes entſetzt und in die Verbannung geſchickt worden iſt. Aber Ludwig mußte ihm Verzeihung gewähren und ihn wieder einſetzen.

Schon die erſte Platzwahl Hethis war nicht einmütig geſchehen. Es war Widerſpruch, und eine Minderheit der Befragten warnte. Wir müſſen vermuten, daß zu dieſer auch Adalhard gehört habe. Denn die Gegenſätzlichkeit Adalhards zu der Partei, die 815 auf dem Reichstage zu Paderborn für Hethi den Ausſchlag gab – es war der Paderborner Biſchof Hathumar, „ohne deſſen Willen nichts geſchehen ſollte“, und der mit ihm eng verbundene Kaiſer Ludwig ſelbſt –, kam ja bald darauf durch die Verbannung Adalhards zum offenkundigen Ausdruck. In Paderborn hat ſich

Adalhard gefügt, das Amt als Abt Hethis übernommen und dann mit der Errichtung der notwendigen Baulichkeiten begonnen. Der Bruch muß demnach infolge der Amtsführung Adalhards erfolgt ſein, die natürlich ſeiner Auffaſſung der Aufgabe entſprach.

Aus der chronologiſchen Verwirrung der Nachrichten kommen wir bei dieſer Annahme zur vollen Klarheit über die auffälligen Vorgänge, vor allem auch über die Wiedereinſetzung des Verbannten, der ein Sachſe war, in ſein Amt als Abt des erſten Kloſters im unterworfenen Sachſenlande. Adalhards Warnung vor dem Platze hatte ſich als richtig erwieſen und man brauchte ihn, um ſich nicht in Corvey einer neuen Niederlage auszuſetzen.

Die Verbannung hat nach einmütigem Zeugnis einen für damalige Verhältniſſe untadeligen Mann getroffen. Aber man warf ihm offenbar zu große Nachgiebigkeit und Duldung vor. Es würde gegen alle geſchichtlichen und pſychologiſchen Erfahrungen ſein, wenn ſich innerhalb der Kloſtermauern in dem ſoeben unterworfenen Lande mit ſächſiſchen Mönchen und Schülern und mit ſächſiſcher Bevölkerung umher nicht Auffaſſungen, Gewohnheiten und Neigungen geltend gemacht hätten, die aus dem alten Weſen und Glauben ſtammten, die für die ſcharf päpſtliche Partei des Kaiſers ein Greuel waren, für die aber der Sachſe Adalhard wenigſtens ein Verſtändnis aufbrachte.

So mußte Adalhard ins Elend gehen, und es kam ein neuer Abt; ob es der jüngere Adalhard geweſen iſt, wird nicht klar. Jedenfalls traten unter dem Nachfolger Zuſtände ein, die ſich bis zur Unerträglichkeit auswuchſen. Auch innerhalb der Kloſterinſaſſen muß der Zwiſt ſo groß geweſen ſein, daß die kirchliche Berichterſtattung nicht umhin konnte, die Entſtehung von drei Parteien unter den Mönchen zu erwähnen. Die einen waren jedenfalls die Anhänger des Verbannten, und ihnen gegenüber ſtanden die Freunde des neuen Abtes; dazu eine Mittelpartei. Eins aber wurden ſie in der Einſicht, daß dieſer Ort verlaſſen werden müſſe. Daß die Zwiſtigkeiten und vielleicht auch die Wiederkehr Adalhards auf die anfangs ſo ſchnell gewachſene Zahl der Mönche ſtark eingewirkt hat, ergibt ſich aus der Tatſache, daß außer den älteren Mönchen und den jungen Schülern nur noch wenige rüſtige Männer da waren, die in der Zwiſchenzeit zwiſchen Hethi und Corvey mit dem Bau der erſten Wohnungen auf dem neuen Platz beauftragt werden konnten. Ein Verſuch, die Ausdehnung der Abttätigkeit Adalhards des Jüngeren (wenn es einen ſolchen überhaupt gegeben hat) bis in die Tage vor Einweihung des neuen Corveys glaubhaft zu machen, ſcheitert an den Widerſprüchen der Erzählung.

Dieſe Ereigniſſe werfen auch ein Schlaglicht auf die tieferen Gründe der ununterbrochenen Auflehnungen gegen den Kaiſer Ludwig und die dadurch hervorgerufenen ungeheuerlichen Zuſtände unter ſeiner Regierung, wie ſie uns in den ausführlichen Lebensbeſchreibungen gezeigt werden. Wir haben es nicht nur mit dem Machthunger der den Kaiſer bekämpfenden Großen zu tun, ſondern auch mit dem von letzteren benutzten Gegenſatz zwiſchen einer die Seele des Volkes noch verſtehenden Richtung gegen den unerbittlichen Zelotismus des Kaiſers und ſeiner Umgebung.

Aus den Berichten über den ſchnellen Beginn des kurzlebigen Kloſters Hethi im Paderbornſchen iſt mit Beſtimmtheit zu entnehmen, daß die Mönche bereits vorhandene, als geeignet erſcheinende Baulichkeiten bezogen haben müſſen. Denn eine derartige umfangreiche und wirkſame Kloſtertätigkeit, wie ſie uns geſchildert wird, darunter beſonders die Kloſterſchule mit ihren erheblichen Anſprüchen an ein ruhiges umhegtes Leben, konnte unmöglich innerhalb der ſechs Jahre an einem Orte entfaltet werden, an dem man erſt alles aus dem Rohen heraus auf unbebautem Gelände ſchaffen mußte.

Wir gelangen nunmehr zu der Frage, wo Hethi geweſen ſein kann, wenn es nicht im Solling lag. Die Frage iſt nicht ſo ſchwierig, als es zunächſt erſcheinen möchte.

Von der Stelle, wo einſt eine ſechsjährige Kloſtertätigkeit ausgeübt worden iſt, werden nicht alle Spuren verſchwunden ſein. Es ſcheiden alle Plätze, auch Kloſterruinen aus, über deren Vergangenheit anderweitige glaubwürdige Nachrichten vorliegen. Die Entfernung von Paderborn kann nicht groß geweſen ſein, da ja der Zweck der Gründung die Unterſtützung der Tätigkeit der Paderborner Kirche geweſen iſt. Eine reiche, fruchtbare Gegend ſcheidet aus, weil ſonſt der Vorwand der gänzlichen Unfruchtbarkeit überhaupt nicht hätte aufgebracht werden können, wenigſtens nicht in der Zeit, als es noch wirkliche Erinnerung gab.

So ſchrumpft die Zahl der Orte, deren Unterſuchung unter unſerem Geſichtspunkte ſich lohnen könnte, zuſammen.

Unter dem Vorbehalt, daß kein wahrſcheinlicherer Ort gefunden wird, haben mich meine Nachforſchungen zu der Gewißheit geführt, daß der Ort Hethis nichts anderes als der Gutshof Oeſterholz geweſen ſein kann. Mein Vorbehalt hängt alſo nur noch an der Frage, ob es noch anderswo einen für ein bisher unbekanntes einſtiges Kloſter geeigneten, mit Anzeichen dafür ausgeſtatteten Ort im Paderbornſchen gibt, wo ein Sinkbach unter

dem Namen Rotenbach oder rotes Waſſer wieder zutage tritt. Mitteilungen darüber wären hoch erwünſcht. Nach Verlauf von acht Jahren iſt noch keine andere Hypotheſe aufgetaucht.

Wie der Volksmund in Neuhaus nichts von den von Letzner erwähnten klöſterlichen Flurnamen weiß, ſo gibt es auch in Oeſterholz keine klöſterlichen Flurnamen. Aber alles andere, was in Hethinachrichten für Neuhaus durchaus nicht ſtimmen will, findet in Oeſterholz nicht nur keinerlei Schwierigkeit, ſondern trifft in auffälliger Weiſe zu.

So konnten die Mönche, die ſich zwiſchen Neuhaus und Corvey eine unnötige, unglaublich törichte Reiſenacht eingelegt haben würden, bei der Überſiedlung von Oeſterholz nach Corvey gar nicht umhin, wenigſtens eine Nacht auf der Reiſe zuzubringen; denn die Entfernung iſt 50 Kilometer Luftlinie über Berg und Tal. – Neuhaus iſt keine Heidegegend, Oeſterholz dagegen gehört zur Senne, und da der Name Hethi Heide bedeutet, ſo trifft auch dieſer Name zu. – In Neuhaus gibt es kein Grundſtück mit einer Quelle auf jeder Seite; der Gutshof Oeſterholz hat außer der Quelle unter dem Hügelgewölbe noch eine weitere in der Nordecke, die ſpäter für ein Kötterhaus aus der Umhegung ausgeſchaltet wurde. Altes Grundgemäuer ſpricht für einſtige umfangreiche Bebauung.

Neuhaus hat keinen Sinkbach und kein Waſſer, das den alten Namen Rotenbach oder rotes Waſſer führte. Aber ein ſchwerlich zu widerlegender Beweis für Oeſterholz iſt, daß wenige 100 Meter vom Gutshof die am Hügelheiligtum entſpringende, 100 Meter durchs Langelau fließende Kummerbeke dort im Erdboden verſinkt, um nach 1 Kilometer Zwiſchenraum – deutlich gekennzeichnet durch eine ſog. Schlenke (Trockentälchen) – wieder herauszukommen, von wo ab der Bach dann den alten Namen Rotenbach trägt. Wir haben ſogar die Auswahl: auch das aus dem Quellenhügel des Gutshofs nach Weſten hin fließende Waſſer verſchwindet und zeigt ſich moorig im Teich der Landwirtſchaft des Gutshofs wieder. Hier haben wir die natürlichen Verhältniſſe, die den Anlaß zu der Sage von dem Unwetter, dem Verſchwinden der Quelle und dem unbrauchbaren Waſſer gegeben haben, wodurch die Mönche zum ſchnellen Verlaſſen Hethis veranlaßt worden ſeien – Verhältniſſe, die in Neuhaus nicht vorliegen.

Dazu kommen nun ſtarke geſchichtliche und innere Gründe, die uns das Bild der in Oeſterholz verſuchten, aber geſcheiterten Kloſtergründung klar und in lebendigſten Farben vor unſeren Blicken erſtehen laſſen.

Das unter gewöhnlichen Umſtänden ſchwer erklärliche Verhältnis Corveys zur Mark Oeſterholz erhält durch die mißglückte Kloſtergründung

einen überaus folgerichtigen Untergrund. Die Lage mag etwa wie folgt gewesen sein.

Karls Freund und Statthalter im westlichen Sachsenlande, Ecbert, hatte bei der Markenverteilung die Oesterholzer Mark erhalten, vielleicht mit Ausnahme der der königlichen Macht vorbehaltenen Laue (heiligen Haine). Ecberts Sohn Bevo überließ den Hof den Paderbornern zur Begründung des Klosters, und als die Mönche 822 abzogen, fiel er wieder an ihn zurück. Freude wird er an ihm schwerlich erlebt haben. Urkundlich ist, daß Corvey, dessen Abt mittlerweile Bevos Bruder Varin geworden war, und welches ja auch trotz seiner wirtschaftlichen Geringwertigkeit ein eigenartiges geschichtliches Interesse an ihm hatte, den Hof nicht gern in anderer Händen sah, am wenigsten in den Händen Paderborns. So vermachte Bevo sein Oesterholzer Besitztum zu Varins Zeiten (826–853) dem Hochstift Corvey, und es gelangte nach Falke in dessen Güterverzeichnis. Corveys Erbrecht galt jedoch nur für den Fall, daß Bevo ohne Erben sterben würde. Darum finden wir um 1020 eine Nonne Oda von Geseke als Herrin von Oesterholz. Durch ihre Schenkung bekam Paderborn dann doch noch seinen Willen; denn der Übergang an Corvey würde in der damaligen Eifersuchtsstimmung zweifellos schweren Streit erweckt haben. Von Paderborn wurde der Hof an den Stapel Schwarz verlehnt, kam 1593 an die lippischen Grafen und dann – zerstückelt – an den Hofjägermeister Krecke.

Die vortreffliche äußere Eignung des Gutshofs für ein zu gründendes Kloster im Paderbornschen mußte in die Augen springen. Richtige, bereits umhegte Größe, seit langem kultivierter Boden, vortreffliche Wasserverhältnisse, Baulichkeiten, die schon der alten Gelehrtenschule gedient hatten und die damit zusammenhängenden Einrichtungen und Annehmlichkeiten bereits besaßen, – das war eine Arbeitserleichterung, die einen sofortigen Beginn der geistigen Tätigkeit ermöglichte! Konnte man sich eine gründlichere Überwindung etwaiger Rückfallsneigungen und alter Anhänglichkeit an das hier früher getriebene heidnische Werk denken, als wenn an die Stelle der alten Gelehrtenschule ein Mönchskloster gesetzt wurde? Hatte sich das Mittel nicht schon vielfach bewährt? Diese Anschauung der Dinge setzte sich durch gegen die Warnung, daß man den Bogen nicht überspannen solle. Die Warner behielten recht.

Der Geist dieses Hauses ließ sich weder durch Austreibung noch Bann beschwören. Solange die Milde herrschte, war es erträglich, aber als wieder zu den Gewaltmitteln der Methode Karls gegen die widerstrebende Bevölkerung gegriffen wurde, und als im Kloster selbst gegen Verstöße und

Meinungsäußerungen der ſächſiſchen Kloſterinſaſſen mit der in gallo-fränkiſchen Klöſtern üblichen Zucht und Strafe durchgegriffen werden ſollte, da wurden die Geiſter des alten heiligen Ortes wieder lebendig, und es entſtand außerhalb und innerhalb der Kloſterumhegung eine Atmoſphäre, in der man um ſein Leben bangen mußte.

Wir können uns lebhaft ausmalen, wie das Kloſterleben den Mönchen ſtatt des Friedens Aufregung über Aufregung brachte; wie die abergläubiſchen Gemüter, nach deren Auffaſſung ja die alten Götter als böſe Geiſter weiterlebten, von unguter Bedrohung des Leibes und der Seele ſich umgeben ſahen; wie nachts von den alten Hainen her feindliches Getöſe herüberſchallte und in den Kloſtermauern ſelbſt die unheimlichen Vorgänge und Geiſtererſcheinungen nicht aufhören wollten; wie es unter den Bäumen und an den Quellen von Unheil raunte. Das war nicht erträglich. Dieſer Ort mußte verlaſſen und ein neuer geſucht werden, wo keine böſen Geiſter herrſchten.

Wir faſſen zuſammen: Daß Hethi in Neuhaus im Solling gelegen haben könne, iſt ausgeſchloſſen. Für Oeſterholz als Ort Hethis liegt nicht nur eine ſtarke innere Begründung aus der Zeitgeſchichte vor, ſondern auch eine auffällige Stimmigkeit aller äußeren Umſtände und dazu ein nahezu unwiderleglicher Einzelbeweis durch den Sinkbach.

Wer bis dahin die für den kultiſchen Charakter des Gutshofs ſprechenden Gründe als unzureichend anſah, wird ſich der Bedeutung des Hethivorganges nicht entziehen können.

II. Um Hethi, ein Beiſpiel wiſſenſchaftlichen Streites

Eine in den „Vaterländiſchen Blättern", Detmold 1930, Nr. 12, gegen meinen Hethiſatz erſchienene ablehnende Kritik, die auch den Zweck verfolgte, mich als archivariſch ungenügend ausgerüſtet zu einer ſolchen Arbeit hinzuſtellen, rief eine Zurückweiſung meinerſeits hervor. Da ſie einen lehrreichen Einblick in das mönchiſche Schrifttum der Bekehrungsjahrhunderte mit ihrer Unzuverläſſigkeit gewährt, wird es dem Leſer nicht unwillkommen ſein, ſich auch einmal mit den Einzelheiten einer ſolchen Arbeit zu befaſſen, zumal die Entſtehung des geſchichtlich bedeutſamen Kloſters Corvey unſere Beachtung verdient.

Archivrat K. beginnt ſeinen Artikel damit, meinen Gebrauch des Namens „Hethi" zu beanſtanden: es müſſe quellenmäßig „Hethis" heißen.

Daß Hethi (nicht Hethis) aus gutem Grunde der gebräuchliche Name des Ortes iſt, daß nicht nur Fürſtenberg, ſondern auch die neueſte Geſchichte Corveys von Karl Thiele (Höxter 1928), ja auch die allerneueſte Behandlung des Gegenſtandes durch Profeſſor Wurm in der Feſtſchrift zur Erzbistumserhebung (Oktober 1930) Hethi hat, iſt Herrn K. unbekannt geblieben, andernfalls würde er ſeine gegenſtandsloſe Rüge unterlaſſen haben. Der gute Grund, weswegen man Hethi (nicht Hethis) ſagt, liegt darin, daß ein Überſetzer auch die Ortsnamen, wenn er kann, in deutſcher Sprache zu geben hat. Wenn im Lateiniſchen „Roma" ſteht, ſagt man im Deutſchen „Rom". Auch „Hethis" iſt nichts weiter als „Hethi" mit der im Weſtfränkiſchen üblichen Ortsnamenendung s.

Aus etwa derſelben Zeit (von 836 ab), wie unſere Quellenſchrift Translatio St. Viti (Eine Geſchichte der Überführung von heiligen Gebeinen nach Corvey), ſtammen die beiden Schriften „Ex vitis Adalhardi et Walae". Der Verfaſſer iſt nicht genannt. Daß Radbertus, einer der erſten und bedeutendſten Mönche Corveys, der Verfaſſer ſei, iſt immer zweifelhaft geweſen. Es fehlt die Urſprünglichkeit und Anſchaulichkeit der Schilderung auch da, wo man ſie zwiſchen der ſonſtigen ſchwülſtigen Schreibweiſe erwarten müßte, z. B. bei dem Bericht über Adalhards Rückkehr aus der Verbannung, bei der der Verfaſſer zugegen geweſen ſein will. Die beiden Schriften, die im 1. Band der „Monumenta Germaniae" unmittelbar vor der Translatio ſtehen, ſind nicht zu überſehen. Ich habe ſie durchgeſehen und enttäuſcht beiſeitegeſchoben, weil ſie nichts zur Hethifrage beitragen.

K. aber, der meine Nichterwähnung dieſer Schriften rügt, glaubt aus zwei Worten eines hierunter mitgeteilten Satzes etwas herausleſen zu können, was gegen meine Auffaſſung der Hethifrage ſpricht. In beiden Punkten aber bewegt er ſich ganz und gar in Irrtümern. Vorher iſt berichtet:

Adalhard durfte aus Monte Caſſino „ad fines patriae" (ins Vaterland) zurückkehren, „pervenit ad fines romanorum" (kam ins Römerland), begab ſich nach Corbie in Gallien, war als Verbannter auf der Inſel Herium und kam ſchließlich „usque ad fines Saxoniae" (ins Sachſenland). Fines im Plural muß in den erwähnten Fällen, wie faſt immer, mit „Gebiet" oder „Land" überſetzt werden; beſonders aber in unſerem Falle, wo ja ſonſt an die Weſtgrenze gedacht werden müßte, wenn es hier Grenze hieße. K. überſetzt „bis an die Grenzen Sachſens". Er ſtellt ſich die Weſer oder das Weſerland, wo Adalhards Reiſeziel Hethi nach üblicher

Meinung lag, als Grenze Sachſens vor, wie auch aus den Schlußſätzen ſeines Artikels hervorgeht. Oeſterholz habe nie an den Grenzen Sachſens gelegen und käme deshalb nicht in Betracht. K.'s Vorſtellung vom Sachſenland iſt falſch. Denn die Weſer floß mitten durch Sachſenland; ſeine Oſtgrenze war an der Elbe! Wir haben es hier demnach mit einem ſprachlichen und einem geographiſchen Irrtum K.'s zu tun.

Noch unzutreffender iſt die Überſetzung im zweiten Punkte, wo K. aus der „cellula parvissima" das ganze Kloſter macht – ein Kloſter, zu dem ſchon ein Zuſtrom von Mönchen ſtattgefunden hatte, und in dem ſich eine Schule befand! Das iſt eine ſprachliche Unmöglichkeit. K. will mit der „cellula parvissima" beweiſen, daß Oeſterholz mit ſeinen Baulichkeiten nicht gemeint ſein könne. Was heißt parvissima cellula? Es iſt „eine ſehr kleine Zelle". Der deutliche Sinn der Stelle iſt, daß Abt Adalhards Demut hervorgehoben werden ſoll: er wollte eine ſehr kleine Zelle, die der jüngere Adalhard zu bauen begonnen hatte, bewohnen. Da er alsbald der bereits eifrig betriebenen Verlegung des Kloſters zuſtimmte, wird die „cellula parvissima" gar nicht vollendet ſein.

Damit kommen wir zu der wichtigen Frage der drei Parteien, in die ſich die Kloſterleute geſpalten hatten. Vorher aber ein Wort zu den Perſonenfragen um die beiden Adalhards. Sie befinden ſich in einer Verwirrung, in die auch die Vita Adalhardi keine Klarheit bringt, wie man erwarten möchte. Wenn wir nicht überhaupt verzichten wollen, müſſen wir uns aus verſchiedenen Nachrichten das Glaubwürdigſte zuſammenſtellen. Wer in Hethi während der Verbannung Adalhards als Zwiſchenabt oder Vorſteher oder Prior für den Rückgang des anfänglich aufblühenden Kloſters verantwortlich war, iſt ganz unwichtig, jedenfalls aber nicht ſo klar, wie es K. (nach der Vita Adalhardi) annimmt. Schlimmer iſt das Dunkel, welches über den Lebensumſtänden des älteren Adalhard ſchwebt, da er zweifellos als eine der bedeutendſten Perſönlichkeiten in Karls letzter und Ludwigs erſter Regierungszeit angeſehen werden muß. Daß Adalhard Sachſe und nicht als Vetter des Königs Karl ein Franke war, woran K. feſthält, wird uns zur Gewißheit, wenn uns die übliche Unglaubwürdigkeit der Stammbäume jener Zeit auch bei Adalhards Stammbaum in der kurzen Lebensbeſchreibung der Patrologie in Migne (Bd. 105, S. 543) entgegentritt. Die durch nichts begründete Vermutung einer unehelichen Geburt ſeines Vaters muß zur Stütze der Verwandtſchaft mit den Karolingern dienen! Sein angebliches Patrimonium in Belgien wurde nach einer anderen Nachricht nicht von ihm, ſondern von

einem Grafen Conradus an Corbie verſchenkt. Seine Mutter war Sächſin, ſeine Brüder Wala und Bernarius werden als Sachſen bezeichnet. Wegen des politiſchen Verhältniſſes zwiſchen Franken und Sachſen in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts iſt es in hohem Grade unglaubhaft, daß eine ſächſiſche Edle eine Miſchehe mit einem unehelichen Sohne Karl Martells eingegangen ſei. Auch über der Chronologie im Leben Adalhards, über den wirklichen Urſachen der Verbannung und der Ungnade, in die er verfallen war, in ihren verſchiedenen Phaſen, ſchwebt ein Dunkel. Die Verbannung ſelbſt iſt unzweifelhaft. Dieſe Tatſache erlaubt nicht nur, ſondern zwingt logiſch zur Annahme der ſchweren Kämpfe um Adalhard und ſein Hethi. Sie haben auch auf dem Reichstage zu Paderborn 815 ihre Wirkung ausgeübt.

So iſt die Zerklüftung der Kloſterleute in drei Parteien eine durch die bekannten Umſtände wohl begründete Nachricht. Die Stelle in der Quellenſchrift lautet: „Sed cum magna habitatoribus ingrueret necessitas ad hoc ventum est, ut se in tres partes dividerent cum prioribus singulis. Interim necessitas vertitur in voluntatem, omnes pariter de mutatione loci tradere coeperunt.“ Zu deutſch: „Da aber große Bedrängnis über die Bewohner hereinbrach, kam es ſoweit, daß ſie ſich in drei Parteien teilten mit einzelnen Oberen. Inzwiſchen führte die Not zu einem Entſchluß, ſie begannen alle in gleicher Weiſe von der Ortsänderung zu reden.“

Die Nachricht iſt außerdem ſprachlich ganz eindeutig. K.'s Überſetzung als ob die „tres partes“ auch eine Einteilung der Mönche unter je einem Prior hätten ſein können, iſt unrichtig. Wenn eine derartige Einteilung gemeint iſt, ſagt der Lateiner ordo, classis oder auch coetus; dagegen bedeutet partes immer „Parteien“, die ſich ſelbſt gebildet haben. In eben dieſem Sinne wirkt auch der Wortlaut des ganzen Satzes ſchlechthin überzeugend.

Es iſt verſtändlich, daß die Translatio trotzdem die offizielle Begründung der Flucht aus Hethi mit dem Hunger aufrecht erhalten möchte, aber ſie hat doch geglaubt, durch obigen kleinen Einblick in die inneren Zuſtände den Zuſammenbruch erklärlicher machen zu müſſen. Alſo mit der Leugnung der Parteien in Hethi iſt es nichts.

Daß die zum Verlaſſen Hethis führende Bedrängnis nicht in der Unfruchtbarkeit des Platzes beſtanden hat, ſondern ganz anderer Art geweſen ſein muß, habe ich durch allgemeine Gründe und aus dem durchgeſchlüpften, einem aufmerkſamen Auge ſich zeigenden Widerſpruche der

Translatio erwieſen. Es iſt ein vergebliches Bemühen K.'s, den Widerſpruch dadurch hinwegdeuten zu wollen, daß er ganz willkürlich annimmt, der ſorgfältig erwählte gute waſſerreiche Platz ſei überhaupt nicht genommen, und ſtillſchweigend, zwei Seiten weiter, ſei dann von einem ganz anderen unfruchtbaren und dürren Platze (der die Hungertheſe begründen muß!) die Rede.

Ich ſchließe aus dieſem Widerſpruche (und ſonſtigen Widerſprüchen in der bisherigen Vorſtellung der Hethigeſchichte) ſowie aus den religiöſen und kirchlichen Zuſtänden Sachſens in den ſchlimmſten Jahren der Bekehrungszeit bei Ludwigs Regierungsantritt, daß es nicht die äußeren, ſondern die inneren Nöte waren, die zur Preisgabe des „guten Platzes" geführt haben.

Wenn K. fragt, woher ich ſolche Weisheit hätte, von der kein Wort daſtände, ſo lautet meine Gegenfrage: Wenn es in Hethi ſchlimm und unrühmlich für die römiſch-weſtfränkiſchen Gewalthaber hergegangen iſt, glaubt K. wirklich, daß uns das von den auf den Ruhm ihrer Kirche bedachten Mönchen brav mitgeteilt wäre? Hier ſcheint mir eine Kluft zwiſchen bloßem archivariſchen Denken und geſchichtlichem Denken vorzuliegen, eine Kluft, die durch K.'s Aufſatz weit aufgeriſſen wird.

Das Geſagte ſind Proben. Eine Beſprechung aller Sätze, beſonders der Urteile K.'s, die aus ſeiner ſo völlig entgegengeſetzten Einſtellung zu den Dingen geboren ſind, ſowie deren Zurückweiſung, die nur wenige Sätze ſeiner Arbeit verſchonen könnte, würde zu lang werden. Ich will noch einige ſachlich wichtige Punkte beſprechen.

K. wendet ſich auch gegen meine Heranziehung Letzners. Schriftſteller, wie der unzuverläſſige Letzner, pflegen doch von der Geſchichtsſchreibung genau ſo behandelt zu werden, wie ich es tue: Prüfung der Nachrichten von Fall zu Fall. K. möchte Letzner als Quelle völlig ausſchalten, weil er ſich bei einer Reihe ſeiner Nachrichten auf eine Chronik beruft, die ein Mönch Conradus Fontanus geſchrieben haben ſollte. Dieſen Mönch hat es nämlich nicht gegeben; iſt deshalb L. ganz zu verwerfen? Mir ſtellt ſich die Sache ſo dar: Entſprechend der Mentalität ſeiner Zeit, die noch autoritätsgläubig genug war, brauchte L. Autoren, auf die er ſich berufen kann. Solche fehlten ihm natürlich für die mündliche Überlieferung, ſo daß er ſie erfinden mußte, wenn er ſie nötig hatte. In durchſichtiger Weiſe nennt er in dieſem Falle den Gewährsmann Fontanus, „den Mann der Quelle". So deckte er ſich gegen den Vorwurf er berichte nur vom Hörenſagen. Unter jenem Namen kann L. nun

Wahres, das in der Überlieferung fortlebte, und Erdichtetes bringen. Die Entscheidung über wahr und falsch bleibt der persönlichen Beurteilung der Gesamtlage überlassen, – genau so wie es K. macht, wenn er Angaben Letzners, die auf „Fontanus" zurückgehen, gegen die Gleichstellung Hethi = Oesterholz benutzt! K., der, wie alle Verteidiger des Sollings, auf Letzner als dem Verbreiter der Sollingthese fußen muß und nur eine seiner Nachrichten (die Sinkbachentstehung), die ihm nicht paßt, ohne jeden Grund als Fälschung streicht, hat am wenigsten das Recht, meine Heranziehung Letzners zu tadeln.

Die Unwetter- und Sinkbachgeschichte ist eins der beachtenswertesten Stücke seiner Nachrichten. In seiner greifbaren, die Wundersucht befriedigenden Bedeutung entspricht es den Anforderungen, die bei einer vielhundertjährigen Überlieferung erfüllt sein müssen. Es handelt sich um ein Wunder, dessen gläubige Hinnahme ins Denken jener Menschen durch das in der Natur wirklich vorkommende Versinken von Quellen außerordentlich befördert wurde. Für die Nachdenklichen brachte das Wunder eine allenfalls annehmbare Begründung dafür, daß aus dem fruchtbaren Platze so schnell ein unfruchtbarer geworden war. Daß aber die Geschichte nicht als reine Erfindung angesehen werden kann, sondern daß die Urheber eine greifbare Unterlage hatten, das zeigt der nicht erfindbare Rotenbach, der noch heute bei Oesterholz als Sinkbach fließt.

Soweit jedoch Letzner seine Hethinachrichten auf Neuhaus im Solling bezieht, stimmt nichts. Nicht nur meine in Neuhaus lebenden Gewährsmänner wissen von Abtswiese und sonstigen klösterlichen Flurnamen nichts, sondern es sind auch die von mir veranlaßten Nachforschungen in den alten Karten und Akten des Holzmindener Katasters und des dortigen Amtes ergebnislos gewesen. Wenn wirklich zu Wigands Zeiten (1841) die Flurnamen noch feststellbar gewesen wären, dann ständen wir vor folgender nahezu unmöglichen Tatsache: seit der Hethizeit, also über 1000 Jahre lang, hätten sich die Namen erhalten und wären dann in den letzten 90 Jahren spurlos aus den Fluren und Registern verschwunden, und nicht nur einer oder zwei, sondern alle vier! Ähnlich ist es mit den Mauerresten, von denen niemand etwas weiß. Im übrigen ist natürlich das Vorkommen von klösterlichen Flurnamen noch längst kein Beweis, daß Hethi an der Stelle gewesen ist, zumal wenn durchschlagende Tatsachen dagegen sprechen.

Und nun die mit greifbaren Daten gebrachte Nachricht der grundlegenden Quellenschrift, daß die aus Hethi abziehenden alten Mönche und

Kloſterſchüler (senes et pueri) mit ihren Habſeligkeiten mindeſtens eine Reiſenacht eingelegt haben: Septimo calendas namque eiusdem mensis surrexerunt a loco quo usquequaque habitaverant, cum omni suppellectili sua, senes et pueri, et alia die venerunt ad locum destinatum, et celebraverunt missarum solemnia . . .

Die Mönche ſind erſt, um von Hethi nach dem neuen Platze Corvey zu kommen „alia die“ (am anderen Tage oder an einem anderen Tage) angekommen. Sie können alſo ſogar mehrere Nächte unterwegs geweſen ſein, was zwiſchen Corvey und Oeſterholz zutrifft, zwiſchen Corvey und Neuhaus aber ganz unmöglich iſt. Wie kann dieſe unanfechtbare Nachricht von den Verteidigern der Sollinghypotheſe als paſſend für den Weg von Neuhaus nach Corvey verteidigt werden?

K. glaubt eine Erklärung gefunden zu haben. Er unternimmt es, den Weg von Neuhaus bis Corvey als ſo ſchwierig hinzuſtellen, daß er in einem Tage nicht gemacht werden konnte. Aber er hat es wohl unterlaſſen, ſich einmal eine gute Karte (Meßtiſchblätter) der Gegend anzuſehen, woraus die topographiſchen Einzelheiten, wie die Höhenverhältniſſe, ſowie alle Wege erſichtlich und beurteilbar ſind. Er würde ſonſt zunächſt mein Verſehen, daß die Luftlinie nicht 11 Kilometer, ſondern nur 8,4 Kilometer beträgt, bemerkt und dann die übrigen Umſtände beachtet haben, die ſeine Anſicht hinfällig machen. Von Neuhaus führt der bequeme und ſtets bequem geweſene alte Waldweg, teilweiſe mit Parallelwegen, in gleichmäßigem, für den Abſtieg angenehmen Gefälle von Neuhaus über Höhe 406 in 9 Kilometer Weglänge in gerader Richtung auf Corvey. Er zielt auf einen hochintereſſanten Punkt an und in der Weſer. Das braunſchweigiſche Land hat hier einen kleinen Grenzzipfel – 350 Meter breit –, der genau bis mitten in die Weſer geht. Die alten, von Norden, Süden und Oſten (Neuhaus) her zuſammenlaufenden Wege reden ihre unverkennbare Sprache, daß an dieſer Stelle – Corvey gegenüber – der Ort für den Weſerübergang (Fähre) ſich befand und ſich längſt befunden hat, ehe die alte Stadt Höxter ſich noch einen anderen Übergang verſchaffte. Die Stelle iſt naturgegeben durch die Höhen- und Überflutungsverhältniſſe.

Von Neuhaus bis zur Fähre konnten die senes et pueri, auch wenn wir den halbverhungerten Kloſterleuten einen ganzen Reichtum an Vieh und fürſtliches Gepäck zubilligen wollen, in zwei bis drei Stunden ohne Beſchwerlichkeit kommen. Wir können ihnen aber auch viele Stunden für die 9 Kilometer zugeſtehen; ſie hätten dann noch immer bei Tageshelle an

der Fähre ankommen und ihren dort arbeitenden Kloſterbrüdern ihr „Holüber" zurufen können.

Nach dem Dargelegten hätte ſich Herr K. weder Sorge um den Weſerübergang, noch um den Umweg machen brauchen. Für den Umweg über Fürſtenberg oder Meinbrexen rechnet er erſtaunlicherweiſe die doppelte Länge der Wirklichkeit heraus.

Iſt der Solling erledigt, ſo ſtehen wir vor der ganz neu zu beantwortenden Frage: Wo war Hethi?

Ich gelange mit einem Vorbehalte zu dem Satze: es lag in Oeſterholz, zunächſt weil das neubegründete Bistum Paderborn für ſich ein Kloſter brauchte und haben wollte, nicht eine Miſſionsſtation jenſeits der Diözeſangrenze.

Es iſt ein vergebliches Bemühen, den Solling für die Zeit um 830 n. Zw. in die Diözeſe Paderborn mit einbeziehen zu wollen. Auf den Umfang der Diözeſe werden wir dadurch hingewieſen, daß 795 der weſtfäliſche Miſſionsbezirk Sturms von Fulda (mit der Weſer und Diemel als öſtliche Grenze) zur Diözeſe Paderborn erhoben wurde. Daß dies auch die heutige amtliche Auffaſſung Paderborns iſt, geht aus der Feſtſchrift vom 10. Oktober 1930 (Prof. Wurm) hervor. Aus ihr erſehen wir ferner, daß das Bistum Hildesheim bereits 815, alſo im gleichen Jahre mit Hethi, begründet worden iſt, nicht erſt zwiſchen 829 und 847. Außerdem war der Kirchenbezirk Einbeck bereits vorher da, ſo daß die Frage: „Welche Diözeſe ſollte für den Solling in Frage kommen?" gegenſtandslos iſt.

Ganz unbegreiflich aber iſt nun das Kartenleſen. Man ſehe ſich Fürſtenbergs Originalkarte der Diözeſe Paderborn für dieſe ſächſiſche Zeit genauer an! Mit einer Grenz*linie* iſt die Diözeſe nach keiner Himmelsrichtung umzogen. Jedoch iſt der Ausſchnitt der Karte ſo gewählt, daß das ausdrücklich als „Oſtfalen" gekennzeichnete Land öſtlich der Weſer auf der Karte fehlt, d. h. nur ſoweit ſichtbar iſt, als es in den kleinen Krümmungen der ſüdnördlich fließenden Weſer, die den öſtlichen Abſchluß bildet, Platz hatte! In dieſen Krümmungen iſt nur Waldſignatur als Füllſel. Auf die Einzeichnung der auf dem öſtlichen Weſerufer liegenden Orte (Lüchtringen, Holzminden uſw.) hat Biſchof Fürſtenberg verzichtet, weil er ſie eben nicht als zur Diözeſe gehörig rechnete! Micus, ſein Überſetzer und Korrektor der Karte, läßt dann auch die Waldſignatur noch weg und zeigt das Land jenſeits der Weſer als weißes Papier. Ergebnis: Paderborn reichte bis zur Weſer.

Prof. Wurm macht a. a. O. mit Recht dann noch auf die Nicht-zugehörigkeit des weltlichen Güterbeſitzes Corveys (der z. T. auch öſtlich der Weſer lag) zum Diözeſangebiet aufmerkſam. K. aber will umgekehrt mit dem (ſpäteren!) öſtlichen Privatbeſitz Corveys den Diözeſanbezirk Paderborns zur karolingiſchen Zeit über die Weſer erweitern! Wie kann man gegen alle dieſe Zeugniſſe angehen wollen?

Unverſtändlich iſt, daß K. glaubhaft machen möchte, der Name Hethi ſpräche gegen Oeſterholz, weil Oeſterholz ja ſchon ſeinen Namen (Aſtanholte) gehabt habe! Entweder war Hethi der eigentliche Kloſtername, wie es bisher einfach angenommen iſt; oder Hethi war der volkstümliche Name (der Patron Hethis, der natürlich nicht gefehlt hat, iſt aus begreiflichen Gründen für das neue Corvey nicht wiedergenommen, ſondern durch den des hl. Stephan erſetzt worden); oder Hethi bezeichnete nur die Ortslage unter Verſchweigung des eigentlichen Kloſternamens.

In allen drei Fällen ſpricht Hethi-Heide gegen den Solling, aber für das in der Heide liegende Oeſterholz. In keinem Fall aber kann der Name Aſtanholte ein Hindernis für den Namen eines neugegründeten Kloſters ſein.

Der höchſt auffälligen Tatſache eines in Oeſterholz vorhandenen Sinkbaches namens Rotenbach (der in der Überlieferung bei Letzner und Schaten eine große Rolle ſpielt) entzieht ſich K. kurzerhand dadurch, daß er dieſe eine Nachricht für eine Fälſchung erklärt, ein bequemes Verfahren, welches bereits oben erörtert iſt.

Davon, daß der Rotenbach mit der Hauſtenbeke nichts zu tun hat, hätte er ſich durch Einblick in eine gute Karte überzeugen können.

Für die einleuchtenden inneren Gründe, wie ich ſie in meinem Hethi-aufſatz entwickelt habe, iſt bei K.'s rein archivariſcher Einſtellung kein Verſtändnis zu finden. Mit dem Verſuch, die Vorgänge aus den treibenden Kräften jener gärenden Zeit heraus zu verſtehen und anſchaulich zu machen – wie es dem Geſchichtsſchreiber zuſteht und anſteht –, iſt er ſehr unzufrieden und ſieht darin „myſtiſche Verſtiegenheit". Es lohnt ſich nicht, darüber zu ſtreiten. Bleibt man bei einer rein äußerlichen Behandlung ſolcher Fragen, die hier, wie wir ſahen, auch als ſolche ſo ſchlechte Früchte getragen hat, und will man den mönchiſchen Schreibern nicht ſchärfer auf die Finger ſehen, ſo ſind wir unſererſeits der Meinung, daß durch dieſes Verfahren unſerem Volke bisher das Eingangstor zur Erkenntnis der germaniſchen Vergangenheit verſchloſſen worden iſt.

18. Sport und Sportplätze der Germanen

Die Goten, einer der größten und bedeutendsten Germanenstämme, haben in ihrer uns aufs genaueste bekannten Mundart das Wort „spaurds" das sich im angelsächsischen „Sport" erhalten und – leider – in dieser Schreibweise mit t wieder in unsere jetzige deutsche Sprache vermeintlich als Lehnwort zurückgekommen ist. Es liegt nicht der geringste Grund vor anzunehmen, daß nicht auch die übrigen alten Germanenstämme mit oder ohne die gleiche Benennung den gleichen Sachbegriff gehabt und geübt haben. Wenn es auch nicht viel ist, was in den schriftlichen Quellen – Tacitus, Nibelungenlied, Edda, Sagas – über Spord und Spiel der Germanen berichtet wird oder was aus bildlichen Darstellungen zu schließen ist, so reicht es doch aus, um einer Gesamtanschauung über das keineswegs unwichtige Gebiet planmäßiger Leibesübungen die erwünschten Beispiele zu liefern. Man erlaube mir, in diesem Aufsatz die deutsche Schreibweise (Spord) anzuwenden.

Höchstmögliche Leistungen im Laufen und Springen, im Reiten und Fahren, im Fechten, Ringen, Speerwerfen und Bogenschießen, im Ballspiel und Schwerttanz, wie sie bei dem mit Sieg rechnenden Wettbewerb im Krieg oder Spiel erstrebt werden müssen, erfordern zweckentsprechende Vorübung. Ehe Teutobod seinen berühmten Sprung über sechs Pferde vorführen konnte, ehe eine germanische Reiterschar auf Befehl Schwenkungen ausführen konnte, worüber Tacitus uns berichtet, ohne zu einem wirren Haufen zu werden, mußte Schulung vorangehen. Daß im blutigen Ernstfall ein zusammengerafftes Volksaufgebot mit bestausgerüsteten, bestgeschulten und kriegserfahrenen Berufsheeren kämpfen mußte und siegen konnte, wie in den Römerkriegen und später gegen die Merowinger und Westfranken, das ist für uns ein Beweis, daß Sport und kriegerische Ausbildung zur Volkssache geworden war und nicht etwa nur als Standessache und Liebhaberei betrieben wurde.

Ist es erlaubt, nur auf Grund des Fehlens schriftlicher Zeugnisse bei dem uns anerzogenen Kulturbilde unserer Väter zu verbleiben und aus ihm die vernünftigen Vorbereitungen und Schulungseinrichtungen zu streichen, die sie für das brauchten, was sie taten und großenteils ganz vorzüglich leisteten? Denken wir beispielsweise an das Kunstgewerbe verschiedener Art, Weberei, Kürschnerei, Ackerbau, Baukunst, Seefahrt usw. Sollten unsere Vorfahren, deren ererbte Geistesbegabung wir genau nach Maß und Art

unſerer Begabung beurteilen müſſen, nicht bei allen ihrem Tun ſachgemäß und vernünftig gehandelt haben? Unſere Gedanken darüber dürfen alles überflüſſige Beiwerk weglaſſen, dürfen aber niemals an primitives Verhalten denken, als ob unſere Vorfahren nicht unſere Begabung gehabt hätten, ſondern die Begabung niederraſſiger Völker. Wer ihnen nicht in vollem Umfange Kulturfähigkeit im höchſten Sinn zubilligt mit allen Vorbedingungen und zugehörigen Eigenſchaften, wie Wißbegier, Erfindungsgabe, Arbeitſamkeit und Beharrlichkeit, mag es wohl harmlos in anerzogenen Anſchauungen tun, aber er handelt in Wirklichkeit als Ehrabſchneider an ſeinen Ahnen.

Babylonier und Ägypter, Griechen und Römer gelten als höchſte Kulturträger des Altertums. Wo immer die Zufälligkeiten, welche die geſchichtliche Überlieferung aus dem Altertum gebieteriſch beherrſchen, es erlaubt haben, daß Nachrichten über das Zuſammentreffen der Völker mit Germanen bis auf uns durchgedrungen ſind, da iſt ſtets – trotz feindſeligen Urſprungs, trotz Vernebelung und Greuellüge – das eine herauszuerkennen, daß die Germanen ihnen an Leiſtungsfähigkeit jeder Art gewachſen, wenn nicht überlegen waren. Manche alten Völker haben Vorſtöße auf fremdes Land gemacht zwecks Eroberung oder Anlage von Handelsplätzen mit mehr oder weniger Dauererfolg. Aber nur die Germanen ſind ſeit Tauſenden von Jahren, oft mit verhältnismäßig kleinen Volksteilen (ver sacrum) ausziehend, ſiegend, landnehmend und dann, indem ſie zeitweiſe oder dauernd die Herren des Landes wurden, ihre Überlegenheit unter Beweis ſtellend der „Kulturdünger" der Welt geworden. Es iſt in der Tat nicht denkbar, daß ſie auf dem Gebiete der Kriegsertüchtigung, welches im Kampf und Krieg neben den Charaktereigenſchaften die oberſte Rolle ſpielt, nicht ſchon erlernend alles unternommen hätten, was zur Erreichung höchſter Leiſtungsfähigkeit erforderlich wäre. Dazu gehört wohlgeordnete Schulung mit Sport- und Spielplätzen, Rennbahnen und ſonſtigem Zubehör.

Wer Körperſchulung durchaus leugnen will, kann ſich freilich auf das Schweigen aller Urkunden beziehen. Sport- und Spielplätze aber, die wir in oder bei jedem alten Wohnorte, ob Stadt oder Dorf, anzunehmen haben, ſind in zahlreichen Fällen an unverkennbaren Flurbezeichnungen, wie Spielberg, Spelbrink oder ähnlich, und wahrſcheinlich auch an den Zuſammenſetzungen mit „Feld" wiederzuerkennen.

Feld ſcheint urſprünglich nicht Ackerland, ſondern der Platz für Sport und Kampf bedeutet zu haben, wie man noch heutzutage von dem ausgerückten Krieger ſagt „er iſt im Felde". Nicht wenige Felder, auf denen

große Kämpfe ausgefochten wurden, gingen mit ihren Namen in die Weltgeschichte ein: Marchfeld, Katalaunische Felder, Lechfeld, Sinfeld, Winfeld; auch die nach dem römischen Kriegsgott Mars benannten Felder bei Rom und Paris sind in diese Reihe zu rechnen. Es ist anzunehmen, daß sich solche Namen wie das Zollfeld in Kärnten und das Grabfeld in Thüringen von alten Kampfplätzen auf die ganze Umgegend übertragen haben.

Im hohen Mittelalter, als das Waffenhandwerk zum Vorrecht einer beschränkten Herrenschicht, insbesondere des Adels, geworden war, im Volk aber Leibesübungen, Körperpflege, Spiel und Schauspiel unter dem Einfluß des mönchischen Ideals als weltliches Tun vernachlässigt wurden, büßte der Begriff des Feldes seine Urbedeutung im Volke ein, während die kleineren Plätze Spielanger der Jugend und Versammlungsplätze blieben und nicht selten auch ihren Namen behielten.

Wo ein Ortsname mit der Endsilbe „Feld" nachweislich bis in das frühe Mittelalter zurückreicht, werden wir, wie auch Prietze[1]) nachweist, auf einen bedeutenden Versammlungs- und Übungsplatz in Krieg und Frieden zurückschließen dürfen.

Von besonderem Interesse sind für uns die drei Rennbahnen auf nordisch-germanischem Boden, deren Plätze wir kennen: „The course" bei Stonehenge in Südengland, das Langelau in der Osningmark des Lipperlandes und die „Rennbahn" bei Altupsala in Schweden. Bei diesen dreien ist die Sicherheit unserer Kenntnis in ganz verschiedener Weise begründet. Bei dem gewaltigen Großstein-, Sonnen- und Grabdenkmal in Südengland liegt in einviertelstündiger Entfernung eine von einem Erdwall umhegte Heidefläche von etwa zwei Kilometer Länge und zweihundert Meter Breite mit einer Anhöhe in der Mitte und einem Grabhügel an einem Ende. Die Gewißheit, daß es sich trotz dieser für unsere Begriffe nicht praktischen Form tatsächlich um eine vorgeschichtliche Rennbahn handelt, beruht nicht nur darauf, daß jeder andere Erklärungsversuch auf noch größere Schwierigkeit stößt, sondern auch auf einer unantastbaren Volksüberlieferung mit der uralten Benennung „the course", so daß selbst der in solchen Fragen mehr als vorsichtige Professor Schuchhardt nach eingehender Untersuchung und Grabung seine Zweifel aufgeben mußte. Der Grabhügel im Innern entspricht der vielbezeugten Weise der Germanen und sonstiger alter Völker, Reiterspiele zur Totenehre und zum Gottesdienst aufzuführen. Die Zuschauer umrahmten am Wall entlang die Rennbahn.

[1]) Prietze, Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen, Verlag Hartmann, Hannover 1929, Seite 146.

Ganz anders liegen die Verhältniſſe um die Rennbahnen in Altupſala und in der Osningmark. Selbſt in Schweden, wo das Dreihügelheiligtum bei Altupſala ſeinen Ruhm als altſchwediſches Nationalheiligtum niemals eingebüßt hat, iſt das vorgeſchichtliche Intereſſe für germaniſche Sportbetätigung doch nicht groß genug geweſen, um die Erinnerung an die unmittelbar daneben gelegene alte „Rennbahn" (Rennarban) bis in unſere Tage lebendig zu erhalten. Erſt als wir hier in Deutſchland das Langelau bei dem Oeſterholzer Dreihügelheiligtum als germaniſche Kampfſpielbahn im Blick auf Stonehenge entdeckt hatten und bei Profeſſor Ekholm-Upſala und dem zu früh verſtorbenen Dr. Anderſen-Lund ſofortiges Entgegenkommen fanden, gelang es unſerem Werner Düſterſiek, in Rudbecks großem Werk „Atlant eller Manheim" eine kurze Erwähnung der Rennabahn bei Altupſala wieder aufzufinden und ſogar einen Lageplan, der ſich in ſchwediſchem Privatbeſitz befindet, unſerer Kenntnis und der Wiſſenſchaft zugänglich zu machen. Die Örtlichkeit befindet ſich in nächſter Nähe der unverſehrten drei Hügel (Odins-, Freyr- und Thorhügel), jedoch ſcheinen die Reſte der Rennbahn weit weniger in die Augen ſpringend als in Stonehenge und Langelau. (S. Abb. S. 206 u. 207.)

Es leuchtet ein, daß der Umweg über Detmold, den die Wiederauffindung der Rennbahn in Altupſala gemacht hat, ein hochwillkommener Beitrag zur Beſtätigung unſerer Entdeckung der Langelaubahn geworden iſt und zwar in einer Zeit, als ſich unſere anfängliche Vermutung erſt noch durch die Bezweiflung der Fachkreiſe hindurchringen mußte. Dieſes Durchringen iſt das Los faſt aller wichtigen Fortſchritte der Vorgeſchichtswiſſenſchaft, wenn auch die Fälle immer ſeltener geworden ſind, auf die Koſſinnas bittere Worte zutreffen, daß zu ſeiner Zeit „als beſonderer Held der Wiſſenſchaft gälte, wer mit der ſcheinbar ſtärkſten Lauge kritiſcher Begabung dem Wahn, daß unſer Volk alte Kulturwerte beſeſſen und geſchaffen hat, zu Leibe geht". Heute wird mehr mit Totſchweigen gearbeitet.

Während die Dreikönigshügel in Altupſala nebſt dem vierten „Thinghügel" gut erhalten wurden, ſind nur unſcheinbare Reſte der Tribünen übriggeblieben, die, wie es ſcheint, auch für Ausgrabungen wenig Anhaltspunkte darbieten. Daher erklärt ſich das Verſinken in Vergeſſenheit.

Demgegenüber liegen in dieſem Punkte die Verhältniſſe in Langelau weitaus günſtiger. Eine ringsum ausreichend gut erhaltene Umwallung umſchließt in der Geſamtgröße eines Viertel Quadratkilometers nicht nur den ovalen Kampfplan (250×300 Meter), ſondern auch die tribünenartige Umhügelung des geebneten Platzes und einen Zuſchauerraum mit

Waſſerlauf. Als das Buchengeſtrüpp, das ich vor dreizehn Jahren vorfand, noch nicht hoch gewachſen war, bot ſich ein alle Beſchauer überzeugender Anblick dar, daß es ſich hier nur um eine von Menſchenhand klug verbeſſerte natürliche Kampfſpielbahn großen Stils für Tauſende von Zuſchauern etwa im Größenmaß des Berliner Stadions handeln könnte. Es iſt eine erſtaunliche Vielzahl von Indizienbeweiſen, unter denen ſich auch die nahen Beziehungen zu der uralten Zucht der in Freiheit aufwachſenden Sennerpferde befinden, die ſchon vorhanden waren, als viermalige, z. T. umfangreiche Ausgrabungen die Beſtätigung des Spatens brachten.

Schon Schulrat Schwanold hatte durch einen Schnitt in die „Tribüne" deren künſtliche Erhöhung wahrſcheinlich gemacht. Dann kam durch achttägige Arbeit des Geologen Dr. Oſtendorf-Danzig der Nachweis, daß von der Innenfläche die Flugſandſchicht hinweggeräumt worden iſt, die die ganze Umgebung des Ortes bedeckt und auch hier geweſen ſein muß. Die erhöhte Umhügelung ſagt uns, wozu die Sandmaſſe Verwendung gefunden hat. Nur durch dies Abräumen in Verbindung mit dem neben der Umwallung befindlichen Quellgebiet konnte die Innenfläche zum Spordraſen gemacht und in neueſter Zeit vom Forſtbetrieb mit Buchen bepflanzt werden, und die Aufhöhung des zur Tribüne beſtimmten Hügelkranzes durch eine Sand- und Lehmmiſchung (zu faſt zwei Drittel des Umfangs) ſorgte dafür, daß im ſchroffen Gegenſatz zu den Kiefern der ganzen Umgebung auf der Langelautribüne ein ſchöner ſchattiger Miſchwald aus Buchen, Eichen und Kiefern wachſen konnte. (S. Abb. S. 206.)

Eben dieſelben Ergebniſſe wurden durch die noch umfangreicheren Grabungen des Geologen Dr. von Hoyningen-Huene-Berlin erzielt und ſind als wiſſenſchaftlicher Bericht in der Zeitſchrift „Germanien", Auguſtheft 1936, mit zugehörigem Bildwerk zum Abdruck gelangt. Mit Hilfe der Pollenanalyſe iſt das mehrtauſendjährige vorgeſchichtliche Alter der Anlage beſtätigt. Die ſorgfältigen Unterſuchungen Profeſſor Reinerths brachten in dem Wallgraben an der Grenze des Zuſchauerraumes eine Torfſchicht ans Licht, deren Wachstumsalter, wenn das Wachstum als ein normales gerechnet wird, ebenfalls bis in die vorgeſchichtliche Zeit hineinführt.

Der Umſtand, daß der größte Teil des Geläufs der Rennpferde ſpäter als Holzabfuhrweg ſich erkennbar erhalten hat, trägt ebenfalls dazu bei, das Bild einer Rennbahn vor unſerem Auge lebendig erſtehen zu laſſen.

Außer den Tauſenden, die ſich ſeit dem Entdeckungsjahr 1926 von mir und von Freunden zum Dreihügelheiligtum und zum Langelau führen ließen und freudig ihrer erhobenen Stimmung Ausdruck verliehen, haben

mit Staunen und Ehrfurcht vor dieſem Denkmal germaniſcher Kultur geſtanden. Auch bei den Vertretern der Behörden hat es nicht an innerer Anteilnahme gefehlt. Aber meiſt bedingt durch die Zeitumſtände haben die mehrfachen Geſuche und Pläne zur Sicherung der Stätte bisher keinerlei Erfolg gehabt. Die das Alte zerſtörende Kultivierung der Senne, die einſt „Wüſte Sinithi" hieß, ſchnürt die germaniſchen Gedächtnisſtätten immer enger ein. Das hochgewachſene Buchengeſtrüpp hat bereits den Überblick über die Kampfbahn genommen. Wir haben aber Hoffnung, daß nunmehr durchgreifende Schutzmaßregeln ergriffen werden, um wenigſtens den Gefahren zu begegnen, die den Weihtümern neuerdings durch die ſchweren Fahrzeuge der Truppen des Sennelagers drohen, zu deſſen Gelände die beiden zuſammengehörigen Gedenkſtätten gehören.

Ein Fliegerbild[1]), welches naturgemäß weder die Erhebung des Dreihügelheiligtums noch der tribünenartigen Umhügelung der Kampfſpielbahn erkennbar macht, läßt die Lage in der Landſchaft und den eiförmigen Umriß der Innenfläche, nur wenig verzerrt, deutlich erkennen und zeigt auch ein gutes Stück des einſtigen Geläufs. Die Aufnahme iſt im Mai gemacht; das Schwarz der Kiefern, das Grau des jungen Buchengrüns im Langelau, des Schilfs im verſumpften Teich links nebenan, der Sandfelder und des Ödlandes iſt deutlich von dem dunkelgrauen Reſt der eigentlichen Heide zu unterſcheiden, während einzelne noch unbeſäte Sandfelder und die Sandwege weiß herausleuchten.

In deutſchen Zeitungen leſen wir vom „heiligen Delphi" der Griechen, wogegen nichts zu ſagen iſt, und es ſind eindrückliche Photos ausgegrabener Grundmauern der Marmortempel beigefügt. In Germanien gab es keinen Marmor, von Tempeln im Sinne von ſteinernen Gotteshäuſern wollten unſere Vorfahren nichts wiſſen und die Eichenbalken ſind vermodert, auf denen ſie an den geweihten Stätten ſicherlich kunſtvolle Gebäude für Kulthandlungen im Winter, zur Aufbewahrung von Feldzeichen, Waffen und Geräten errichteten. Aber mit demſelben und mehr Recht, als von den olympiſchen Spielen können wir Deutſchen von dieſen Stätten reden, die unſeren Vätern heilig waren, wohin zu feſtlicher Zeit die ringsum wohnenden Stämme zu wallen pflegten, um bei Gottesdienſt, Ahnenverehrung und Wettkämpfen ihre Gemeinſchaft zu pflegen.

Möge es den Bemühungen der dazu berufenen Stellen gelingen, dieſes Kleinod der deutſchen Vorgeſchichte dem geſamten deutſchen Volke in der uns überkommenen Form zu erhalten und zugänglich zu machen.

[1]) Die Veröffentlichung iſt zur Zeit nicht erlaubt.

19. Die Skythen

Aus der Schülerzeit beſitzen manche von uns nur eine verſchwommene unintereſſierte Erinnerung an den Inhalt des klaſſiſchen Schrifttums, aus dem wir den weitaus größten Teil unſerer Kenntniſſe vom Altertum zu ſchöpfen haben. Wer in reiferen Jahren die Griechen und Römer wieder lieſt, hat einen unerwartet großen Gewinn davon, zumal nunmehr unſere neuen Erkenntniſſe und Einſichten ergänzend und berichtigend hinzukommen.

Herodot, der älteſte uns bekannte griechiſche Geſchichtler, zieht beſonders unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Er berichtet und urteilt mit flüſſiger, liebenswerter Feder. Liebenswert auch deswegen, weil er ſeine ſubjektive Ehrlichkeit in gefälliger Weiſe uns nahe zu bringen weiß. Auch gibt ihm der weitaus meiſte Stoff zur Parteilichkeit keinen Anlaß.

Wir belächeln ſein beſchränktes Weltbild. Wir ſtaunen über ſeinen kindlich feſten Glauben an die Unverbrüchlichkeit der Orakelſprüche abgefeimter Prieſter und Prieſterinnen, die ſich immer ein ſchlau erdachtes Loch offen ließen, um hindurchſchlüpfen zu können, wenn – im Falle des Fehlſpruchs – ihnen die Wut der Betrogenen drohte. Wir drücken ein Auge zu, wenn der Stolz des Hellenen ihn hier und da zum Gebrauch verächtlicher Urteile verführt, auch wo der Barbarentitel ſehr wenig angebracht iſt; denn auch ſchon damals hatte die urſprünglich ſchlichte Bedeutung des „Fremden" ſeinen Beigeſchmack, der ſich mit der Zeit immer mehr ſteigerte. Wir müſſen ihm auch verzeihen, wenn er zur Befriedigung eines Bedürfniſſes ſeiner Leſer manchmal ſchaudererregende, den Stempel der Unmöglichkeit an ſich tragende Dinge auftiſcht, ohne – wie er es oft tut – jedesmal dabei zu ſagen, daß er ſelbſt nicht daran glaube.

Im großen und ganzen iſt Herodot eine Fundgrube zuverläſſiger Nachrichten über die alten Zeiten, beſonders natürlich über ſeine eigene Zeit um 450 vor unſerer Zeitrechnung.

Wenn auch lückenhaft, ſo daß wichtige und wichtigſte Fragen unbeantwortet bleiben, ſo doch ziemlich eingehend berichtet Herodot über das nordweſtlich und nördlich des Schwarzen Meeres lebende große Skythenvolk und über den gewaltigen Kriegszug, den der Perſerkönig Darius gegen dieſes Volk unternahm.

In rieſenhaftem Ausmaß, ſo wie es dem Sinn der orientaliſchen Deſpoten entſprach, wurden die Vorbereitungen getroffen; Herodot ſpricht von 70mal Zehntauſend, alſo 700 000 Mann, die Darius etwa 515 v. Zw. am Bosporus zuſammenzog, perſönlich über die neue Brücke nach Europa hinüberführte und dann über eine Donaubrücke ins Skythenland hineinfluten ließ. Beide Brücken waren von den Griechen gebaut, die Heeresfolge leiſten mußten und an der Donaubrücke zurückgelaſſen wurden mit der Weiſung, nach ſechzigtägigem Warten nach Hauſe zurückkehren zu dürfen.

Der wirkliche Grund des Krieges mit dem in weiter Entfernung ohne gemeinſame Grenzen wohnenden Volke war lediglich die Ruhmſucht des auf Weltherrſchaft Anſpruch machenden Deſpoten. Aber zum Vorwande wurde die Rache für ein mehr als hundert Jahre zurückliegendes Geſchehnis angenommen. Zur Zeit des Mederkönigs Kyaxares war ein ſkythiſcher Wandertrupp – er kann nicht ſehr groß geweſen ſein – nach Medien und Perſien gelangt, hatte das damals ſchon feſtgefügte große Reich unterworfen und 28 Jahre lang in ſtrenger Botmäßigkeit gehalten. Schließlich wurden die durch den geſellſchaftlichen Verkehr mit den Unterworfenen allmählich in Sicherheit gewiegten ſkythiſchen Fürſten bei einem gemeinſamen Gaſtmahl ermordet.

Aber es folgte darauf keine Vernichtung der ſkythiſchen Herrenſchicht. Denn dieſe hatte ſich nicht wie andere ſolche Herrenſchichten jener Zeiten, über das unterworfene Land zerſtreut und damit Vermiſchung und Untergang vorbereitet. Die Skythen hatten ſich eine Landſchaft zum Zuſammenwohnen erwählt, hatten ſich dorthin ihren Zins ſchicken laſſen und ihr Leben möglichſt in heimatlich gewohnter Weiſe fortgeführt. So konnten ſie nach Tötung vieler Fürſten den Entſchluß zur Heimkehr faſſen.

Ein ſtolzes Herrenvolk muß dieſer Skythentrupp geweſen ſein. Das geht nicht nur aus ſeiner achtundzwanzigjährigen Herrſcherrolle über das größte damalige Kulturreich hervor, ſondern auch aus einem pſychologiſch äußerſt lehrreichen Erlebnis aus der Geſchichte der Rückkehr dieſes Trupps in die Heimat. Herodot berichtet es nur wenig entſtellt, ſo lebenswahr und unerfindbar für Fremde, daß wir annehmen müſſen, er habe es von ſeinem kurzen Beſuch, den er im Skythenlande gemacht hat, ſelbſt mitgebracht.

Die Medienfahrer hießen „Wanderſkythen“ und ſind jedenfalls um des Steppencharakters ihres Landes willen ein Nomadenvolk geweſen, im Unterſchiede von ihren Stammesgenoſſen, den Ackerbau treibenden Königsſkythen.

Während der achtundzwanzigjährigen Abweſenheit in Medien hatte ſich kein anderes Volk, auch nicht ihre Stammesgenoſſen, ihres Steppenlandes bemächtigt. Aber die zurückgelaſſenen Knechte und Kebsweiber hatten ſich zuſammengetan und waren mittlerweile in eine Art Herrengefühl hineingewachſen. Als dieſe von der Rückkehr Kunde erhielten, wurde beſchloſſen, die ehemaligen Herren nicht wieder in das Land zu laſſen. Sie zogen, wohl unter Mithilfe niederraſſiger Elemente, die ſich ſonſt noch in dem weiten Lande herumtreiben mochten, einen ungeheuer langen Wall und Graben und ſetzten ſich wohlgerüſtet in Kampfbereitſchaft.

Als die Rückkehrenden dies Gebahren wahrnahmen, waren ſie offenbar zunächſt verdutzt über die Frechheit der Knechte und hielten eine Beratung. Das Ergebnis war, daß ſie die Knechte nicht mit Waffen bekämpfen und töten wollten, damit jene ſich nicht künftig als ebenbürtig fühlten und damit ſie ſelbſt ſich nicht durch Verringerung ihres Dienſtperſonals ſchädigten; ſondern ſie wollten die Knechte mit der Peitſche behandeln und auseinanderjagen. So geſchah es denn auch. Als die Knechte die geſchwungenen Peitſchen ſahen, vergaßen ſie das Kämpfen und unterwarfen ſich wieder.

Mit Intereſſe fragen wir nach Abſtammung und Herkunft eines ſolchen Herrenvolks. Die in altſkythiſchen Gräbern Südrußlands aufgefundenen Schädel gehören nach Wilſer zu den Langſchädeln der reinen nordeuropäiſchen Raſſe; auch die Abbildungen ſkythiſcher Krieger auf den Nikopolſchen und Nikolajewſchen Silbergefäßen laſſen europäiſche Geſichtsbildung erkennen; Solin (16) bezeugt ihre Blauäugigkeit und Jordanes (De rebus get 24) ſchildert ſie als ſchlank gewachſen, hübſch, mit blitzenden Augen und etwas dunklerem Haar. Eine ganze Reihe ſkythiſcher Mannesnamen ſtimmen faſt buchſtäblich mit germaniſchen Namen überein. Die Germaniſtik weiſt der ſkythiſchen Sprache, ſoweit Zeugniſſe derſelben vorhanden ſind, eine Stelle zwiſchen dem Perſiſchen und Germaniſchen, aber dem Germaniſchen genähert an.

Gemäß einer Bemerkung Nordens in „Die germaniſche Urgeſchichte in Tacitus' Germania" iſt aus den Schriften des Poſidonios der Vorſchlag überliefert, die germaniſchen Stämme mit dem Sammelnamen „Keltoſkythen" zu benennen; dazu iſt zu beachten, daß eine andauernde Verwechſlung der Germanen und Kelten ſeitens der Mittelmeervölker üblich geweſen iſt (vgl. Neckel, Germanen und Kelten).

Außer dieſen Zeugniſſen von ſeltener Einmütigkeit, von der nur eine Nachricht des Hippokrates abweicht, haben wir nun die überaus reiche

Sitten- und Religionsdarſtellung Herodots, die mit ſchlagenden Angaben und ſo eindeutig auf die germaniſche Stammesverwandtſchaft hinweiſt, wie wir es unter den obwaltenden Umſtänden kaum beſſer wünſchen können.

Dabei ſchieben wir natürlich die bei den Griechen umlaufenden Greuelberichte und unglaubwürdigen Senſationsmärchen, von denen Herodot nur durch Hörenſagen weiß, gebührend beiſeite. Daß dieſe ebenſo ſelbſtverſtändlich als ſchlicht und ſchulgerecht auszuübende Kritik noch längſt nicht überall in unſerer Geſchichtsſchreibung zur Anwendung kommt, haben wir der hergebrachten noch in Fleiſch und Blut ſteckenden, oft kindiſchen Ehrfurcht vor der klaſſiſchen Literatur zu verdanken.

So z. B. iſt es möglich geworden, daß die römiſche Greuelgeſchichte aus dem Kimbernkriege von dem Tun der kimbriſchen Prieſterinnen an den Gefangenen anſtandslos (wir hoffen, auch gedankenlos) noch in moderne Darſtellungen des germaniſchen Prieſterweſens übergehen kann! Oder wollen die unbedenklich heute auf Greuelberichte aus fremdvölkiſcher Feder hereinfallenden Herren auch die Geſchichtsſchreiber künftiger Jahrhunderte verteidigen, wenn ſie den deutſchen Soldaten des Weltkrieges das gewohnheitsmäßige Abhacken von Kinderhänden aufbürden, weil es in der Kriegsliteratur der erdrückenden Mehrzahl der zeitgenöſſiſchen Völker zu finden ſein wird? Wenn nicht, dann dürfen wir um der Gerechtigkeit willen die ſehr ernſtliche Forderung ſtellen, daß ſämtliche aus klaſſiſcher oder ſonſtiger fremder Feder ſtammenden Beſchuldigungen und verächtlich machenden Nachrichten, die ſich gegen das alte Germanentum richten, in gleicher Weiſe abgelehnt werden, ſolange ſie nicht durch anderweitige Beweisgründe glaubhaft gemacht werden können. Zu den fremden Federn gehören natürlich auch ganz beſonders diejenigen Schreiber der Bekehrungszeiten, die durch Herabwürdigung der früheren Zuſtände einen größeren Ruhm der Kirche mit ihren neuen Zuſtänden befeſtigen zu müſſen glaubten.

Man leſe, was Herodot über das wahnſinnige Wüten des Skythenvolks gegen ſich ſelbſt, gegen das eigene Fleiſch und Blut und gegen das eigene koſtbare Eigentum beim Begräbnis ſeiner Fürſten, und in noch weit ſchlimmerer Auflage am folgenden Jahrestage des Begräbniſſes in breiteſter Schilderung ſeinen Leſern bietet, um die volle Berechtigung der Zurückweiſung derartigen ſich ſelbſt richtenden Irrſinns einzuſehen, auch wenn es ſich um einen ſo achtenswerten klaſſiſchen Schriftſteller wie Herodot handelt. Es ſteht I, 71, 21. Man beachte beſonders auch die

Art, wie die fünfzig erwürgten ſchönſten Pferde mit den darauf ſitzenden fünfzig erwürgten Knaben parademäßig aufgereiht werden! „Alſo begraben ſie die Könige“ ſchließt Herodot, ohne in dieſem Falle ſeinen Unglauben zu vermerken.

Von dem Opferſinn der Skythen wird berichtet, daß vornehmlich Pferde geopfert wurden, niemals Schweine. Die Art der Opferhandlung zeigt, daß es ſich in erſter Linie um ein heiliges Opfermahl handelt, nicht um den Gedanken, der Gottheit ein Geſchenk zu machen. Herodot wundert ſich darüber, daß die bei den anderen Völkern üblichen Weihbräuche ganz fehlen. Die bis in Kleinigkeiten hinein genaue Beſchreibung eines von Herodot bei ſeinem Beſuche offenbar miterlebten Opfers gewinnt daher für uns hohen Wert zur Beurteilung des germaniſchen Opferdienſtes. Der Unterſchied zwiſchen der griechiſchen und ſkythiſchen Auffaſſung iſt ähnlich dem Unterſchiede zwiſchen altteſtamentlichem Opfer und neuteſtamentlichem Abendmahl.

Die Frage des Menſchenopfers iſt durch die Unterſuchungen Bernhard Kummers in „Midgards Untergang“ in einen ganz neuen Stand getreten. Es wird zweifelhaft, ob nicht das Menſchenopfer erſt eine Erſcheinung des ſpäten, bereits durch fremde Einflüſſe und „Götter“ erſchütterten germaniſchen Heidentums iſt, und ob nicht die ſpärlichen und dann noch höchſt fragwürdigen Berichte aus fremder Quelle als Phantaſie der anderen zu werten ſind, die ihre Ideen in das Germanentum hineindichteten. Kummer wehrt ſich mit Recht gegen den bequemen und unſachlichen Vorwurf, als ob „falſch verſtandener Patriotismus“ auf Koſten der geſchichtlichen Wahrheit alles Häßliche aus dem Bilde unſerer Vorzeit entfernen möchte, mit dem bisher auch ſchon das bloße Aufwerfen derartiger Fragen bemängelt worden iſt. Vielmehr ſollte jeder, der die Wahrheit liebt, die Zeit für gekommen erachten, daß der Beugung der Wahrheit, wie ſie – ſei es aus Abſicht, ſei es aus Unverſtand – gegenüber dem germaniſchen Tun und Laſſen von jeher zu finden geweſen iſt, endlich gründlicher auf die Finger geſehen wird, als es unſere Unterwerfung unter den klaſſiſchen und römiſchen Geiſt und unſere Neigung zu überſchraubter Sachlichkeit bisher zuließ.

Herodot ſagt: Die Skythen opfern allerlei Vieh, vornehmlich aber Pferde. Von Menſchenopfern iſt nicht die Rede. Damit ſchließt der Opferbericht, der den Eindruck macht, als ob er von einem Augenzeugen ſtamme. Nach einem Zwiſchenſtück kommt aber dann ein Bericht über die Schlachtung jedes hundertſten (!!) Gefangenen, von deſſen völliger

Unglaubwürdigkeit ſich der Leſer durch den hier folgenden Wortlaut überzeugen wolle. „Sie beſprengen ihm den Kopf mit Wein, und dann ſchlachten ſie die Menſchen über einem Faß; und ſodann tragen ſie es hinauf auf den Reiſighügel und gießen das Blut über das Schwert. Das alſo tragen ſie hinauf; unten aber am Heiligtum tun ſie alſo: ſie ſchneiden allen geſchlachteten Männern den rechten Arm ab ſamt der Hand und werfen ihn in die Luft. Und ſodann, wenn ſie auch die übrigen Feiergebräuche verrichtet, gehen ſie von dannen; der Arm aber bleibt liegen, wo er hinfällt, und der Leichnam auch beſonders."

Herodot, der offenbar von dieſen Opfern nichts aus Skythenmunde wußte, hat ſeinen ſenſationshungrigen Leſern das ihm aufgeſchwätzte Mätzchen von dem Ballſpiel mit abgeſchnittenen Menſchenarmen bieten zu ſollen geglaubt, wie er ja auch ſonſt maſſenweiſe den größten Unſinn über andere Völker weiterträgt.

Beſonders beachten wollen wir aber noch die Mitteilung, daß nur der hundertſte Gefangene geopfert wurde. Darin ſteckt verſchämt die Wahrheit: bei den Skythen war die Tötung von Gefangenen nicht üblich. Von 1 % zu 0 % iſt der Schritt kein großer. Wer ſich das Leben der Wanderſkythen, wie es im allgemeinen verlaufen ſein muß, einmal praktiſch vorſtellt, der muß ſich ſagen, daß ein derartiger Prozentſatz den vermeintlichen „Brauch" hinfällig macht, zumal wenn er das von Herodot ſelbſt geſchilderte friedliche Verhältnis zu allen umwohnenden Völkerſchaften in Rechnung zieht. Wie oft mag es denn vorgekommen ſein, daß mehrere hundert Gefangene gemacht wurden? Unſer Urteil über ſolche und ähnliche Dinge wird ſich durch die weiteren Nachrichten über die Skythen noch feſtigen.

Derartiges darf uns nun nicht hindern, die zahlreichen wertvollen Nachrichten Herodots über die Religion und Kultur der Skythen zu würdigen, um gegebenenfalls daraus Licht für unſere germaniſche Vergangenheit zu gewinnen.

Zunächſt die Religion. Laſſen wir die Helleniſierung der Götternamen und der Begriffe durch Herodot fort, und ſuchen wir die verſtreuten Angaben zu einem Bilde ohne Widerſprüche zuſammenzuſtellen, ſo kommen wir zu folgendem Ergebnis.

Die Skythen verehrten außer ihren Ahnen, deren Gräber ſie bis aufs äußerſte vor Schändung ſchützten, nur einen höchſten Gott, den ſie Vater nannten, und dazu die Mutter Erde (gr. Heſtia, ſkyth. Tabiti). Dieſen nachſtehend gab es eine verehrungswürdige Macht des Lichtes, des Krieges

und (bei einem Stamm) des Meeres, sowie eine weibliche der Liebe, der Fruchtbarkeit und des Friedens, falls diese letztere nicht – wie ich für wahrscheinlich halte – mit der Mutter Erde Tabiti gleichbedeutend ist. Schließlich wurde die Gottheit im Gewitter gefühlt.

„Bilder aber und Altäre und Gotteshäuser zu machen ist nicht Brauch" schreibt Herodot. Dagegen hören wir von einem „Waldland" (Hain) mit einem „heiligen Weg", der mit einer Quelle besonderer Art Zusammenhang hatte. Am Hain befand sich ein „Achilleslauf", unter dem wir nichts anderes als einen Kampfspielplatz verstehen können.

In jedem Gau der Skythen gab es eine große Thingstätte, die Herodot als Marktplatz bezeichnet. Dort war der Kriegsgottheit in sinnbildlicher Darstellung ein „uraltes eisernes Schwert" aufgerichtet. Da häufte man jährlich durch Zufuhr von 150 Wagen einen gewaltigen Haufen Reisig auf. Drei Seiten des Haufens fielen steil ab; die vierte Seite des Vierecks mußte man schräg lassen, um das letzte Material hinaufschaffen zu können. Der Reisighaufen diente unzweifelhaft zum Abbrennen eines riesigen Feuers zu Ehren der Gottheit an einem bestimmten Festtage. Daß er, wie Herodot meint, jährlich von selbst dahinschwinde, ist weder möglich noch kommen wir durch solche Annahme zu einer Erklärung dieses Tuns der Skythen. Die griechische Hilflosigkeit gegenüber dem Reisighaufen führte dann zu der wunderlichen Idee, das Schwert sei oben auf dem (allmählich zusammensinkenden) Haufen aufgerichtet gewesen.

Nach ihrer religiösen Vorstellung stammte der erste Mensch von dem Vatergott und der Mutter Erde. Diese habe man in einer höhlenbewohnenden Jungfrau mit halbem Drachenleib im heiligen Waldlande personifiziert. Von ihr wurden drei Söhne geboren, deren jüngster Skythes hieß. Eine diesen dreien auferlegte Kraftprobe (Spannung eines mächtigen Bogens) konnte nur der jüngste bestehen, und ihm wurden daher auch von der Gottheit die vier in glühendem Gold zur Erde gekommenen Himmelsgeschenke zugewandt, und zwar: ein Beil (Gewerbe), ein Pflug (Ackerbau), eine Schale (Kultus) und ein Joch (Herrschaft). Skythes wurde der Ahnherr der skythischen Könige. Die vier goldenen Symbole waren nach Herodot im Skythenlande noch vorhanden und wurden abwechselnd bei den verschiedenen Stämmen des Volks feierlich aufbewahrt. Es knüpften sich an sie wunderbare Kräfte.

Eine große Rolle spielt Weissagung und Weistum, wobei der Grieche nur an seine beliebten Orakelsprüche denkt. Die mystische Weisheit wurde gewonnen, indem man Ruten, also Runenstäbe, zur Erde warf und

wieder aufhob. Man verwandte Weidenruten; daß auch Lindenrinde genannt wird, läßt darauf ſchließen, daß es ſich nicht nur um einzelne Runenzeichen gehandelt hat, ſondern auch um einen Schriftanfang.

Um ihrer Bacchanalien willen wurden die Griechen von den Skythen verhöhnt, denn „es ſei unverſtändig, ſich einen Gott zu denken, der die Menſchen in Raſerei bringt".

Das Schließen von Blutsbrüderſchaft und Bündnis war eine äußerſt feierliche Handlung mit Trinken und Eintauchen in das vermiſchte Blut und mit Gebet, ganz auf der Linie deſſen, was wir von den übrigen Germanen wiſſen.

Die Erde ſtellten die Skythen ſich vor als ringsum von Meer umfloſſen. Im Norden wohnten die hochangeſehenen, friedlichen Hyperboreer, deren jährliche Geſchenke – in Stroh verpackt – ihren Weg nach Delos vornehmlich durch das Skythenland nahmen und getreulich von Völkerſchaft zu Völkerſchaft befördert am Beſtimmungsorte ankamen. Für die Beantwortung der Hyperboreerfrage bietet Herodots Skythenbuch allerlei Ausbeute. Aber die damaligen Skythen wußten von der Sache nichts mehr durch eigenes Erleben.

Wenn auch nicht ſo wortreich, wie über die religiöſen Dinge, ſo doch nicht weniger lehrreich ſind die Mitteilungen über die übrigen Kulturverhältniſſe Skythiens, die wir uns aus Herodots Buch herausholen können. Das gilt ganz beſonders deswegen, weil hier nicht nur eine Berechtigung, ſondern auch eine Notwendigkeit vorliegt, das „Zeugnis aus dem Schweigen" mit in die Wagſchale zu werfen. Dies pflegt im allgemeinen mißbräuchlich zum Beweiſe des Nichtvorhandenſeins von irgend etwas gebraucht zu werden, während es hier umgekehrt zu einem Beweiſe des Vorhandenſeins herangezogen werden muß, und zwar aus folgendem Grunde.

Herodot iſt kein Schriftſteller des Alltäglichen und Gewohnten. Er iſt eifrigſt darauf bedacht, ſeinen Leſern das Neue, das Unbekannte, das Ungewohnte, das von griechiſcher Art Abweichende aufzuzeigen. Er iſt nicht eilig, ſondern breit, macht Abſchweifungen, für die er ſich entſchuldigen muß, und läßt nichts unter den Tiſch fallen, was obigem Zweck dienen kann. Es iſt ausgeſchloſſen, daß er ſehr auffällige Kulturlücken und Mängel und Gegenſätze gegen die helleniſche Kultur mit Schweigen überginge, wenn er ſie bei ſeinem Beſuch im Skythenlande bemerkt oder ſonſt davon Kenntnis erhalten hätte. Wir ſind gezwungen, in allen den Dingen, die ſeiner Beobachtung und Beurteilung unterlagen, von denen

er uns aber nichts zu ſagen weiß, zwar nicht die gleichen, aber doch ähnliche Verhältniſſe anzunehmen, wie ſeine Leſer ſie in Griechenland gewohnt waren, deren Beſchreibung denen alſo langweilig geweſen ſein würde.

Zur Vergewiſſerung, daß wir uns mit dieſer Erwägung nicht auf einem Irrwege befinden, haben wir glücklicherweiſe aus Herodots eigener Feder einige Geſamturteile über das Skythenvolk, die für unſere Unterſuchung gar nicht hoch genug eingeſchätzt werden können.

Vorher ſei jedoch bemerkt und betont, daß die Griechen alles Land nördlich der unteren Donau und des Schwarzen Meeres, alſo das jetzige Rumänien und Rußland mit dem Geſamtnamen Skythien und ſeine Bewohner unterſchiedslos Skythen zu benennen pflegten, ſofern man nicht beſondere Kenntnis und beſonderen Anlaß zur Hervorhebung der Verſchiedenartigkeit der ſkythiſchen Völker hatte. Auch bei Zoſimos (I, 42) gelten alle Völker nördlich des Schwarzen Meeres als „Skythen, auch Heruler, Peuken, Baſtarner, Goten".

Das Skythenland war ſchon zu Herodots Zeit in einem ſo weſentlichen Umfange im Beſitz der Goten, daß angeſichts der ungewöhnlich verſchiedenen Ausſprache ihres Namens (Goten, Gauten, Geten, Gouten, Juten, Jüten, Jiten) der Verdacht aufſteigt, daß auch „Skythen" nichts anderes iſt als Jüten = Goten mit vorgeſchobenem s-Laut.

Als Unterſcheidungsmerkmal für Völker ſtehen neben Schädel, übrigem Körperbau und Sprache die Sitte und die Kultur obenan. Von den Skythen ſagt Herodot das für unſer Thema hochbedeutſame Wort: „Das Schwarze Meer hat (an ſich) die roheſten Völker, wenn ich das Skythenvolk ausnehme." Damit zieht Herodot einen unmißverſtändlichen Strich zwiſchen Barbaren in unſerem Sinne und den Skythen; in unſerem Sinne; denn nach griechiſchem Sprachgebrauch waren auch Ägypter und Babylonier Barbaren, d. h. unverſtändlich Redende.

Das Urteil bezieht ſich auch auf die Höhe geiſtiger Begabung. Es lautet: wir haben kein Volk diesſeits des Schwarzen Meeres wegen ſeiner Klugheit aufzuweiſen, ausgenommen das Skythenvolk.

Daß es ſich bei Herodot um ehrliche Bewunderung des ſkythiſchen Geiſtes handelt, z. B. ihrer diplomatiſchen Gewandtheit, geht aus den klugen, fein gemeißelten Reden hervor, die er den Skythen in den Mund legt, im Gegenſatz zu den perſiſchen und ſonſtigen Reden, die meiſt reichlich töricht ſind.

Der praktiſchen Klugheit und dem dazu gehörigen techniſchen Geſchick reicht er geradezu einen Lorbeerkranz mit folgenden Worten: „Das

Geſchlecht der Skythen hat eine Erfindung gemacht, ſo etwas Kluges iſt in der ganzen Welt nicht weiter, ſo viel wir wiſſen." Und nun berichtet er von den auf Räder geſtellten wandernden Häuſern, in denen ſie durch ihr Flachland überall hinziehen, wohin ſie wollen, und wodurch ſie auch für Feinde unüberwindbar werden.

Natürlich hat Herodot auch die Mängel nicht überſehen, die untrennbar mit der Kulturentwicklung eines von Zeit zu Zeit den Wohnſitz wechſelnden Volks verbunden ſind, und erwähnt dies auch mit den Worten, daß alles übrige „nicht ſo beſonders" ſei. Aber gerade dieſer Ausdruck zeigt, daß ſogar die Lebenshaltung der Wanderſkythen von der Lebenshaltung der Griechen nicht allzuſehr unterſchieden war, geſchweige der ſeßhaften, ackerbautreibenden ſog. Königsſkythen. Sein beſonderes Intereſſe und ſeine perſönliche Erfahrung beſchränkt ſich auf die Wanderſkythen, gegen die der Rachezug des Darius gerichtet war, und deren Land er bereiſt hat.

Herodot hält es für erwähnenswert, daß die Skythen Keſſel hatten, die den lesbiſchen Keſſeln ähnlich ſeien, und daß ſie neben der Holzfeuerung auch die Fettfeuerung hatten; daß ſie für die Anfertigung von Kleidern auch den Hanf verwandten; daß ſie bei der Einbalſamierung der Leichen ein beſonderes Verfahren (Lauch?) hatten; daß ihre Dampfbäder ſo gut ſeien, „daß kein helleniſches Bad darüber kommt". Er redet von duftigen Frauenbädern, die die Haut „rein und glänzend" machten. Er beſchreibt die landläufige Herſtellung der Butter mit ſo erſtaunten, unbeholfenen Worten, daß er den Eindruck erweckt, als ob die Griechen damals noch keine Butter gekannt hätten. Sie iſt wie die Seife und ſonſtige Mittel der Körperpflege germaniſche Erfindung.

Über den Handelsverkehr erfahren wir, daß die ſkythiſchen Dolmetſcher, die für den Handel mit den nordöſtlichen Nachbarvölkern gebraucht wurden, ſieben Sprachen verſtehen mußten. An anderer Stelle wird erwähnt, daß die Königsſkythen auch ſo fruchtbare Landſchaften hatten, aus denen Getreide nach auswärts ausgeführt wurde.

Städte wie in Hellas haben, wie es ſcheint, auch die ſeßhaften Königsſkythen nicht gehabt; die einzige erwähnte „hölzerne Stadt" Gelenos lag im Gebiet der ſkythiſchen Buduner, aber ihre Bewohner waren urſprünglich Hellenen.

Gold hatten die Skythen ſehr reichlich, auf Silber legten ſie keinen Wert; was aber den Gebrauch und die Verarbeitung des Erzes anlangt, ſo berichtet uns Herodot als Sehenswürdigkeit des Skythenlandes und Weltwunder von einer rieſigen, 3–4000 Liter enthaltenden ehernen Schale

mit ſechs Finger dicker Wandung. König Ariantas habe die Schale ſich zum Denkmal aus der ungeheuren Zahl von Pfeilſpitzen machen laſſen, die die ſkythiſchen Männer bei einer Art Volkszählung abliefern mußten. Herodot hat ſie ſelbſt geſehen; ſie ſcheint das Ziel ſeines Beſuches im Skythenlande geweſen zu ſein. Die ungeheure Zahl der zu dieſem Zwecke benötigten Pfeilſpitzen iſt ihm ein Beweis für die Größe des Skythenvolks.

Auch in den Skythen, wie in allen anderen Germanen oder Germanenverwandten, ſteckte die Neigung, fremde Völker und Sitten kennen zu lernen. Die Wander- und Abenteuerluſtigen neben den zu ihnen kommenden Reiſenden vermittelten ihnen die Kenntnis deſſen, was außerhalb ihrer Grenzen in der Welt vor ſich ging.

Einzelne blieben dann im Auslande hängen und müſſen dort wohl den Skythen den Ruf der Zuverläſſigkeit und Kraft, daneben auch den Ruf der Grobheit eingetragen haben. Denn ſonſt würde man ſie nicht in den griechiſchen Städten als Poliziſten bevorzugt haben. Es wurde dann üblich, ein bärbeißiges Verhalten als „ſkythiſch" zu bezeichnen. Die Stimmung zwiſchen den Athenern und ihren ſkythiſchen Stadtwächtern wird wohl ungefähr dieſelbe geweſen ſein wie zwiſchen den Berlinern und ihrer Schupo in früherer Zeit.

Der Wunſch, vom Auslande zu lernen, ging ſo weit, daß man Edle zum Studium ausſandte. Aber wenn dieſe daheim fremde religiöſe Sitten einführen wollten, dann verſtanden die Skythen keinen Spaß. Einer wurde von ſeinem König eigenhändig mit dem Pfeil durchbohrt, als er nach ſeiner Heimkehr der „Mutter der Götter" (Hera) heimlich im heiligen Hain ein Feſt mit Handpauken und Bilderchen ausrichten wollte. Und als gar der eigene König Skyles, der mütterlicherſeits ein helleniſcher Miſchling war, ſich in der am Pontus gelegenen griechiſchen Pflanzſtadt Boryſthenes einen Palaſt (rings umher aus weißem Stein mit Sphinxen und Greifen) erbaute und Luſt bekam, ſich dem Dionyſos Bacchios weihen zu laſſen, da brannte man ihm – durch Vermittlung Gottes – zunächſt den Palaſt nieder. Als er jedoch nichtsdeſtoweniger die Weihe vollendete und ſich als Bacchant lächerlich machte, empörte ſich das Volk. Skyles mußte fliehen, wurde von den Thraziern ausgeliefert und enthauptet. „So eifrig halten die Skythen auf ihre Bräuche, und ſolche Vergeltung üben ſie an denen, die fremde Sitten annehmen," ſetzt Herodot hinzu.

Die Skythen, deren Name in den letzten Jahrhunderten vor und in den erſten Jahrhunderten nach Zeitwende zurücktritt, haben ihre Eigenart

bewahrt, bis ſie mit großen Taten in die Weltgeſchichte eintraten, d. h. bis ſie das oſtrömiſche Reich unter Valens überwanden und große Reiche in Oberitalien und Weſteuropa gründeten.

Die Skythen? Ja, die Skythen! Ich empfehle meinen Leſern, ſich durch ein vergleichendes Studium der ſämtlichen in Betracht kommenden Quellenſchriftſteller der Völkerwanderungszeit – ich nenne Eunapius, Ammianus, Jordanes, Oroſius und wer ſonſt herangezogen werden kann –, die dann, wie ich glaube, unantaſtbar daſtehende Überzeugung zu verſchaffen, daß es ſich bei Goten und Skythen um ein zuſammengehöriges großes germaniſches Stammesgebilde handelt, wobei der Skythenname der – allerdings wechſelweiſe gebrauchte – umfaſſende Name iſt.

Ich bitte die Leſer, die nach dem empfohlenen Studium glauben, gegen dieſen Satz einen begründeten Einwand erheben zu können, mir dies mitteilen zu wollen. Vor allem um deswillen, weil der Satz ſeine Folgen für wichtige Fragen des germaniſchen Altertums nach ſich ziehen wird.

Die Nachprüfung einiger Quellen iſt jedem Leſer durch eine Zuſammenſtellung und Überſetzung von Wilhelm Capelle in „Das alte Germanien“ (Verlag Eugen Diederichs) überaus bequem gemacht.

Der eingangs erwähnte Krieg des Darius gegen die Skythen bietet nun noch ſoviel Wertvolles und Unterhaltſames, daß es ſich lohnt, ihn eingehend zu behandeln.

20. Der Weg der Germanenkunde

Nachdem das uns überkommene Bild von der germaniſchen Vergangenheit ſich in ganz weſentlichen Stücken als ein Trugbild erwieſen hat, liegt uns daran, unſere germaniſche Vergangenheit in ihrer vollen Wirklichkeit zu erkennen. Ja, wir ſehen es als eine Ehrenpflicht an, der in früherer Zeit vielleicht verſtändlichen, in unſerer Zeit aber mehr und mehr zu einer Schuld gewordenen Vernachläſſigung der germaniſchen Vorgeſchichte im deutſchen Bildungsweſen auch unſererſeits nach Kräften entgegenzutreten und an der Sühnung einer Vergewaltigung mitzuarbeiten, der unſerer Väter Geiſt und Andenken preisgegeben geweſen iſt.

Dieſe Pflicht erſcheint uns um ſo wichtiger, als wir glauben, daß ein Erkennen, Verſtehen und Achten des Weſens und Tuns der eigenen Vorfahren für jedes Volk, ganz beſonders aber für unſer deutſches Volk, von hohem Werte iſt.

Im Vergleich mit der Altertumswiſſenſchaft anderer Völker befindet ſich die deutſche Altertumswiſſenſchaft hinſichtlich der germaniſchen Zeit – d. h. der Zeit vom Beginn der Seßhaftigkeit unſerer Vorfahren im ausgehenden Steinzeitalter bis zum Ende einer freien germaniſchen Entwicklung unter Karl dem Frankenkönig um 800 n. Zw. – in einer außergewöhnlich ungünſtigen Lage. Sie entbehrt des weſentlichſten Teils der Quellen, aus denen die Kenntniſſe der alten Zeiten geſchöpft zu werden pflegen (Schrifttum und Baudenkmäler). Sie ſteht vor der Aufgabe, eine Kultur und ein Geiſtesleben zu erkunden, deſſen wichtigſte Zeugen planmäßig und mit einer Gründlichkeit vernichtet worden ſind, daß ſelbſt die Tatſache ihres einſtigen Vorhandenſeins noch Gegenſtand der wiſſenſchaftlichen Forſchung iſt.

Um ſo notwendiger iſt die Forderung und die Sorge, daß das Arbeitsverfahren unſerer Altertumswiſſenſchaft nicht nur in ſich einwandfrei ſei, ſondern auch alle ſich irgend ergebenden Möglichkeiten zum Eindringen in das tiefe Dunkel umfaſſen möchte.

In ihrer weſentlichen Beſchränkung auf die handgreiflichen Bodenfunde iſt unſere Vorgeſchichte bisher zuverläſſige Wege gegangen, deren Erfolge gänzlich unbeſtritten ſind, obgleich es auch hier natürlich an Irrungen – und auch an empfindlichen Irrungen – nicht fehlt, wovon

jeder Vergleich der Äußerungen ihrer führenden Männer zeugt. Aber das übliche Verfahren unſerer Vorgeſchichtswiſſenſchaft reicht nicht aus für die Aufgabe, die Geſamtheit der ſich uns erſchließenden Erkenntnisquellen für die Aufdeckung der germaniſchen Vergangenheit fruchtbar zu machen.

Wir vermiſſen eine bis ins letzte hinein folgerichtig zuſammenfaſſende Auswertung der Ergebniſſe der germaniſchen Sprach- und Runenforſchung, der vergleichenden Religionsgeſchichte und Völkermythologie, der Vererbungslehre, ſowie auch der eigenen Fundwiſſenſchaft, ſo wenig es auch an wertvollen Einzeldarlegungen aus allen dieſen Gebieten fehlt. Es iſt wie wenn die Pferde vor einem Laſtwagen ungleichmäßig anziehen; der Karren kommt nicht weiter. Der Zuſtand iſt für eine ſich weſentlich als Spatenwiſſenſchaft fühlende Archäologie um ſo bedenklicher, als die Spatentätigkeit und die durch ſie gebrachten Anregungen immerhin eine Tätigkeit auf Abbau iſt. Von bedeutſamen Glücksfunden abgeſehen, auf deren Eintreten überhaupt kaum hingearbeitet werden kann, wird auch die im Dienſte der Wiſſenſchaft leidlich geregelte Grabungstätigkeit doch ſchließlich darauf hinauslaufen, die Muſeumsſchätze zu vermehren, ohne der Wiſſenſchaft noch Dienſte leiſten zu können, die den Nachteil der Gräberſtörung wieder aufwiegen. Gleichzeitig würde ſie ſich ſelbſt erledigen, wie ja auch die Kohlenſchätze eines Landes ſchließlich einmal ein Ende nehmen. Die durch umwälzende Erdarbeiten im Gelände erzwungenen Grabungen ſind aus dieſer Erwägung natürlich auszuſchalten.

Wir vermiſſen aber noch mehr. Wir vermiſſen eine entſprechende Würdigung und Anwendung der über die reale Kultur hinausweiſenden neuen Lichtquellen, wie ſie uns etwa in der Denkmälerforſchung, Sagaforſchung, der Symbolforſchung und in der Erforſchung der deutſchen Landſchaft als dem Schauplatz des germaniſchen Lebens geboten ſind. Gleichzeitig herrſcht eine gewiſſe Abneigung, andere entweder durch logiſche Verbindlichkeit oder als Ergebnis anderer Wiſſenszweige ſich empfehlende Erkenntnisquellen zu werten, wie ich es in meiner Forſchung genugſam erfahren habe.

Sorgen wir, daß jene Klage ihre Berechtigung verliert, der einſt der nüchterne Rübel (Die Franken, Leipzig 1904) mit den Worten Ausdruck gab: „Die Geiſter der Germanen, die von den Prieſtern und Mönchen nach aller Möglichkeit totgeſchlagen wurden, ſind dann von der Schulwiſſenſchaft eingeſperrt.“

Wir verſtehen durchaus den Konſervatismus der Wiſſenſchaft, die

ſich nicht durch jede ſchnell auftretende und wieder vergehende Strömung der Zeit oder Idee einzelner in ihrer ſtetigen Entwicklung ſtören laſſen will und darf. Wir verſtehen auch den Widerſtand gegen Neues von ſeiten derer, die ergraut ſind im mühſamen Aufbau ihrer Lehren, die nunmehr angetaſtet werden ſollen. Aber uns ſind auch die Erſcheinungen eines über das erklärliche Maß hinausgehenden, den Fortſchritt hemmenden Konſervatismus der Wiſſenſchaft zu ſehr bekannt, als daß unſere Ehrfurcht vor dem Beſtehenden uns veranlaſſen dürfte, unſere durch Tatſachen ausreichend begründete und in gemeinverſtändlicher Form dargebotene Überzeugung zum Schweigen zu bringen. Hierin fühlen wir uns eins mit einem, wie uns ſcheint, recht erheblichen Teil unſeres denkenden Volks. Gemeinverſtändlichkeit ſchließt ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit keineswegs aus. Von uns wird die Forderung betont, daß jeder Fortſchritt der Erkenntnis eine Begründung haben muß, die ſinngemäßer, ernſter wiſſenſchaftlicher Prüfung ſtandhält.

Nach Maßgabe dieſes Grundſatzes haben Anregungen aus Laienkreiſen, ſofern eine Verquickung mit Sonderintereſſen vermieden wird, ein Anrecht auf volle Würdigung. Wir glauben, daß nur durch Anteilnahme weiteſter Kreiſe, die bis jetzt zu wünſchen übrig läßt, die Aufdeckung und Verwertung aller noch vorhandenen Zeugniſſe der germaniſchen Vergangenheit erreicht werden kann. Wer etwas beizutragen vermag, ſoll die wiſſenſchaftliche Prüfung nicht als Bedrohung und Abſchreckung empfinden. Ein gut unterrichteter Herr hielt mit ſeiner offenbar wertvollen Beobachtung zurück, „weil er fürchtete, die ganze zünftige Wiſſenſchaft würde über ihn herfallen" – ſo iſt mir berichtet worden.

Was iſt Wiſſenſchaft? Wir wollen nicht ſo weitherzig ſein wie Kant, der unter Wiſſenſchaft jede Lehre verſteht, wenn ſie ein Syſtem, d. h. ein nach Prinzipien geordnetes Ganzes der Erkenntnis ſein ſoll. Dann müßte auch der Geſundbeterei die beanſpruchte Bezeichnung als Wiſſenſchaft zugebilligt werden. Auch eine Definition der Wiſſenſchaft, wonach ſie die ſyſtematiſche Einheit grundſätzlich zuſammengehöriger, ein beſtimmtes Gebiet umfaſſender methodiſch geordneter Erkenntniſſe iſt, genügt uns nicht.

In Anſehung der großen Rolle, die der innere, vielfach unbewußte Vorgang ſubjektiver Einſtellung zu einer Sache bei allen Denkvorgängen ſpielt, fügen wir einer ſolchen Begriffsbeſtimmung noch die Forderung hinzu, daß ſowohl die wiſſenſchaftlichen Einzelerkenntniſſe, als auch das Arbeitsverfahren in dem bewußten erkennbaren Streben entſtanden ſein müſſen,

unter möglichſter Ausſchaltung rein ſubjektiver Vorſtellungen wie der ſonſtigen Irrungsmöglichkeiten der Wirklichkeit der Dinge näher zu kommen.

Unſere germaniſche Altertumskunde befindet ſich in der ganz beſonderen Lage, ſich gegen die ſubjektive Beeinträchtigung der Forſchung, gegen Nebenabſichten und Vorurteil wehren zu müſſen. Wie ich in „Germaniſche Heiligtümer" aus Koſſinna ein überaus charakteriſtiſches Wort des Wiener Hiſtorikers Koch angeführt habe, ſo kann ich es mir nicht verſagen, hier einen durch wiſſenſchaftliche Gefühlloſigkeit und Verantwortungsloſigkeit auffallenden – ſeiner Bedeutung natürlich völlig unbewußten – Satz aus C. Dewitz (Die Erſternſteine, eine archäologiſch-kritiſche Unterſuchung, Breslau 1886, Seite 11) anzuführen:

„Von den heidniſchen Völkern müſſen die älteren Germanen und die Sachſen auf Grund der bei der Grottenausführung angewandten Technik ohne weiteres ausgeſchieden werden; denn ſo roh auch die Arbeiten ſind, es ergibt ſich doch zweifellos, daß die verſchiedenſten Werkzeuge der Steinmetzkunſt Anwendung gefunden haben. Wir erkennen kleine, durch den Dorn hervorgebrachte Löcher, ferner grobe Hiebe der Spitzhacke, feine breite Striche des Meißels u. a. Die Technik beweiſt, daß die Arbeit von Angehörigen einer Nation ausgeführt ſind, welche auf einer höheren Kulturſtufe als jene Völkerſchaften ſtand. Darum bliebe zwiſchen den heidniſchen Römern und den chriſtlichen Nationen zu entſcheiden."

Wir wollen hier ganz davon abſehen, daß die techniſche Bemerkung ſelbſt oberflächlich und irrig iſt, – wir ſtellen nur die Frage, wie es möglich iſt, daß dieſe „archäologiſch-kritiſche Unterſuchung" aus dem Jahre 1886 und nach ihr ungezählte andere gegen Germanenkultur ſich wendende Urteile, das Vorurteil, auf dem ſie aufgebaut ſind, ſo unverfroren zeigen können, obgleich Dewitz wie ſeine ähnlich denkenden Nachfolger es wußten, daß ihre ganze Auffaſſung auf keinerlei greifbare Beweiſe begründet, ſondern auf ein Nichtkennen oder Nichtkennenwollen hin in die Luft hineingebaut iſt.

Überhaupt ſpielen die „Beweiſe aus dem Schweigen" (argumenta e silentio) eine unheimliche, vielfach verheerend wirkende Rolle.

Eine weitere Forderung iſt, daß eine Wiſſenſchaft nicht als ein für ſich allein beſtehendes Gedankengebilde aufgebaut ſein darf, ſondern ſich mit ausreichender Berückſichtigung der Nachbarwiſſenſchaften in ein logiſches Syſtem des Geſamtwiſſens der Menſchen einfügt. Dieſe Forderung

fällt in den Geschichtswissenschaften besonders schwer ins Gewicht. Ihre Hintansetzung hat auch in der Altertumswissenschaft schon in mancher Hinsicht eine nachteilige und verwirrende Wirkung ausgeübt. Jede in sich auch noch so richtig aufgebaute Wissenschaft muß der Berichtigung durch andere Wissenschaften gewärtig bleiben.

Hinzukommen sollte ferner ein Überblick auch über die übrigen Abwege und Irrwege, auf denen die Wissenschaften aller Zeiten je und je einmal gewandelt sind. Nicht selten waren es harte Kämpfe, aus denen heraus ein Zurechtfinden in der Richtung eines gesunden Fortschritts möglich wurde. Auch unsere Zeit darf sich nicht als erhaben über diesen Erfahrungssatz ansehen, obgleich dem letzten Jahrhundert zugebilligt werden muß, daß erst seine kritische Methode eine zuverlässige Weise und das alle vorhergehenden Zeiten weit hinter sich lassende Tempo des Fortschritts gebracht hat.

Dabei waren die Naturwissenschaften unbestritten in der Führung. Es ist nicht zu verwundern, daß ihre Erfolge zu einer auch manchmal verfehlten Übertragung ihrer Methoden auf möglichst alle übrigen Wissenszweige anreizten. Dies ist dann mit zur Ursache eines ebenso öden als verderblichen Materialismus geworden und hat – zumal in den urteilslosen Volksschichten – zu einer unterschiedslosen Massenvernichtung wertvoller geistiger und seelischer Werte geführt, um deren Wiederherstellung oder Ersatz man nun in unserer mehr zur Besinnung gekommenen Zeit mit einem großen Aufwande geistiger Kraft bemüht ist – in mancher Hinsicht, wie es scheint, vergeblich. Denn Niederreißen ist leichter als Aufbau.

Wissenschaft – so fassen wir zusammen – ist der Ertrag ernster geistiger Arbeit, die in Kenntnis und unter möglichster Ausschaltung der subjektiven und objektiven Irrtumsquellen ein planmäßig geordnetes Wissen von der Wirklichkeit gewinnt und darbietet.

Diese unsere Hochachtung der Wissenschaft darf uns jedoch nicht blind machen gegen das unvollkommene Ergebnis aller menschlichen Bemühung.

Außer dem Wert, den jede Wissenschaft um ihrer selbst willen hat, scheint uns die Aufhellung der germanischen Vergangenheit zu den gangbaren Wegen zu gehören, auf denen unser Volk wieder zu Idealen und sich lohnenden Zielen geführt werden kann. Aus den vereinzelten und z. T. noch ungeordneten Lichtstrahlen, die aus den versunkenen Zeiten des Germanentums wieder in die unsrige Zeit hereinzuleuchten beginnen, treten überraschende geistige Werte vor unser Auge, auch Werte weltanschaulicher und religiöser Art, die sich ganz wie Ewigkeitswerte aus dem geistigen Urborn der Menschen anlassen. Sie erscheinen als

fähig und würdig, ſich mit den geläuterten Ewigkeitswerten des – in fremdartig belaſteter Form, auf krummen und blutigen Umwegen nach Germanien gekommenen – Chriſtentums zu vermählen. Sie können das in ihm überwinden, was im Gefüge deutſch-germaniſchen Denkens und Empfindens ſtets ein Fremdkörper geblieben iſt, das aber in ihm beleben, was im Einklang mit der gottgegebenen geiſtigen Veranlagung zu den Höhen der göttlichen Beſtimmung führen kann.

Eine der vornehmſten Eigenſchaften unſerer germaniſchen Ahnen war ihre Duldſamkeit in Glaubensdingen, die ihre Grenze nur in der Roheit, Überliſtung und Anmaßung fremder Bekehrer fand. Der vielleicht älteſte ſteinerne Türbogen in der übriggebliebenen Wand einer chriſtlichen Kapelle am alten Thingplatz in Halle in Weſtf. trägt die Inſchrift:

A. DCCLII P. C. N. (P. C. N. = Post Christum natum)

= Im Jahre 752 nach Chr. Geb. (Eine Vertiefung hinter dem D erſcheint als Fehler oder Verletzung des Sandſteines; auch iſt der Zwiſchenraum zwiſchen A und D größer als zwiſchen den folgenden Zahlzeichen. Das 18. Jahrhundert kann als Baujahr nicht angenommen werden.)

Dieſe Inſchrift bezeugt, daß zwei Jahre, bevor der Frevler an heiligen Bäumen Winfried-Bonifatius ſich bei den Frieſen unerträglich gemacht hatte, im Lande der Sachſen der Bau eines chriſtlichen Gotteshauſes unmittelbar an einem Thingplatz geduldet wurde.

Um unſerer Pflicht der Duldſamkeit willen wenden wir uns daher auch gegen das von Kenntniſſen unbeſchwerte, oft geradezu ſinnloſe, auch unedle Wüten und Schimpfen gegen das, was Jahrhunderte lang unſeren Vätern und einem nicht verachtenswerten Teile unſeres heutigen Volkes noch als ein Gegenſtand der Ehrfurcht gilt[1]).

Für ſolche Gedanken und weitausſchauenden Hoffnungen iſt die feſte wiſſenſchaftliche Grundlage in der Vererbungslehre gegeben, die uns unvermutet wieder aufs engſte – auch in geiſtiger Beziehung – mit den Vätern der Urzeit verknüpft hat. Geſchichte und Vorgeſchichte werden ſich mit der Aufhellung deſſen begnügen müſſen, was in ihren Geſichts- und Aufgabenkreis gelangt. Unſere Aufmerkſamkeit aber nach jeder Richtung hin ſoll nicht nachlaſſen.

[1]) Demgegenüber gibt es bis heute im Rahmen der kirchlichen Konfeſſionen eine Unduldſamkeit und eine ſtarre Verſchloſſenheit gegenüber der fortſchreitenden Erkenntnis natürlicher und geſchichtlicher Wahrheiten. Das ſoll hier nicht verſchwiegen werden, aber es gehört nicht in dieſes von Germanenehre handelnde Buch.

Die verfloſſene, in allen Wiſſenſchaften ſich geltend machende materialiſtiſche Richtung mit ihrer Vernichtung unwägbarer Werte hat auch der germaniſchen Altertumskunde ſchwere, vielfach unerſetzliche Verluſte gebracht und unheilbare Wunden geſchlagen. Sie werden erſt jetzt voll empfunden, nachdem der Sinn für unſere Vorgeſchichte ſo ſtark erwacht iſt. Es wurde ein an ſich berechtigter Kampf gegen den beſonders im Landvolk noch vorhandenen Aberglauben geführt, an dem ſich alles beteiligte, was irgendwie auf Bildung Anſpruch machte, bis hin zu dem im Dorfe geleſenen Kreisblättchen und dem aus der Garniſon zurückkehrenden Soldaten. In den meiſten Fällen wurde es aber zugleich ein Kampf gegen Religion überhaupt und in der Folge zu einer Unterhöhlung aller ſittlichen Begriffe und der natürlichſten Rechts- und Pietätsgefühle, die noch vor hundert Jahren ganz unangetaſtet in der Volksſeele lebten.

Es iſt nur ein kleiner Ausſchnitt aus der Geſamtkataſtrophe des geiſtigen Seins unſeres Volks in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wenn unter den rückſichtslos geführten Keulenſchlägen des Materialismus – mit jüdiſchem Marxismus und Internationalismus gleichzielig wirkend – noch ein anderes Volksgut bis auf geringfügige Reſte vernichtet worden iſt: das ſind die alten Gebräuche, Märchen, Lieder, Sprüche, Volkserinnerungen.

Dieſe reiche, bedeutſame Quelle der Altertumskunde iſt verſchüttet unmittelbar vor dem Zeitpunkte, als der allmählich erwachte Sinn für dieſe Dinge ſich zum höchſten altertumskundlichen Intereſſe geſteigert hat! Mit dem, was ſich mehr als tauſend Jahre unter recht ungünſtigen Verhältniſſen, wenn auch natürlich oft verblaßt, erhalten hatte, wurde innerhalb von fünfzig Jahren gründlich aufgeräumt. Der Landmann fing an, ſich der alten unmodernen Dinge zu ſchämen, er wollte nicht zu den Ungebildeten gehören, er wollte ſich nicht lächerlich machen; dies aber iſt es, was der Landmann am allermeiſten fürchtet. Man kehrte dem „wertloſen Kram" den Rücken; man ſtopfte dem erzählenden Großvater den Mund; an die Stelle des Geraunes traten Zeitungswitze und Großſtadtſchlager; die Jugend ſang nur noch ſogenannte moderne Lieder.

Wenn ich bei meiner Landſchaftsforſchung einen Landbewohner, ob Mann oder Frau, ob jung oder alt – ſei es auch mit aller Vorſicht, wie beiläufig –, frage, ob ſich die Leute von dieſer oder jener Stelle nichts zu erzählen wüßten, ſo habe ich noch nicht einen einzigen getroffen, der nicht ſofort in Verteidigungsſtellung übergegangen wäre und den Verdacht, daß er an ſolche Dinge glaube, weit von ſich abgewieſen hätte, um dann nach

gebührender Beruhigung zu behaupten, daß er nichts wiſſe. Im allgemeinen weiß man in der Tat auch *faſt nichts* mehr, und ich merke nur, daß frühere Generationen einmal irgend etwas gewußt haben müſſen. In vereinzelten Fällen kommt dann noch etwas zutage, etwa eine Benennung, die ſich gehalten hat, oder das Gerücht, daß an einer Stelle Gold vergraben ſei. Dieſes hat ja in dem materialiſtiſchen Geſichtskreiſe ſeinen Wert nicht eingebüßt. Es gab kaum jemand, der ſich bemühte, dem einfachen Mann den Unterſchied zwiſchen Glauben und Aberglauben, zwiſchen ſagenumwobener Erinnerung an alte Zeiten und törichtem Geſchwätz klar zu machen. Die einzigen, die den allerletzten Reſt alter Erinnerungen noch retten können, ſind unſere Lehrer auf dem Lande, wenn ſie ſich an die Alten über ſiebzig Jahre wenden.

In der Zerſchlagung der Überlieferung und völkiſcher Werte in dem Augenblick, wo er ſie am nötigſten hat, iſt auch ein Stück des tragiſchen Geſchicks zu erblicken, welches den deutſchen Michel trotz ſeiner Leiſtungsfähigkeit ſo oft umſpinnt. Es iſt ſeine Gründlichkeit im Denken und Tun, die ihn faſt immer über die Linie des unmittelbaren praktiſchen Bedürfniſſes hinausſchießen läßt, während andere Völker im gegebenen Augenblick ſo trefflich auf „Doktrinen und Prinzipientreue“ verzichten können.

Wie ſehr die Dinge, von denen wir hier zuletzt geredet haben, als Gegenſtände der Wiſſenſchaft anzuerkennen ſind, wenn auch mit aller gebotenen Vorſicht, davon wird ſich jeder überzeugen, der an die Beobachtung und Erforſchung ſeiner Landſchaft als Ort, wo unſere Vorfahren gelebt und gewirkt haben, herantritt.

Jedes Geſchehen liegt in der Starrheit des Vergangenen unabänderlich feſt wie Guß aus Erz. Die menſchliche Auffaſſung von dem Geſchehenen – *die Geſchichte* – bemüht ſich, das Geſchehen zu erfaſſen, ohne es vollkommen erfaſſen zu können. Aber es liegt im Weſen der Geſchichte, daß ſie ſich den Anſchein zutreffender Wahrheit gibt. Sie ſetzt ſich im Menſchengeiſt feſt. Sofern ſie ſich auf die Gründe und großen Zuſammenhänge des Geſchehens bezieht, dient ſie als Rahmen und unentbehrlicher Halt für das Einzelwiſſen. Sie macht ſich zu einem Hilfsmittel des geordneten Geſamtdenkens, der Weltanſchauung. Sie ſetzt einer Abänderung möglichſten Widerſtand entgegen.

Aber die Geſchichte iſt nicht wie Guß aus Erz. Sie iſt wie künſtlich geſchmiedetes Eiſen, welches in andere Richtung gebogen werden kann, ſo ſchwer es auch ſein mag. So verhält es ſich auch mit der Auffaſſung vom Germanentum. Irrig, wie dieſe iſt und wie ſie ſich offenkundig erwieſen

hat, wohnt ihr doch die ganze Widerſtandskraft eines gewohnten Weltanſchauungsbegriffs inne. Werden die Kräfte ausreichen, um das verbogene Stahlband endlich ganz in die Richtung zu bringen, die der Wirklichkeit entſpricht?

Es gibt ſolche, die dazu ein *Überbiegen* in die entgegengeſetzte Richtung für unbedingt notwendig halten als das Erfordernis eines Naturgeſetzes.

Jedenfalls ſoll ausreichend begründeten Arbeitshypotheſen ihr Recht nicht verkümmert werden. Es iſt nicht „unwiſſenſchaftlich" und widerſpricht keinem Wahrheitsſatze, unſern Vätern das Höchſte zuzutrauen.

Ausgangspunkt und Vorausſetzung unſerer Forſchung iſt die uns durch die *Vererbungslehre* gebrachte und durch ſämtliche anderen neueren Erkenntniſſe beſtätigte Gewißheit, daß die in den germaniſchen Vorfahren vorhandene körperliche und geiſtige Veranlagung, nur geringfügig von erworbenen Eigenſchaften beeinflußt, als unverändertes Erbgut bis zu ihren wirklichen Nachkommen in unſerer Zeit gelangt iſt. Wenn wir uns unſere Kinder ſofort nach ihrer Geburt in die einſtige germaniſche Welt zurückverſetzt denken, um dort mit den germaniſchen Kindern aufzuwachſen, ſo würden ſie ſich mit dieſen in gleicher Linie befinden. Sie würden um deswillen, weil ſie im 20. Jahrhundert geboren ſind, keine hervorragende Rolle ſpielen; ſie würden nicht klüger denken, nicht feiner empfinden, nicht anders wollen als die altgermaniſchen Kinder.

In bezug auf die Mittelmeervölker iſt es uns gar kein auffälliger Gedanke, daß die alten vor mehreren tauſend Jahren nicht nur dasſelbe, ſondern ſogar weit mehr geleiſtet hätten, als die ſpäteren; denn die Zeugen der alten Kultur reden ihre deutliche Sprache. Mit der alten germaniſchen Kultur ſind im Unterſchied von den Mittelmeerländern zugleich ihre Zeugen vernichtet, die unmittelbar zu uns reden könnten. *Darum haben wir uns von der Torheit überzeugen laſſen, daß wir Deutſchen von der Romaniſierung durch Karl an plötzlich andere Weſen mit anderer Veranlagung, mit anderem Streben und anderem Leiſtungsvermögen geworden ſeien.*

Dieſe Torheit ſinkt immer mehr zuſammen. Dahin wirken auch die in immer raſcherer Folge in die germaniſche Vergangenheit fallenden einzelnen Lichtſtrahlen; aber ſie ſind nur Beſtätigung. Wichtiger noch iſt das uns gewordene wiſſenſchaftliche Recht, von unſerem Weſen aus weſensmäßige Schlüſſe auf das Tun und Laſſen der Väter zu ziehen, die vormals in Germanien ihr Leben auslebten. Dies Recht wird uns zu einem unüberſchätzbaren Vorteil bei dem von uns unternommenen

gebührender Beruhigung zu behaupten, daß er nichts wiſſe. Im allgemeinen weiß man in der Tat auch faſt nichts mehr, und ich merke nur, daß frühere Generationen einmal irgend etwas gewußt haben müſſen. In vereinzelten Fällen kommt dann noch etwas zutage, etwa eine Benennung, die ſich gehalten hat, oder das Gerücht, daß an einer Stelle Gold vergraben ſei. Dieſes hat ja in dem materialiſtiſchen Geſichtskreiſe ſeinen Wert nicht eingebüßt. Es gab kaum jemand, der ſich bemühte, dem einfachen Mann den Unterſchied zwiſchen Glauben und Aberglauben, zwiſchen ſagenumwobener Erinnerung an alte Zeiten und törichtem Geſchwätz klar zu machen. Die einzigen, die den allerletzten Reſt alter Erinnerungen noch retten können, ſind unſere Lehrer auf dem Lande, wenn ſie ſich an die Alten über ſiebzig Jahre wenden.

In der Zerſchlagung der Überlieferung und völkiſcher Werte in dem Augenblick, wo er ſie am nötigſten hat, iſt auch ein Stück des tragiſchen Geſchicks zu erblicken, welches den deutſchen Michel trotz ſeiner Leiſtungsfähigkeit ſo oft umſpinnt. Es iſt ſeine Gründlichkeit im Denken und Tun, die ihn faſt immer über die Linie des unmittelbaren praktiſchen Bedürfniſſes hinausſchießen läßt, während andere Völker im gegebenen Augenblick ſo trefflich auf „Doktrinen und Prinzipientreue“ verzichten können.

Wie ſehr die Dinge, von denen wir hier zuletzt geredet haben, als Gegenſtände der Wiſſenſchaft anzuerkennen ſind, wenn auch mit aller gebotenen Vorſicht, davon wird ſich jeder überzeugen, der an die Beobachtung und Erforſchung ſeiner Landſchaft als Ort, wo unſere Vorfahren gelebt und gewirkt haben, herantritt.

Jedes Geſchehen liegt in der Starrheit des Vergangenen unabänderlich feſt wie Guß aus Erz. Die menſchliche Auffaſſung von dem Geſchehenen – die Geſchichte – bemüht ſich, das Geſchehen zu erfaſſen, ohne es vollkommen erfaſſen zu können. Aber es liegt im Weſen der Geſchichte, daß ſie ſich den Anſchein zutreffender Wahrheit gibt. Sie ſetzt ſich im Menſchengeiſt feſt. Sofern ſie ſich auf die Gründe und großen Zuſammenhänge des Geſchehens bezieht, dient ſie als Rahmen und unentbehrlicher Halt für das Einzelwiſſen. Sie macht ſich zu einem Hilfsmittel des geordneten Geſamtdenkens, der Weltanſchauung. Sie ſetzt einer Abänderung möglichſten Widerſtand entgegen.

Aber die Geſchichte iſt nicht wie Guß aus Erz. Sie iſt wie künſtlich geſchmiedetes Eiſen, welches in andere Richtung gebogen werden kann, ſo ſchwer es auch ſein mag. So verhält es ſich auch mit der Auffaſſung vom Germanentum. Irrig, wie dieſe iſt und wie ſie ſich offenkundig erwieſen

hat, wohnt ihr doch die ganze Widerſtandskraft eines gewohnten Weltanſchauungsbegriffs inne. Werden die Kräfte ausreichen, um das verbogene Stahlband endlich ganz in die Richtung zu bringen, die der Wirklichkeit entſpricht?

Es gibt ſolche, die dazu ein *Überbiegen* in die entgegengeſetzte Richtung für unbedingt notwendig halten als das Erfordernis eines Naturgeſetzes.

Jedenfalls ſoll ausreichend begründeten Arbeitshypotheſen ihr Recht nicht verkümmert werden. Es iſt nicht „unwiſſenſchaftlich" und widerſpricht keinem Wahrheitsſatze, unſern Vätern das Höchſte zuzutrauen.

Ausgangspunkt und Vorausſetzung unſerer Forſchung iſt die uns durch die *Vererbungslehre* gebrachte und durch ſämtliche anderen neueren Erkenntniſſe beſtätigte Gewißheit, daß die in den germaniſchen Vorfahren vorhandene körperliche und geiſtige Veranlagung, nur geringfügig von erworbenen Eigenſchaften beeinflußt, als unverändertes Erbgut bis zu ihren wirklichen Nachkommen in unſerer Zeit gelangt iſt. Wenn wir uns unſere Kinder ſofort nach ihrer Geburt in die einſtige germaniſche Welt zurückverſetzt denken, um dort mit den germaniſchen Kindern aufzuwachſen, ſo würden ſie ſich mit dieſen in gleicher Linie befinden. Sie würden um deswillen, weil ſie im 20. Jahrhundert geboren ſind, keine hervorragende Rolle ſpielen; ſie würden nicht klüger denken, nicht feiner empfinden, nicht anders wollen als die altgermaniſchen Kinder.

In bezug auf die Mittelmeervölker iſt es uns gar kein auffälliger Gedanke, daß die alten vor mehreren tauſend Jahren nicht nur dasſelbe, ſondern ſogar weit mehr geleiſtet hätten, als die ſpäteren; denn die Zeugen der alten Kultur reden ihre deutliche Sprache. Mit der alten germaniſchen Kultur ſind im Unterſchied von den Mittelmeerländern zugleich ihre Zeugen vernichtet, die unmittelbar zu uns reden könnten. *Darum haben wir uns von der Torheit überzeugen laſſen, daß wir Deutſchen von der Romaniſierung durch Karl an plötzlich andere Weſen mit anderer Veranlagung, mit anderem Streben und anderem Leiſtungsvermögen geworden ſeien.*

Dieſe Torheit ſinkt immer mehr zuſammen. Dahin wirken auch die in immer raſcherer Folge in die germaniſche Vergangenheit fallenden einzelnen Lichtſtrahlen; aber ſie ſind nur Beſtätigung. Wichtiger noch iſt das uns gewordene wiſſenſchaftliche Recht, von unſerem Weſen aus weſensmäßige Schlüſſe auf das Tun und Laſſen der Väter zu ziehen, die vormals in Germanien ihr Leben auslebten. Dies Recht wird uns zu einem unüberſchätzbaren Vorteil bei dem von uns unternommenen

Eindringen in das für uns geſchaffene Dunkel der Vorzeit, ehe das Richtſchwert des Weſtfrankenherrſchers Karl in Verden triefte und ehe aus dem Scheiterhaufen Ludwigs die Aſche der germaniſchen Runentafeln und Pergamentrollen gen Himmel flatterte.

Wer will uns die Vernichtungstaten des 8. und 9. Jahrhunderts noch wieder als harmlos glaubhaft machen? Wer will die Empfindungen der deutſchen Seele Lügen ſtrafen, denen Hermann Löns (Die rote Beke) erſchütternden Ausdruck verleiht, oder den plumpen Verſuchen, einwandfreie Geſchichtswahrheit zu unterdrücken, Glauben ſchenken?

Unſer Ziel kann in der Tat nur die Gewinnung eines der Wahrheit entſprechenden Bildes vom Germanentum ſein.

Der Zweifel an der Richtigkeit des Hergebrachten darf auch an den Sätzen nicht vorübergehen, die als ſelbſtverſtändliche Vorausſetzungen der Geſchichtswiſſenſchaft des Altertums angeſehen werden. Selbſt die alten Schriftſteller, aus denen wir nicht nur die Geſtalten und Vorgänge, ſondern auch die Farben und Maßſtäbe für ein Bild vom Germanentum zu nehmen gewohnt waren, werden wir, ausgerüſtet mit den neuen Einſichten, ganz anders *leſen* können und müſſen als bisher. Für ein ſolches Leſen ſind es uns ſelbſtverſtändliche Vorausſetzungen, daß wir – ausreichend belehrt durch die Erfahrungen des Weltkriegs – grundſätzlich ſämtliche aus fremdem Munde ſtammenden Greuelberichte fallen laſſen, die gefärbten und entſtellten Kampfberichte nachprüfen und die dem Senſationsbedürfnis fremder Hirne entſprungenen Unſinnigkeiten und Unglaubwürdigkeiten z. B. der Sittenſchilderung gebührend beiſeite ſchieben, dazu auch unſere neuerlichen Erkenntniſſe vom religiös-kulturlichen Verhältnis der alten Völker untereinander auf die Berichte anwenden.

Es unterliegt keiner Frage, daß eine Durcharbeitung des uns zur Verfügung ſtehenden alten Quellenſtoffes im Lichte der Einſichten der letzten Jahrzehnte noch kaum in ihren Anfängen ſteht und deswegen eine lohnende und wichtige Aufgabe des deutſchen Vorgeſchichtlers iſt.

Hierbei bedarf es nun in hohem Maße der rechten Sachlichkeit, um nicht zu ſagen: Vorausſetzungsloſigkeit. Wiſſenſchaftliches Arbeiten ohne Vorausſetzungen iſt keineswegs ganz unmöglich. Es fragt ſich nur, wie ſtark ein wiſſenſchaftlich Arbeitender durch ſeine Vorausſetzungen innerlich gebunden iſt und wie weit ſie ihn zu „Vorurteilen“ geführt haben.

Wenn je – natürlich infolge eines geſchichtlichen Werdegangs – ein wiſſenſchaftlicher Standpunkt als unfrei und *mit Vorurteil belaſtet* dageſtanden hat, ſo war es das hergebrachte wiſſenſchaftliche Bild vom

Germanentum. Das Vorurteil überschattete alle in Frage kommenden Mauerreste und Burganlagen, es umnebelte die aufgedeckten Siedlungsplätze, es kroch in die Urnen der Hügelgräber, es überschleierte die herübergeretteten Skulpturen, Ornamente und Inschriften, es entwertete, falls Leugnung schlechterdings unmöglich war, die hervortretenden geistigen Zeugnisse, es gab Worte oder Sprachwerte ohne Not preis, es beschwerte die Feder, die sich zu einem günstigen Urteil anschickte und erfüllte den Schreibenden mit der Besorgnis, daß es ihm als „Unwissenschaftlichkeit" angerechnet würde, wenn er nicht vor dem Vorurteil seine Verbeugung machte.

Es sollte eigentlich überflüssig sein, zu betonen, daß es sich hier um die Darstellung einer einst herrschenden Geistesströmung, keineswegs aber um einen Angriff auf irgendwelche einzelne handelt, die sich der Strömung noch nicht haben entziehen können, und daß die immer zahlreicher werdenden Wahrheitssucher, auf deren Schultern wir ja stehen, unseres Dankes und unserer uneingeschränkten Anerkennung versichert sein dürfen, auch wenn die gleiche Linie noch nicht erreicht ist.

Ein logischer Schluß nach dem anderen aus dem gesicherten Wissen, und im Gefolge dieser Schlüsse oder auch ihnen vorangehend eine Erfahrung und eine Entdeckung nach der anderen wird den Weg erhellen, den die mit innerster Anteilnahme vordringende germanische Vorgeschichtswissenschaft betreten hat und gehen wird. Wir aber wollen das unsrige dazu tun.

Die bei den Eggsternsteinen gefundene Münze, vermutlich einen germanischen Priester (Goden) darstellend.

Namen- und Sachverzeichnis

Aachen 90
Abdinghof, Kloſter 66, 68, 76
Aberglaube 193
Achilleslauf 181
Adalhard . . . 149, 152, 156
Adam v. Bremen . . . 149
Adgandeſtrius 60
Aegypter 8, 12, 170
Aftermontag 77
Agiſterſtein 65
Agrarrecht 30, 33
Ahnenverehrung 83, 120, 174
Alemannen 29, 34
Alexandriner 126
Allodialweſen 30
Altar 128, 181
Altenbeken 7, 72
Altenburg b. Niederſtein 111 f., 122
Altkönig 120
Altſchieder 89
Altſternberg 120
Altupſala . . . . . 171 ff.
Amelungsburg 122
Ammianus 186
Ampſivarier 117
Anarchie 30
Anderſen, Dr. 172
Andree, Prof. 16, 69, 74, 129
Angrivarier . 39, 56, 59, 62
Angrivarierwall 49 ff., 57 f. 64
Annalen, Fränkiſche 49, 71
Annalen des Tacitus 38, 51, 52, 59, 62
Antike 26
Apoſtelbilder 66, 72
Archivrat K. 160
Argumenta e silentio 41, 182, 190
Ariantas 185
Arianer . . . 30, 97, 98
ariſch 37
Armutsgelübde 22
Aſen . . . 76 f., 78, 100, 105
Askeſe 22
Aſtanholte 168
Aſtarte 144
Aſtromythologie 144
Aſtronomie, germ. 8, 9, 65, 124 ff.
Augsburg 36, 77
Auguſtus, Kaiſer . . . 55
Aurich 137

Babilonie 115
Babylonier . . . 8, 12, 170
Bacchanalien 182
Bacchant 185
Bach, J. S. 23
Baduard, Biſchof . . . 153
Baldurchriſt . . . 97, 107
Bandel, E. v. 49
Barbarenvorurteil . . . 11
Baſtarner 183
Bauernkrieg 33
Bayern . . 29, 34, 43, 77
Beda 124
Beethoven 23
Beigaben . . 44, 45 f., 91
Bekehrungszeitalter 107, 109, 118, 178
Bekennerſchichten . . 81 ff.
Bellum Gallicum . . . 76
Belgien 162
Bergner 94
Berka 105
Bertrada 37
Berufsheer 169
Beſiedlung . . 19, 20, 42 ff.
Bevo 140, 142, 159
Beweiſe, mathem. . . . 134
Beyer . . 39, 42 Anm., 82
Bilderdienſt 83
Blätter für Freunde germ. Vorgeſchichte . 4
Blutsbrüderſchaft . . . 182
Blutvermiſchung 9, 17, 18
Bodenfunde 15, 16, 19, 20, 44, 84, 86, 187, 188
Bogenfeld 94
Böhmen 45
Bohlwege 48
Bombe, Prof. 86
Bonifatius . . 95, 101, 192
Boryſthenes 185
Bosporus 176
Brandgräber 45
Braunenbruch 140
Braunſchweig 150
Bremen 20
Brennus 19, 59
Bronzezeit 10, 18
Brücken 48, 176
Brukterer 39, 56
Brunnen 90
Burgen 26, 57
Butter 184

Caeſar, Julius 55, 76, 88, 99
Caligula 59
Campagna 48
Capelle . . . . . Anm. 42
Cellula 162
Chamaver 39
Chatten 57
Chattenfürſt 60
Chauken 58, 62
Cheruſker . . . 56, 60, 89
Chirih, chirch, church 77
Chriſtianiſierung 32, 34 f., 37, 67
Chriſtus 31
Circus 77
Cloſtermeier 51, 70
Colonia 50

Conradus, Graf . . . 163
Corby, Corbie, Kloſter 149, 161
Cortez 35
Corvey . . 12, 140, 148, 150
Crucifixus 95

Dämonenkult 23
Dampfbäder 184
Danzwieſen 119
Darius 175, 184
Dedingerheide 145
Delos 182
Delphi 174
Denkmälerforſchung . . 188
Deſpoten 176
Detmold 49, 51, 57, 65, 140, 172
Deutſch 25
Deutſches Land . . . 46, 48
Dewitz, C. 190
Diemel 71
Dienstag 77
Dieſterweg 125
Dillenburg 115
Dingplatz 112
Dionyſos 185
Diplomatiſche Begabung 183
Dolmetſcher 40, 184
Domdechant v. Paderborn 69
Dome 120
Donar, Thunar . . 77, 107
Donnerstag 77
Donau 183
Doppeltempel 130
Dörenſchlucht 116
Drachenleib 181
Drachen 107
Drachenſtein 65
Dreihügelheiligtum. 57, 172
Drexler . . . . . Anm. 56
Droſchkau 133
Druſus 53, 54
Duldſamkeit 192
Dunum 137
Düſterſiek, W. 172
Dux in Böhmen . . . 92

Ebenbürtig 177
Eberswalder Goldfund 10, 23, 44
Ebhardt 112
Ecbert 140, 142, 159
Ecclesia 77
Edda 100, 169
Eddaforſchung . . 79, 82, 100
Eggſternſteine 7, 15
Geſchichte der E. . 65 ff.
Ehrbegriffe 31
Eimbeck 167
Einbalſamierung . . . 184
Einflüſſe, Fremde . . . 83
Einhard 13, 29, 36, 71, 75
Einheitlichkeit, Germ. . 43
Einſiedler 67
Ekholm, Prof. 172
Elbe . . . . . 53, 57 f.
Elſterſtein 65
Emsfluß 49, 56, 57
England 77
Entartung des Glaubens 83
Eratoſthenes 126
Erbgut 109
Eresburg 71, 116
Erkenntnisquellen . . . 188
Eroberungspolitik Roms 59
Erz 184
Erziehungsweſen 22
Etrusker 92
Eunapius 186
Experimentalpſychologie. 15
Externſteine ſiehe Eggſternſteine

Fachausdrücke 36
Fahnerſche Höhe . . . 45
Falke . . . . . 152 f.
Fälſchungen 53
Fanatismus 27, 87
Färber 131
Faulhaber, Erzbiſchof . 50
Fauſtrecht . . 30, 117, 121
Fehdeweſen 30, 121
Feinſchmiedekunſt . . . 11
Feld . . . . . 170 f.
Felſenſarg 73
Feſte (des Jahres) . . 121
Feſtſtraße 139
Fetiſch 84, 86
Fetiſchismus 23
Fettfeuerung 184
Feudalſyſtem 30, 33
Feuer 99, 181
Fines 161
Fiſch . . . . . 104 f.
Fiſſenknicker Mühle . . 129
Flavus 51, 62
Fliegerbild 174
Florenz, Großherzog von 69
Florſchütz 45
Fluchtburg 90, 117, 123, 158
Flurnamen 81
Fohlenplacken 152
Fontanus . . . . . 164 f.
Franken . . . 32, 35, 102
fränkiſch 36
Frankreich 35
Franzoſen 32
Frauenbäder 184
Freiſtätte 113
Freitag 77
Freya (Fro) . . . 77, 107
Freyr 88, 172
Fricke, Fritz 131
Fricke, Lehrer H. . . . 152
Frömmigkeit 91
Fulda 112
Funde (ſiehe auch Bodenfunde) 84
Fürſtenallee (Feſtſtraße) 139
Fürſtenberg, Ferd. von, Biſchof. . . . 49, 72, 148 Anm. 150, 167

Gallien 35
Galliſches 87
Gaſtgeſchenke 44
Gebietsſchlauch 89
Gebrauchsgegenſtände . 44
Gefangene . . . . . 179 f.
Gehrden 112
Geiersberg 136
Geiſtererſcheinungen . . 160
Geiſtesgaben, Germ. . 24
Geiſteskultur 26, 29
Geiſtesleben, Germ. 79 ff., 80
Geläuf 173
Geld 47
Gelenos 184
Geographie Germaniens 56
Geographiſche Nachrichten 50

Geometer 173
Geräte 174
Germanenbild . . . 38, 41 ff.
Germanenkultur . . 23, 25 ff.
Germanenkunde 7, 14, 15, 23, 28
Germania des Tacitus 7, 38 ff., 52
Germanikus . . . 49, 55 ff.
Germanistik 28
Germantiker 7, 10
Gesang 121
Geschichtserzählungen . 22
Geschichtsquellen . 38, 196
Geschichtsverdunkelung 49 ff.
Geschichtswissenschaft . 11
Geschlechtsleben 31
Gesetzgebung 121
Gesinnungschristentum . 31
Gestirnheiligtum 66, 127, 129 f.
Gestüt 57
Getreide 184
Gewitter 181
Giefers . . . . . Anm. 67
Gierken 139
Gladiatoren 39
Glaubensgewohnheiten 106 f.
Gneisenau 133
Gode 122
Goethe 23
Gold 184
Goldschmiedekunst . . . 23
Golther 125
Gorkau 137
Goten 126, 169, 183
Götter . . 79, 86 ff., 91, 160
Götterbilder . . . 83, 102 f.
Götterhimmel 101
Gottesdienst 171
Gottesfreunde 33
Gottesfriede 121
Gottesgericht 117
Gotteshäuser 181
Gottessohn 99
Gottglauben . . . . 79 ff.
Gottheit 181
Gottvater 108
Götze 46
Grabfeld 57, 171
Gräben 122
Gräber 111, 112
Grabungen . . . 16, 44, 70
Graphische Kunst . . 11, 12
Grausamkeit 23
Grenzfeste 116, 123
Grenzmarken 37
Greueltaten (-berichte) 170, 178
Griechen . . 9, 92, 126, 182
Grimm, Gebr. 10, 77, 126 Anm.
Grochau 133
Großsteindenkmal . . . 171
Grundherren 30
Gudensberg 111
Gudenslau 145
Gürtelstern 145
Güteraustausch 27

Haenichen, General . . 146
Hagelrume 128
Haine, Heilige 13
Haithabu 15
Halle i. Westfalen . . 94
Haller, J. 43
Hamelmann . . 66, 72, 152
Hameln 68, 73
Handelsbeziehungen . 27, 44
Handelsplatz 170
Händler 54
Hanf 184
Hannibal 59
Happel 112
Harlingsberg 120
Hasenburg, v. 105
Hathumar, Bischof . . 149
Hausmeier 36
Haustenbeck . . . 56, 168
Heermann 55
Heide-Hethi 168
Heiligenbilder 108
Heiligenschein 10, 96
Heiligtümer, Germ. . 3, 29
Heinrich II., Kaiser . . 67
Heinrich, Bischof . . . 67
Heldengesang 27
Hellenen 175
Hellwege 54
Helmstedt 69
Herlingsburg . . . 89, 122
Herium, Insel 161
Hermann, der Cherusker 49, 60, 62, 64
Hermann, sein Name . 55
Hermannsdenkmal . . 49
Herodot 38, 40, 91, 175 f., 182 ff.
Herrenburg 114
Herrenvolk 175
Herrenwillkür 117
Hersfeld 98
Heruler 183
Hessen 98
Hethi . . . . . 148 ff.
Heunstein 115
Hildesheim 167
Hipparch 126
Hippokrates 177
Historien des Tacitus . 38
Hocker 46
Hochsitzsäulen 87
Hofmeister, Prof. . . . 111
Hölzermann 112, 117
Holzhausen 68, 69
Holzkonstruktion 141
Holzkultur 11, 12
Holzminden 152, 165
Hopmann, Prof. . 74, 129
Horn 72
Höxter 155, 166
Hoyningen-Huene v. . . 173
Hügelheiligtum . . . 172 ff.
Hügelgräber 139
Hugenottenzeit 36
Humanismus 8, 32
Hünengräber . . . 139, 142
Hünenkirche 142
Hutten, Ulrich v. . . . 114
Hyperboräer 8, 182

Ida, Frau 66
Ideal, Mönchisches . . 171
Idisiaviso 61, 62
Indogermanentum . . . 41
Indogermanisch . . . 19, 50
Indogermanistik 28
Inquisitionszeitalter . . 87
Inschrift v. J. 752 . . 192
Intermittierende Quelle 72
Internationalismus 8, 15, 33, 43

Irminſul 12, 71, 72 f., 74 ff., 76, 95 ff.
Iroſchotten . . . 30, 97, 98
Irrtümer . . 46, 49, 89, 93
Iſidor 124
Islam 9
Isländiſch 9
Iſtar . . . . . 144 f.
Italien 48
Italienzüge 31

Joch 181
Jordanes . . 126, 177, 186
Jordansmühler Widder. 84
judaiſtiſch 22, 83
Judentum 31
jüdiſcher Einfluß . . . 20
Julius Cäſar 55, 76
Jung, E., Prof. . . . 94
Jupiter 77
Jüten 183

Kaaksburg 112
Kahlenaſten 122
Kaiſerohnmacht 30
Kalenberg 89
Kalender 77, 124
Kalenderſtab 122
Kampfſpiel 119
Kampfſpielbahn 56, 57, 170 ff.
Kant 23, 91
Kapelle 144
Kapitularien 7
Karl, Kaiſer 7, 25, 29, 32, 34 ff., 45 f., 50, 66, 71 ff., 88, 97, 101, 149
Karl der Kahle 114
Kärnten 171
Kaſſiodor 126
Katalauniſche Gefilde . 171
Keillöcher an d. Eggſtern-ſteinen 74
Kelten 12, 16, 18 ff., 32, 35, 37, 43, 177
Keltomanie 20
Keltoſkythen 177
Kepler 23
Kern, J. 102, 107
Keſſel 184
Kilianskirche 104
Kimbern 59, 178
Kirche . . 77, 118, 120, 122
Kirchentum 82, 178
Kirchenväter . . . 32, 124
Klaſſiſch 175
Klaſſizismus 32, 43
Kleinſtaaterei 30
Klima 21, 23, 48
Klöſter 28
Kloſtergründung . . . 149 ff.
Kloſtermeier 51, 70
Kloſterweſen 30
Klugheit 183
Knechte 177
Koch, Prof. 92
Kohlſtock 45
Köln 50
Königslau 145
Königsſkythen 184
Konrebberswege 137
Konſervatismus 90
Konſtantin 77
Kornreichtum 47
Körperbeſtattung . . 45 f.
Körperpflege 184
Körperſchulung 170
Koſſinna 3, 10, 14 ff., 45, 46, 80, 92, 172
Köterberg . . . . 86 f., 122
Krecke 159
Kreuz 95
Kreuzberg 120
Kreuzungspunkt 138
Kreuzzüge 31
Kriegsplan des Germani-kus 60
Kriegsziel der Römer . 58
Kruzifix (Crucifixus) . 95
Kultbauten 26
Kultburgen . . 26, 110 ff. 147
Kultivierung 174
Kultſtätten . . . 57, 70, 73
Kultur, Germ. 174
Kulturbruch 3, 11, 23, 25 ff., 32, 33, 50
Kulturdünger 170
Kulturehre 24
Kulturformen 23
Kulturleben 41
Kulturvölker 23
Kummer, Bernh. . . . 179
Kunſt, Germ. 84
Kunſtgewerbe 169
Kyaxares 176
κυριακή 77

Lakedämonier 91
Land 46, 48
Landkarten 135
Landſchaftsforſchung 80, 90
Landverſchenkung . . . 30
Langenſeifersdorf . . . 136
Langelau . . . . . 56, 171 ff.
Langobarden 29
Lebensbaum 105
Lechfeld 171
Leer 137
Legionsadler 60
Leibeigenſchaft . . . 30, 33
Leiſtungsfähigkeit . . . 170
Lemgo 122
Leo, Papſt 34
Letzner . . . . . 11, 150 ff.
Leute, Liten . . . 30, 122
Liberalismus 33
Lieder 118
Lindenrinde 182
Lippe, Lipper Land . 49, 56
Lippe, Graf v. . 68, 69, 70
Lippequellen 149
Lippſpringe 57, 146
Liten, Leute . . . 30, 122
Litenaufſtand 33
Literatur, Alte . . . 26, 28
Livius 52
Löns, Hermann 98
Löſchke 86
Lübbecke 115
Lüchtringen 167
Ludwig d. Fr. 33, 97
Luftlinie 136
Lügde 89, 104
Lügenberichte . . . . . 51 ff.
Lüttich 36

Magik 23
Maguntia 50
Mainz 50
Mainfranken 36
Mallowend 60

Mannesnamen 177
Mannus, Zs. 46
Marchfeld 171
Marchshausen 152
Markengebiete . . 30, 45, 54
Markgenossen 54
Marklo 71
Marktplatz 181
Markomannen 45
Marmor 174
Marsfeld 171
Marser . . 55, 56, 60, 62
Martell, Karl 163
Marterialismus . 33, 93, 94
Mattium 111
Meier-Böke, Dr. . . . 90
Meierei, Gräfl. 140
Meinberg, Bad . . 74, 129
Meiners 69
Memphis 129
Menke 68, 69
Menschenopfer 179
Meridian 133
Merovinger 20, 36
Meßtischblätter 138
Metz 36
Metze, Dorf 111
Mexikanische Kultur . 35
Micus 159, 167
Micheltum, Deutsches 33, 96
Migne 162
Milseburg . . . 112, 118 f.
Minden 58
Mischkultur 86
Mischvolk 35, 36
Mittelalter 34
Mittelmeervölker 78, 79, 97
Mittwoch 77
Moguntiacum 50
Mönche 53
Möncherei 22
Mondkult . . 76 f., 99, 129
Monte Cassino 161
Monumenta Germ. 150, 161
Moore 48
Müller, R., Prof. 74, 127, 129
Museen 45
Museumsschätze . . . 44, 90
Museumswissenschaft . 26
Mystik 33
mystisch 168

Naharnavalen 96
Nassesand 140
Nationalfeste 57
Naturfreudigkeit 31
Naue 45
Neckel, Prof. 82, 126, Anm. 144, 177
Neudeck 133
Neugebauer, Prof. . . 143
Neuhaus im Solling . 152
Nibelungenlied 169
niederrassig 170
Nikolajew 177
Nikopol 177
Nissen, Prof. 131
Nomadenvolk 176
Norden, E., Prof. . . 177
nordisch 124
Nordostrichtung 128
Norikum 47
Norwegen 131

Oberholzhausen 68
Obermarsberg 7
Obersachsen 43
Oda, Nonne . . . 139, 142
Oder 34
Odin 88, 172
Odry 131
Oechsen, Männchen von 84
Oesterholz . . . 126, 139 ff.
Oesterholzer Kultburg 57, 130, 157
Opfer 83, 179
Orakel 175
Orientalisches 78, 79, 87, 120
Originalität . . . 93, 124
Orion . . . . . 144 f.
Ornamentik 26, 104
Orosius 186
Ortsnamen . . . 50, 51, 81
Ortung . . . . . 131 ff.
Ortungsmal 122
Ortungssatz 126
Osning 65, 116
Osningmark 56 f., 121, 130, 171
Ostendorf 173
Osterberg 122
Ostera . . . 107, 140, 145
Ostfalen 167
Ostfriesland 137
Ostpolitik 31
Ostthüringer 43
Ostvölker 31
Otternsteine 120

Paderborn 50, 68, 139, 149
Paderborner Reichstag . 66
Palast 185
Pannonien 47
Päpste 30, 31
Papstchristentum . . . 32
Papsttum 33
Parteien 162
Patrimonium 162
Patrologie 162
Pauline, Fürstin . . . 70
Petrusfigur 66
Pfahlgrenze 30
Pferde 90, 106, 179
Pflug 181
Pharisäertum 31
Phönizier 92
Pilger 119
Pippine 36
Plato 8
Plinius d. Ä. 52
Plytenberg 137
Polizist 185
Pollenforschung . . 48, 173
Posidonios 177
Präzession 129
Priester . . . 91, 101, 106
Priesterin 178
Prietze 81 Anm., 171 Anm.
psychologisch 21, 28
Ptolemäus 50, 72
Pyramide 120
Pyrmonter Opferbrunnen . . . . 5., 89 ff.

Quälwollust 23
Quellen 158
Quelle, intermittierende . 72
Quellendienst 90
Quintilius Varus 53, 55, 64

Rabbelsberg 137
Rachezüge der Römer 55, 57 ff., 64
Rachezug des Darius . 184
Radbertus 161
Rationalismus 33
Raserei 182
Rassenfrage 35
Rassenlehre 28
Raubritterburgen . . . 30
Realkultur . . . 10, 26, 80
Recheninstitut, astronom. 143
Recht 27, 30, 33
Reformation 33
Refugium 116
Rehme 73
Reinerth, Prof. 141, 147, 173
Reiterschar 169
Reiterspiele 171
Reliefbild der Eggsternsteine 66, 70
Religion 27, 180
Religionsbekennerschichten 81
Religionsdarstellung . . 178
Religionseinheit 43
Religionsgeschichte . . 90
Renaissance 8
Rennbahn . . . 170, 172 f.
Rennsteige 54
Reuter, S. . . . 82, 131
Revolutionen 32
Rheinfranken 36
Rhön 119
Riem, Prof. 129
Ringwall . . . 77, 110 ff.
Röhrig, Dr. . . . 131, 137
Römhild 112, 120
Rom 38
Romantik 33
Romanen 27
Romanisierung 15, 32, 34, 37, 97
Römer, römisch 9, 35, 38, 92, 170
Römerkriege 111
Römerlager 145
romfränkisch 43
Römisches Reich Deutscher Nation . . 29, 32
Rotenbach . . 56, 152, 158
Rudbeck 172
Rudolf, Abt von Fulda 71
Rübel 30, 90
Rückbildungsdrang 18, 21, 22
Rundbogen . . . . . 98 f.
Runenforschung 90
Runenschrift 12
Runenzeichen . . 65, 182
Rupes picarum 65
Ruten 181

Sacellum 68, 70, 127 ff., 145
Sachsen 29
Sachsenkrieg 34
Sachsenstämme 117
Sadersdag 77
Saga, Sagaforschung 79, 82, 90, 169
Saga 36, 68, 119
Sagenstoff 27
Salza 149
Salzburg 124
Satanisierung . . 68, 90
Saturday 77
Saturn 77
Säulentempel 120
Schädel 177
Schale 181, 184
Schaten 159
Schattenwerfer 129
Schickfalseinheit 43
Schlei 34
Schlüsselburg 58
Schmieder, Prof. 82, 88, 100
schnurkeramisch 46
Schölzel 90
Schradin, Generalmajor 131
Schranken 122
Schrift, germ. 27
Schrifttum 27
Schrifttum, mönchisches 71 f., 85
Schriftwerk, germ. 12, 23, 40, 109
Schröder, Oberstlt. . . 147
Schuchardt, Prof. 10, 23, 60, 111 f., 141, 171
Schulung 169
Schulungsburg 57
Schwanold, Schulrat 140, 173
Schwarz, Schwarzmeier 140, 142, 159
Schwarz, Oberbaurat . 119
Schwedenschanze . . . 140
Seeberg . . . . . 45 f.
Segest . . . . . 51 ff., 116
Seife 184
Sektentum 33
Senne 174
Sennelager 174
Sennepferde 173
Siedelung 86, 111
Siegfried 55
Siekholz 89
Sigiburg 116
Silber 184
Sinfeld 171
Sinkbach 152, 158
Sinnbild (Symbol) 26, 81, 95, 97
Sintfeld 71
Sirius 144
Sitteneinheit 43
Sittenvorzüge, germ. 24, 31
Sklaven 39
Skythes 181
Skythen . . . . 40, 175 ff.
Skythien 183
Slaven, slavisch . 18, 20, 31
Solinus 177
Solling 150
Sommersonnenwende 69, 74
Sonnenkult 76 f., 98 f., 129
Sonnenloch 129
Sonnenrad 96
Sonnenwarte 68, 70, 74 f., 127 ff., 145
Sonntag 77
Spanien 9
Spatenwissenschaft 10, 26, 27, 28, 44, 90
Spaurds 24, 169
Spelbrink 170
Sperrwälle 116
Spielanger 171
Spiele 121
Spiele, olymp. 174
Spielplätze 170

Sport . . . . . 119, 169 ff.
Spracheinheit 43
Sprachforschung . . . 90
Sprachkenntnis 40
Spukgeschichten 139
Staatenbildung 43
Stadion, Berliner . . 173
Städte 30, 50
Städtenamen 50
Ständer 128
Stedinger 33
Steigbügel-Armringe . . 45
Standbilder 84
Steinacker 152
Steindenkmäler 85
Steinhuder Meer . . . 60
Steinkirchen 97
Steinkultur 24
Steinpyramiden 132
Steinsburg 112
Steintanz 131
Steintischhügel . . 74, 129
Stephan 131
Stephanus, hl. 155
Sternhof 142
Steuerauflage 37
Stief, W. 85, 95
Stolzenau 60, 64
Stonehenge 129, 131, 171 f.
Sturm, Abt 167
Südengland 171
Sueton 59
Sugambrer 55, 56
Symbol siehe Sinnbild
Symbolforschung . . . 90

Tabiti 180
Tacitus 38 ff., 49, 51 f., 58, 60, 83, 88, 112
Tanz 118
Tempel 83, 174
Tempelschatz 74
Tenkterer 39
Tertullian 32
Teuderi 50
Teufel, Teufelswerk 13, 104, 119
Teut, Teutberg . 49, 50, 51
Teutmeier 51
Teutobod 169
Teutoburg . . . . 49 ff., 64
Teutoburger Wald 51, 56, 64, 78, 139
Teutoburgiensis saltus 51, 56, 64, 78, 139
Teutonen 59
Theiß 34
Theoderich 65
Theodrat 149
Theologie 109
Theotmalli 49
Thidrek 65
Thiel, E. 102
Thiele, K. 161
Thingstätte . . 112, 132, 181
Thonerius 50
Thor 88, 172
Thorstein surtr 125
Thumelicus 51
Thüringen, Thüringer 29, 34, 43, 46, 98, 171
Thusnelda 51
Tiber 34
Tiberius 53, 55
Tieburg 121
Tiergestalt 104
Tiestag 77
Tilhen, Nevelin, lipp. Kanzler 70
Timm 131
Tiwas 77
Tonna 45
Topograph 133
Torfschicht 173
Töterdreh 51
Tote Hand 30
Totenbeigaben . . 44 f. 91
Totenehre 171
Totschweigen 172
Tracht, priesterl. . . . 96
Translatio S. Viti 150, 161
Trierer Tempelplatz 14, 84, 86
Triumphzug . . . . 58 ff.
Türme 120
Tutorium 50
Tympanon 94
Tyr 77

Ulfilasbibel 27
Unduldsamkeit 23, 31
Unger, Prof. 129
Upsala (Altupsala) . 171 ff.
Upstalsbom 137
Ur in Chaldäa . . . 129 f.
Urbesiedelung 44
Urchristentum 98
Ureinwohner 42
Urgermanen 124
Urkunden . . . 30, 53, 65
Utarp 137

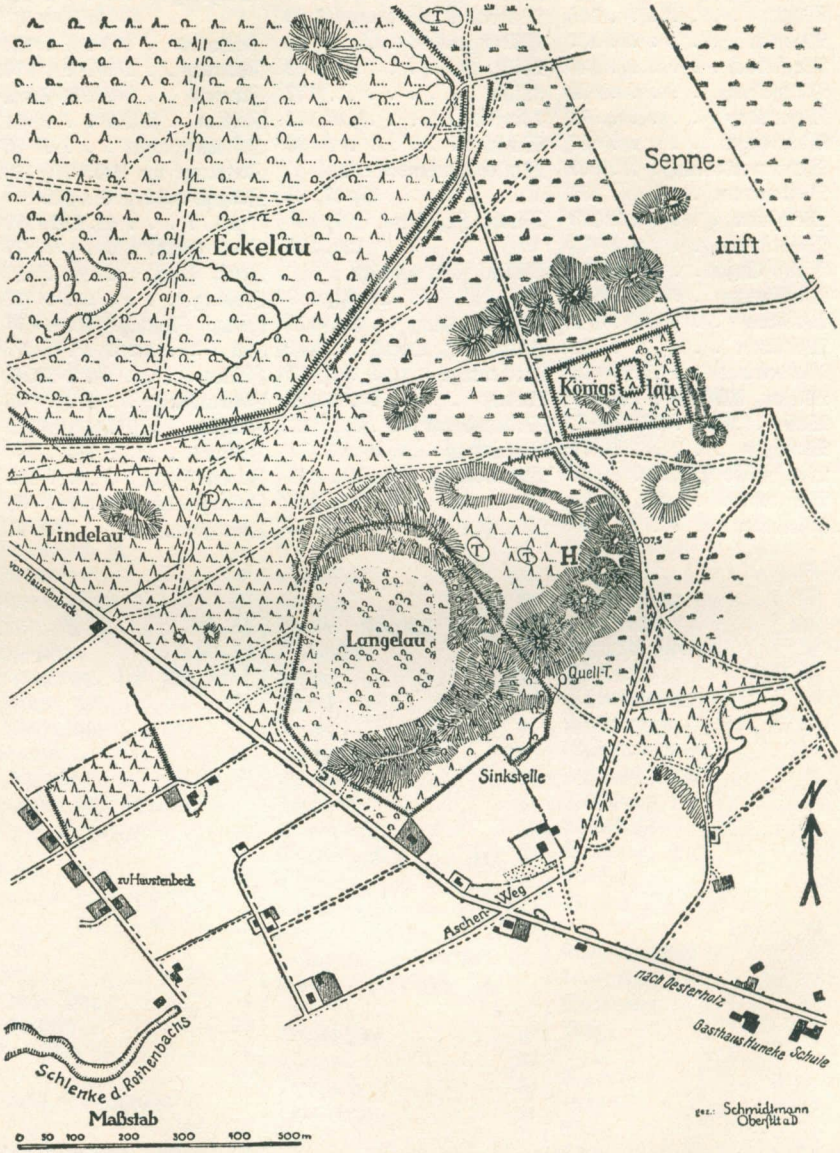
Valens 186
Varin 159
Varus 53, 55, 64
Varusschlacht 55, 60
Varusschlachtfeld 49, 50, 55, 56
Vatergott 181
Vellejus Paterculus . . 53
Verächtlichmachung . . 53
Vererbung 40
Vererbungslehre 3, 9, 17 ff., 90, 93, 94, 97, 124
Verfallserscheinungen . 84
Vergil, Bischof v. Salzburg 124
Verwelschung 33
Vienenburg 120
Virgilius Maro 96
Vlotho 60, 64
Völkermythologie . . . 90
Volksburgen . . 57, 110 ff.
Volksentrechtung . . . 117
Volksgut, altes 95
Volkslieder 12
Volkssache 169
Vonderau, Prof. . . . 119
Vorburg 121
Vorgeschichte, deutsche 14, 28, 90
Vorgeschichtlich 141
Vorurteile 92, 98
Votivgaben 91
Vug 112

Wachtberg . . . . . 133 ff.
Waffen 174
Wala 149
Wall 177
Wallburgen . . . . 110 ff.
Wallfahrtsort, germ. 69, 73
Waldland 181

Wandelſtern 77
Wanderſkythen . . . 176 f.
Wanen 100
Warften 137
Waſſerbach 140
Wechſelburg 94
Wednesday 77
Wehrburgen 57
Wehrenverbindung . . . 69
Weidenruten 182
Weihſtätte 113
Weihtümer 73
Weiß, Eugen 131
Weisſagung 181
Weistum 181
Weltflucht 31
Wendelringe 45
Werden, Kloſter . . . 68, 69
Weſer . . . . . 57, 58 ff.
Weſtfalen 77
Weſtfäliſche Pforte . . 60
Weſtfranken . . 29, 36, 89
Wiesbaden 90
Wigand 159, 165
Wigmod 20
Wildbad 90
Wildungen 90
Wille, H. 82
Wilſer 177
Winfeld 171
Winfried 94
Winterſonnwend-Symbol 65, 67, 73
Wirth, H., Prof. 107, 126, 131
Wiſſenſchaft, deutſche 10, 93, 189
Wittekindsburg 115
Wittenſtein, Oberſt . . 147
Wochentage 77
Wodan 107
Wodansdienſt 84
Wodanstag 77
Wohnburgen 30
Wohnpodien 119
Wohnſitze 86
Wurm, Prof. . . . 161, 167
Würzburg 149

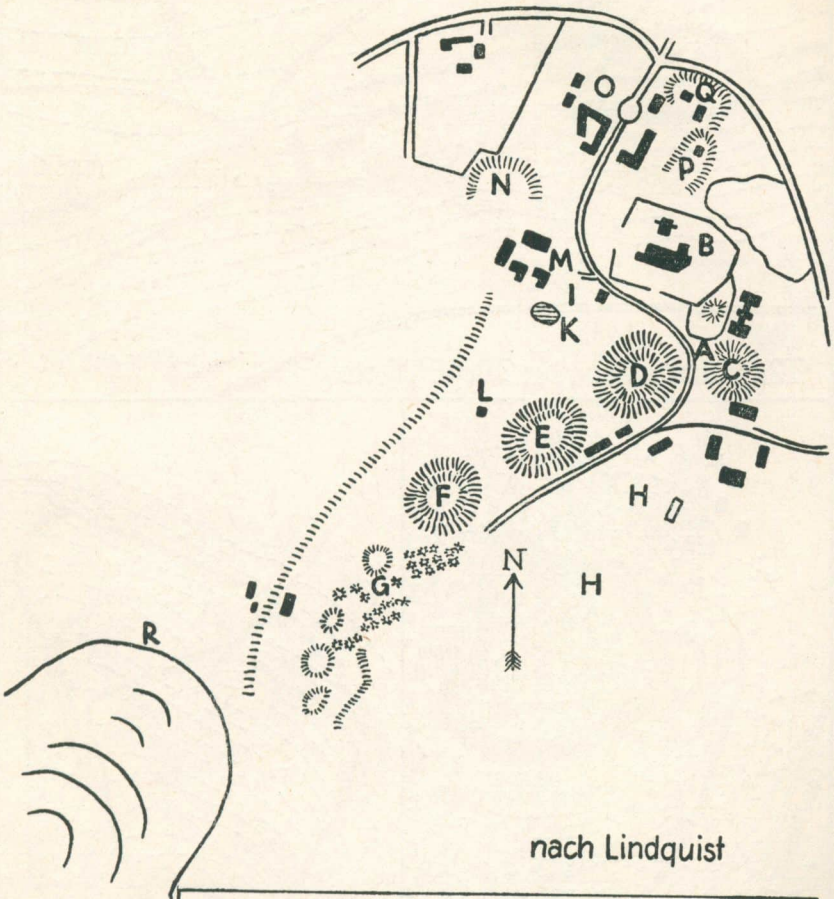
Zacharias 124
Zaterdag 77
Zaunert . . . . . 36 Anm.
Zeichen 81
Zeitalterwechſel 25
Zeitgrenze um 800 . . . 113
Zeugnis aus dem Schweigen 41, 182, 190
Zeus, Gott 77
Zeuß, Prof. 19
Ziſburg 77
Ziſtag, Ziuſtag . . . 77
Ziu 77
Zobten . . . . . 135 ff.
Zölibatsunfug 22
Zollfeld 171
Zoſimos 183
Zuverläſſigkeit 185
Zwangsbekehrer 50
Zwangstaufe 71

Dreihügelheiligtum und Kampfspielbahn Langelau



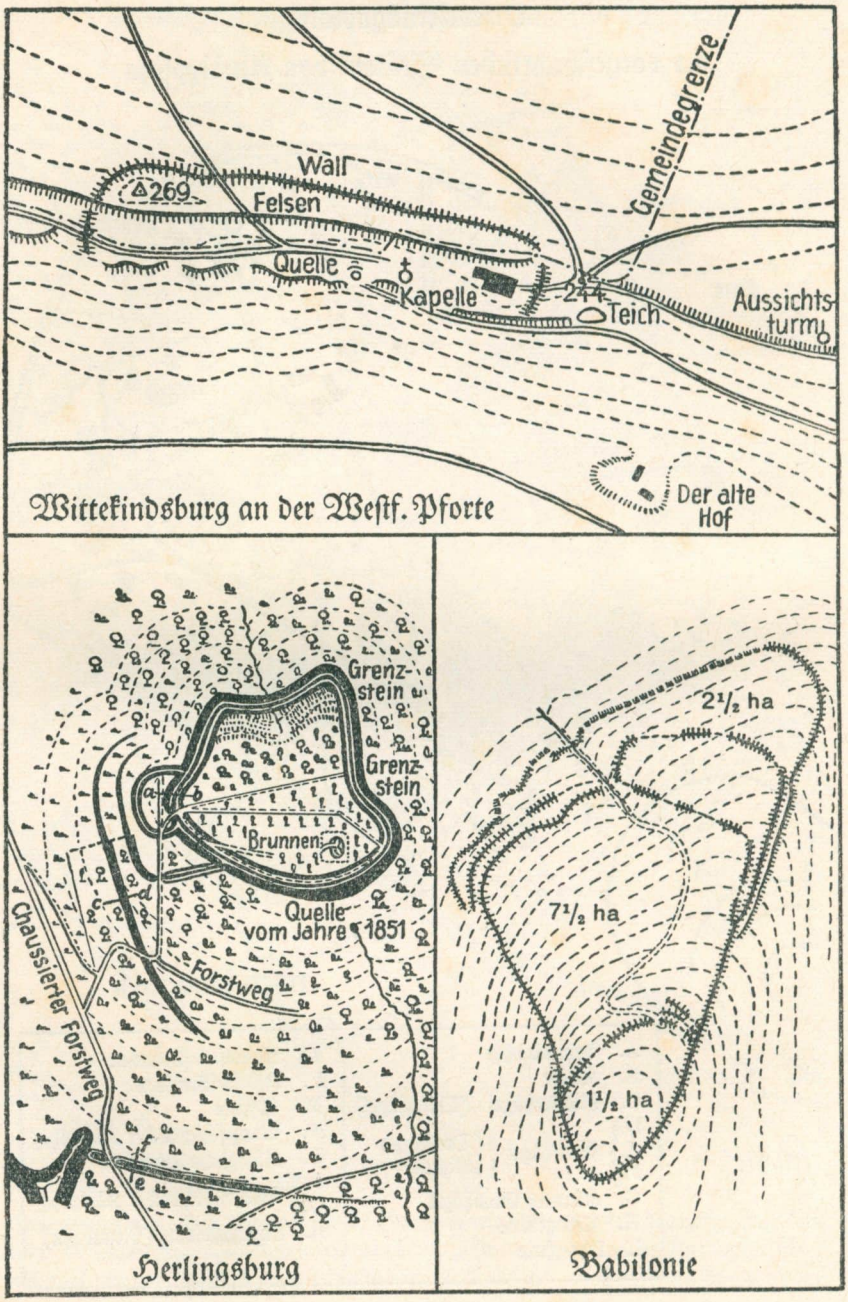
Erläuterungen: 1. Das Eckelau, Lindelau, Langelau und Königslau sind staatliches Eigentum, desgl. die Sennetrift. 2. ∿∿ bedeutet Umwallung. 3. In der Mitte des Langelau bedeutet ∩∩∩ niedriges Buchengebüsch. H = Hügelheiligtum. 4. T = Teich. × Stand des Photographen.

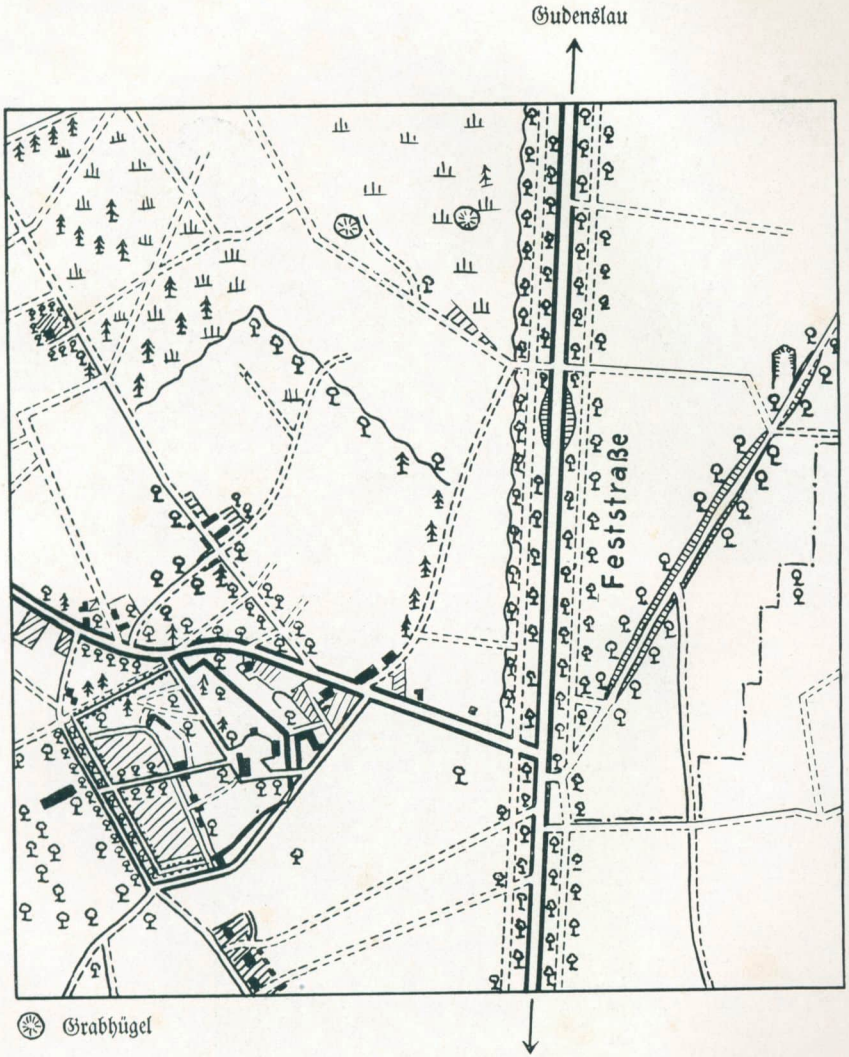
Orientierungsplan
der vorgeschichtlichen Stätten von Alt-Uppsala



nach Lindquist

A. Armenbüchse	K. Minnurs-Brunnen
B. Kirche	L. Urdals-Brunnen
C. Richterhügel (Thinghügel)	M. Pfarre
D. E. F. Grabhügel (Dreihügel-heiligtum)	N. Vorgeschichtlicher Königshof
G. Kleinere Grabhügel	O. Königliche Domäne
H. Thingebene	P. Q. Vorgeschichtlicher Königshof
I. Opferhain	R. Rennarbanan (Rennbahn)

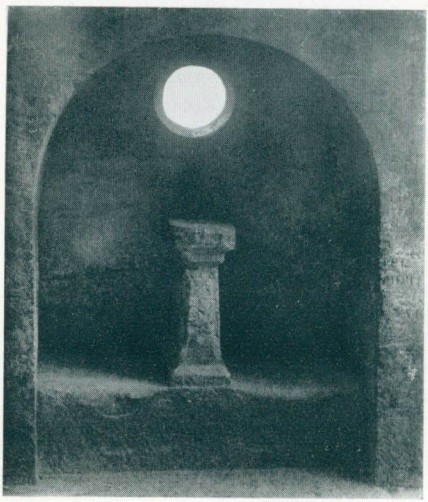

Wittekindsburg an der Westf. Pforte
Wall
△269
Felsen
Quelle
Kapelle
Teich
Gemeindegrenze
Aussichts-turm
Der alte Hof
Grenz-stein
Grenz-stein
Brunnen
Quelle vom Jahre 1851
Forstweg
Chaussierter Forstweg
Herlingsburg
2½ ha
7½ ha
1½ ha
Babilonie



Kultburg Oesterholz

Eggſternſteine. Geſamtanſicht

Aufnahme Photo-Zentrale Ludwig Römer, Detmold



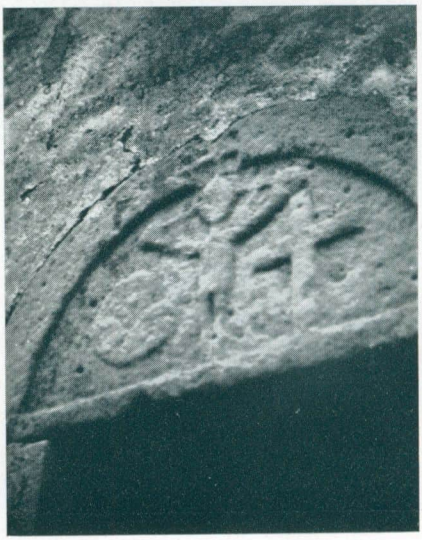
Eggſternſteine. Sonnenwarte

Kampfspielbahn Langelau

Eggsternsteine. Wintersonnenwendrune

Aufnahme Photohaus Schönlau, Horn i. Lippe

Das Bild von Elstertrebnitz



Giebelfeld an der Kirche zu Schlozau

Der Heidenstein zu Arnau. Rückseite

Der Heidenstein zu Arnau. Vorderseite

Kleines Reiterſtandbild Karls des Großen
(aus Metz; jetzt im Carnavalet-Muſeum Paris). 9. Jahrhundert
Aufnahme Dr. F. Stoedtner, Berlin

Karl der Große. Kopf der nebenstehenden Figur

Eggsternsteine. Kreuzabnahmeskulptur

Aufnahme Photo-Zentrale Ludwig Römer, Detmold